

Inv. 699.

# Goethes Werke.

Fünfundzwanzigster Band.

---

Stuttgart.

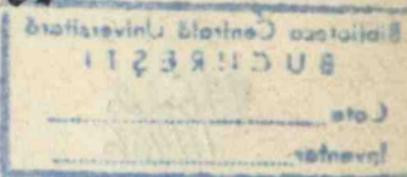
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

Inv. 699.

77622

Goethes



# ausgewählte Werke.

Fünfundzwanzigster Band.

BIBLIOTECA  
J. AL. CANTACUZIN



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1868.

111456

Biblioteca Centrală Universitară  
**BUCHUREŞTI**

## **BUCHURESTI**

Cette

77622

Inventor

111456

RC 90/01

B.C.U.Bucuresti



C111456

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

## Inhalt.

	Seite
Benvenuto Cellini . . . . .	1
Anhang . . . . .	99
Nameaus Neffe . . . . .	163
Anmerkungen . . . . .	252
Nachträgliches zu Nameaus Neffe . . . . .	290
Diderots Versuch über die Malerei . . . . .	303

---

## Diderot.

Im Jahr 1797 fiel Schiller Diderots Aufsatz über die Malerei in die Hand. Die belebende Gesellschaft dieses Geistes stärkte ihn. Dabei kam ihm doch vor, daß es Diderot ergehe, wie vielen andern, die das Wahre mit ihrer Empfindung treffen, aber es durch das Raisonnement manchmal wieder verlieren. Goethe stimmte damit überein und erklärte Diderot für ein merkwürdiges Beispiel, der bei einem so hohen Genie, bei so tiefem Gefühl und klarem Verstand, doch nicht auf den Punkt kommen könne, zu sehen: daß die Kultur durch Kunst ihren eigenen Gang gehen müsse, daß sie keiner andern subordinirt sein könne, daß sie sich an alle übrige so bequem anschließe, was doch so leicht zu begreifen sei, weil das Factum so klar am Tage liege. Die Abhandlung selbst hatte für ihn aber eine besondere Bedeutung; zwar schien sie veraltet, da sie gegen die pedantischen Manieristen der französischen Schule gerichtet war und ihren Zweck längst erfüllt hatte; aber er sah, daß Diderots Gesinnungen, die nur vom Manierirten zum Gesunden hinüberführen sollten, noch als theoretische Grundmaximen fortpulken, so daß man es nicht mit Diderot, sondern mit denen zu thun hatte, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mit bewirken geholfen, an ihrem wahren Fortgange hinderten, indem sie auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur hinschleiften und ebenso wenig geneigt waren, eine gründliche Kenntniß der Natur, als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern. Er hielt deshalb eine Uebersetzung für zeitgemäß und begleitete dieselbe (die zuerst in den Prophyläen 1799 erschien) mit Zwischenreden, die er mehr humoristisch als künstlerisch nennen wollte, wobei er denn, wie er scherzend bemerkte, als der Ueberlebende Recht behält. — Erst 1819 wurde die Uebersetzung in den zwanzigsten Band der Werke aufgenommen.

Ein anderes Werk Diderots kam im Jahr 1804 in Goethes Hände. Schillers Schwager v. Wolzogen hatte eine Abschrift des ungedruckten Gesprächs 'Name aus Neff'e in Petersburg erhalten und Schiller zur

Übersetzung und Herausgabe mitgetheilt. Schiller hatte keine sonderliche innere Aufforderung zu einer solchen Arbeit und überließ sie Goethe, der durch häufiges Unwohlsein verhindert wurde, sich mit gesammelter Stimmung ernsteren Beschäftigungen hinzugeben. Während Schiller Racines Phädra übertrug, übersetzte Goethe den Neffen Rameaus. Der Dialog war zwischen 1760 und 1764, nach dem Erscheinen von Palissots 'Philosophen' und vor dem Tode des Musikers Rameau abgefaßt, wahrscheinlich gleich nach Palissots Pasquill, das im Mai 1760 aufgeführt ward. Ueber den Inhalt und die Bedeutung dieses Stücks gibt Goethe in den Anmerkungen unter 'Palissot' und 'Philosophen' die vollständigste Auskunft. Palissot hatte die Verfasser der Encyclopädie, d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius u. a. als selbstsüchtige Thoren, deren Grundsätze zum Taschendiebstahl führen, dem Gelächter preisgegeben. Diderot rächte sich in dem Dialoge, indem er einen an der äußersten Grenze der Abscheulichkeit gezeichneten Burschen bekennen läßt, daß Palissot in allen den Eigenschaften, die er rückhaltlos an sich blos legt, ihm noch um einige Stufen überlegen sei. Neben Palissot erscheinen dann die übrigen Spießgesellen Fréron, Poinsinet, Baculard und in gewisser Weise auch Bret, d'Olivet, le Blanc, Batteux und Robbé sammt allen verschrienen Musikern, Schriftstellern, die keine Leser finden, ausgepfiffenen Schauspielern und Schauspielerinnen und platten Schmarotzern, an deren Spitze zu stehen Rameaus Neffe sich zur Ehre rechnet. Diese Figur hat wirklich existiert; es war ein Brudersohn Rameaus, des Musikers, aus Dijon, Sohn eines dortigen Apothekers, verheirathet gewesen (Diderot läßt es unbestimmt, ob die Frau gestorben oder entlaufen) und Vater eines Sohnes. Man weiß nicht, ob man beim Anblick dieses Burschen der Lust zum Lachen oder dem Triebe der Verachtung folgen soll. Er zeigt sich als Repräsentant jener cynischen Genies, die man aus der Gesellschaft austößt, und denen keine andere Wahl bleibt, als Bettler oder Schmeichler zu sein, in deren garstigen Köpfen so richtige Gedanken mit so viel Tollheit gemischt sind; Tagediebe, Thoren, die, um ein Mittagessen zu erschnappen, das sie alle aus ihren Löchern hervortreibt, das Talent, den Narren zu machen und sich zu erniedrigen, so weit treiben als möglich, die aber doch ihr Ehrgefühl auf ihre Art haben, indem sie sich wohl wegwerfen, aber es ohne Zwang thun wollen. Sie haben die Philosophie der Liederlichkeit bis zur Vollkommenheit ausgebildet und essen, um zu leben, das theure Brot, Wissenschaft und Tugend anzugreifen; sie lästern, wenn sie unterhalten, sie kuppeln, wenn sie dienen. Ihr Charakter ist niemals falsch, wenn es ihr Vortheil heischt, wahr zu sein, niemals wahr, wenn sie es einigermaßen nützlich finden, falsch zu sein. Ihnen ist für die Welt, in der sie leben und leben wollen, Wissen,

Kunst und Moral unnütz, alles eitel: Vaterland, Freundschaft, Amt, Erziehung, Familie. Nur Eins ist ihnen wichtig und dies Eine leitet ihre Gesinnungen und Handlungen: sie wollen zu lauen haben; die Gesetze der Mastification sind ihnen die Grundgesetze der Dinge, und was sich nicht daraus herleiten lässt, gilt ihnen als Unsinn.

Es ist deutlich, daß dieses Bild, das Diderot von den Schmarotzern der Reichen, den Parasiten der Literatur entwirft, bloß widerwärtig wirken müßte, wenn ihm nicht andre Züge beigemischt wären. Indem er den Repräsentanten der Gattung reden lässt, um seinen eigentlichen Feind, Palissot, zu treffen, greift er tiefer; er weiß die Gesellschaft, die an diesen Nichtswürdigen Gefallen findet, als Hintergrund zu schildern und sie zur Mitschuldigen an allen jenen Abscheulichkeiten zu machen, welche seine bitre Satire an diesen Elenden entdeckt. Ohne diese Fäulniß der Gesellschaft würden die Parasiten nicht bestehen können. Aber Diderot weist zugleich darauf hin, indem er Rameau als ausgeworfen darstellt, daß es in der Gesellschaft anfängt, gegen dies Gesindel zu gähren, wie man denn wirklich in Paris begann, diese Literaten und Journalisten, deren Ehre es war, die Ehre Andrer zu untergraben und zu beslecken, zur Seite zu schieben, um mit den Enzyklopädisten zu ernsteren Dingen und höheren Aufgaben einzulenken. Zugleich aber lehrt Diderot dem Burschen, den er so abscheulich abmalt, Eigenschaften, die es erklärliech machen, weshalb die Gesellschaft, die nur amüsiert sein will, an ihm und seinem Gelichter Geschmack finden konnte. Er mischt unter seine Tollheiten richtige Gedanken, macht ihn zum Meister einer geläufigen Conversation, zum lebendigsten Mimiker und vor allem zum Vertheidiger eines neuen Geschmacks in der Musik, der sich mit Duni, dem Vertreter des heitern Elements in der Tonkunst, damals gegen den von Lulli begründeten und von dem ältern Rameau, der das Princip des Grundbasses durchführte, aufs Neue verstärkten Geschmack an der großen Oper Bahn zu brechen begann. Diese, allerdings nur gelegentlich eingeflochtenen Partieen, die aber vollkommen genügen, um dem Neffen Rameaus einigen Halt zu geben, benutzte Goethe, seine Ausführung über die beiden Grundrichtungen in der Musik in den Anmerkungen mitzutheilen. Er bekennt zwar gegen Zelter, daß er die Musik mehr durch Nachdenken, als Genuß, also nur im Allgemeinen kenne; aber Zelter, dem man weder Einsicht in das Wesen der Musik absprechen, noch den Charakter des Schmeichlers nachsagen kann, ist ordentlich böse, daß Goethe und Diderot mehr von der Musik verstehen, als er. 'Ich habe niemals etwas gelesen, das mir die Augen so mit Bangen aufgerissen hätte, wie diese Schrift'. Goethe lehrt nun, alle neuere Musik werde auf zweierlei Weise behandelt, entweder als selbst-

ständige Kunst, die man in sich selbst ausbilde, ausübe und durch den verfeinerten Sinn genieße, wie es der Italiener zu thun pflege; oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setze und sie dergestalt bearbeite, da sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer sei und bleiben werde. Beide Arten streben in gewissen Individuen nach Vereinigung und seien auch wohl dazu gelangt, aber die Trennung bestehet seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik. Der Italiener befleißige sich der lieblichsten Harmonie, der gefälligsten Melodie, er strebe an der bloßen Bewegung sich zu ergezen, des Sängers Kehle zu Rathen zu ziehen und das, was diese an gehaltenen Tönen oder Rouladen leisten könne, glücklich hervorzuheben; die andre Partei hingegen habe mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrücke, vor Augen und halte mit ihm zu wetteifern für Pflicht; seltsame Harmonien, unterbrochne Melodien, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge suche man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Der Deutsche habe, wie der Italiener, den Gesang, eine Zeit lang auch die Instrumentalmusik als eine besondre, für sich bestehende Kunst betrachtet, ihr Technisches vervollkommt und sie fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte ausgelöst, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tiefen Ausbildung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt sei. Wie über Musik und Musiker verbreitet sich Goethe in den Anmerkungen auch über französische Literatur und Schriftsteller; er rückt darin manches aus der düstern Beleuchtung Diderots in ein freundlicheres Licht, da er nicht wie der Franzose in der Sache Partei zu nehmen, sondern objectiv darzustellen hatte. Denn Palissot war so wenig ein Schmarotzer nach Nameaus Art, wie die Encyclopädisten Taschendiebe. Er überlebte Diderot, freilich nur als Mensch, um 30 Jahre, da er erst 1814 im Alter von 84 Jahren starb; seine literarische Celebrität war längst vor ihm dahin. Ohne Diderot und Goethe würde er in Deutschland kaum noch genannt sein. Ob er je von Diderots Satire gehört, ist zweifelhaft, denn diese wurde nur abschriftlich verbreitet und zuerst in Goethes Uebersetzung veröffentlicht. Aus dieser übersetzten einige junge Franzosen den Dialog, sammt den eingeschalteten dem deutschen Uebersetzer eigenen Stellen, ins Französische zurück und erklärten, als in der Folge das Original nach einer unter Diderots Augen im Jahr 1760 veranstalteten Copie gedruckt wurde, diese Ausgabe für unecht, worüber sich dann ein literarischer Streit erhob, in dem auch Goethe zum Zeugniß aufgerufen wurde.

**Benvenuto Cellini.**

## Biertes Buch.

### Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Gefellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeschickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Cardinals Ferrara und seiner zwei Gefellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester mit ihren sechs jungen Töchtern findet. Seite 1.

### Zweites Capitel.

Cellini wird von dem Großerzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Haushofmeister. S. 7.

### Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gefellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt, eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli sich eifersüchtig und tödlich gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Befriedigung mit ihrem Sohne anzulagern. S. 14.

### Biertes Capitel.

Der Autor, verbrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venetien, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut

behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum Besten fördern, weil es ihm an Hilfsmitteln fehlt. Er belagt sich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier, und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen, sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

S. 22.

### Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Unfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er, ihn zu ermorden; doch da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig, und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Gahmed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorstatuen Cellinis, als einem Apoll, Hyacinth und Narciss. — Durch einen Zufall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

S. 30.

### Schütes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellinis Geschicklichkeit, in Erz zu gießen, und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. — Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. — Die Statue gerath zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

S. 40.

### Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michel Agnolo, betreffend eine Porträtmöste des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom, zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michel Agnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michel Agnolo lehnt es ab, mit der Entschuldigung, weil er bei St. Peter angestellt sey. — Cellini kehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn möchten. — Er wird mit dem Fürsten wieder aussöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung dieser Begebenheit. — Bernardone setzt es beim Herzog durch, daß dieser gegen Cellinis Freindin.

S. 50.

### Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Aussöhnung der Florentinischen Festungsarbeiten angestellt. — Wortsreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellini händelt mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo — Die verstümmelten Figuren

werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verschlimmert wird. — Verdruß mit Bernardone, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus: sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicedönig nach Sizilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

S. 59.

### Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet auf seinem Wege einem Alchimisten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntnis giebt, und ihn mit einer Karte von seiner eigenen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er kehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchstlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für den Thor von St. Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltungen giebt der Herzog diesen Vorschlag auf. — Der Autor erbietet sich, zwei Pulte für den Thor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren in Erz auszuzieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

S. 71.

### Zehntes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptun aus einem großen vorrätigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellinis Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanati den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Gift bei, und er wird mit Mühe gereitet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanati verdrängt.

S. 80.

### Elftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, daß er von dem Magistrat in einem Prozeß erduldet, den er mit Sbietta führt. — Er begiebt sich zum Herzog nach Livorno, und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hilfe. — Das Gift, das er bei Sbietta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in seinem Rechtsstreite mit Sbietta durch den Verrath des Raphael Schieggia erfährt. —

Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm, und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt, einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, veriwittwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen, und ihrem Gemahl, Heinrich II., ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal Medicis stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

S. 93.

## Viertes Buch.

---

### Erstes Capitel.

Der Verfasser, der seine Angelegenheiten in Ordnung gebracht, überläßt an zwei Gesellen Haus und Habe, und macht sich auf den Weg nach Italien. — Ascanio wird ihm nachgeschickt, um zwei Gefäße, die dem König gehören, zurückzufordern. — Schrecklicher Sturm in der Nachbarschaft von Lyon. — Der Verfasser wird in Italien von dem Grafen Galeotto von Mirandola eingeholt, der ihm die Hinterlist des Cardinals Ferrara und seiner zwei Gesellen entdeckt. — In Piacenza begegnet er dem Herzog Peter Ludwig. — Was bei dieser Zusammenkunft vorkommt. — Er gelangt glücklich nach Florenz, wo er seine Schwester mit ihren sechs jungen Töchtern findet.

Auf diese Worte des Cardinals ging ich nach Paris, und ließ zwei tüchtige Kästen zu meinen silbernen Gefäßen verfertigen. Als nun zwanzig Tage vorbei waren, machte ich Anstalt, und lud die beiden Gefäße auf ein Maulthier, das mir bis Lyon der Bischof von Pavia borgte, dem ich aufs Neue die Wohnung in meinem Castell gegeben hatte. Und so machte ich mich auf, mit Herrn Hippolyt Gonzaga, der in dem Dienste des Königs stand, und zugleich vom Grafen Galeotto von Mirandola unterhalten wurde. In der Gesellschaft waren noch einige Edelleute des Grafen und Leonhard Tedaldi, ein Florentiner. Ich überließ meinen Gesellen die Sorge für mein Castell und alle meine Sachen, worunter sich einige Gefäße befanden, welche sie endigen sollten. Auch meine Mobilien waren von großem Werthe: denn ich hatte mich sehr ehrenvoll eingerichtet; was ich zurückließ, mochte wohl 1500 Scudi werth seyn. Da sagte ich zu Ascanio, er solle sich erinnern, wie viel Wohlthaten er von mir erhalten habe; bis jetzt sey er ein Knabe ohne Kopf gewesen, es sey nun

Zeit, sich als ein Mann zu zeigen; ich wolle ihm alle meine Sachen in Verwahrung geben, und meine Ehre zugleich, und wenn die Bestien, die Franzosen, sich nur irgend etwas gegen mich vermesssen sollten, so hätte er mir gleich Nachricht zu geben: denn ich möchte sehn, wo ich wollte, so würde ich mit Post auf der Stelle zurückkommen, sowohl wegen der großen Verbindlichkeit gegen den König als wegen meiner eignen Ehre.

Ascanio sagte darauf unter verstellten, schelmischen Thränen: Ich kannte nie einen bessern Vater als euch, und Alles, was ein guter Sohn thun soll, will ich immer gegen euch thun. So wurden wir einig, und ich verreiste mit einem Diener und einem kleinen Französischen Knaben. Nach Verlauf eines halben Tages kamen einige Schatzmeister auf mein Schloß, die nicht eben meine Freunde waren, und dieses nichtswürdige Volk sagte sogleich zu Herrn Guido und dem Bischof von Pavia, sie sollten schnell nach den Gefäßen des Königs schicken; wo nicht, so würden sie es selbst thun, und mir nicht wenig Verdrüß machen. Der Bischof und Herr Guido hatten mehr Furcht als nöthig war, und schickten mir den Verräther Ascanio mit der Post nach, der gegen Mitternacht ankam. Ich schlief nicht, sondern lag in traurigen Gedanken. Wem lasse ich, sagte ich zu mir selbst, meine Sachen und mein Castell? O welch ein Geschick ist das, das mich zu dieser Reise zwingt! Wahrscheinlich ist der Cardinal mit Madame d'Estampes einverstanden, die nichts mehr wünscht als daß ich die Gnade des guten Königs verliere. Indessen ich so mit mir selbst uneins war, hörte ich die Stimme des Ascanio, stand sogleich vom Bett auf und fragte ihn, ob er gute oder traurige Nachrichten bringe? Gute Nachrichten! sagte der Schelm; nur müßt ihr die Gefäße zurückschicken: denn die schelmischen Schatzmeister schreien und laufen, so daß der Bischof und Herr Guido euch sagen lassen, ihr möchtet die Gefäße auf alle Weise zurückschicken. Uebrigens habt keine Sorge, und genießt glücklich diese Reise! Sogleich gab ich ihm die Gefäße zurück, die ich mit anderm Silber, und was ich sonst bei mir hatte, in die Abtei des Cardinals zu Lyon bringen wollte. Denn ob sie mir gleich nachsagten, es sey meine Absicht gewesen, sie nach Italien zu schaffen, so weiß doch Feder, daß man weder Geld noch Gold und Silber,

ohne ausdrückliche Erlaubniß, aus dem Reiche führen kann: wie hätte ich zwei solche Gefäße, die mit ihren Kisten ein Maulthier einnahmen, unbemerkt durchdringen wollen? Wahr ist's, sie waren schön und von großem Werthe, und ich vermutete mir den Tod des Königs, den ich sehr frank zurückgelassen hatte, und ich glaubte bei einem solchen Ereigniß nichts verlieren zu können, was in den Händen des Cardinals wäre.

Genug, ich schickte das Maulthier mit den Gefäßen und andern bedeutenden Dingen zurück, und setzte den andern Morgen mit gedachter Gesellschaft meinen Weg fort, und zwar unter beständigem Seufzen und Weinen. Doch stärkte ich mich einigemal mit Gebet, und sagte: Gott, dir ist die Wahrheit bekannt, und du weißt, daß meine Reise allein zur Absicht hat, sechs armen unglücklichen Jungfrauen ein Almosen zu bringen, so auch ihrer Mutter, meiner leiblichen Schwester. Zwar haben sie noch ihren Vater, er ist aber so alt, und verdient nichts in seiner Kunst, und so könnten sie leicht auf üble Wege gerathen. Da ich nun dieses gute Werk thue, so hoffe ich Rath und Hülfe von deiner göttlichen Majestät. Auf diese Weise stärkte und tröstete ich mich, indem ich vorwärts ging.

Als wir uns etwa eine Tagreise von Lyon befanden, es war ungefähr zwei Stunden vor Sonnenuntergang, that es bei ganz klarem Himmel einige trockene Donnerschläge. Ich war wohl den Schuß einer Armbrust weit vor meinen Gesellen hergeritten. Nach dem Donnern entstand am Himmel ein so großer und fürchterlicher Lärm, daß ich dachte, das jüngste Gericht sei nahe; als ich ein wenig stille hielt, fielen Schlossen ohne einen Tropfen Wasser, ungefähr in der Größe der Bohnen, die mir sehr wehe thatten, als sie auf mich fielen. Nach und nach wurden sie größer, wie Armbrustkugeln, und da mein Pferd sehr scheu ward, so wendete ich es um, und ritt mit großer Hast bis ich wieder zu meiner Gesellschaft kam, die, um sich zu schützen, in einem Fichtenwald gehalten hatte. Die Schlossen wurden immer größer, und endlich wie dicke Citronen. Ich sang ein Miserere, und indessen ich mich andächtig zu Gott wendete, schlug der Hagel einen sehr starken Ast der Fichte herunter, wo ich mich in Sicherheit glaubte. Mein Pferd wurde auf den Kopf getroffen, so

dass es beinahe zur Erde gefallen wäre; mich streifte ein solches Stück, und hätte mich todgeschlagen, wenn es mich völlig getroffen hätte; auch der gute Leonhard Tedaldi empfing einen Schlag, dass er, der wie ich auf den Knieen lag, vor sich hin mit den Händen auf die Erde fiel. Da begriff ich wohl, dass der Ast weder mich noch andere mehr beschützen könne, und dass nebst dem Miserere man auch thätig sein müsse. Ich fing daher an, mir die Kleider über den Kopf zu ziehen, und sagte zu Leonhard, der immer nur Jesus! Jesus! schrie, Gott werde ihm helfen, wenn er sich selbst hülfe; und ich hatte mehr Noth, ihn als mich zu retten.

Als das Wetter eine Zeit lang gedauert hatte, hörte es auf, und wir, die wir alle zerstößen waren, setzten uns, so gut es gehen wollte, zu Pferde, und als wir nach unsren Quartieren ritten, und einander die Wunden und Beulen zeigten, fanden wir eine Menge vorwärts ein viel größeres Unheil als das, was wir erduldet hatten, so dass es unmöglich scheint, es zu beschreiben. Denn alle Bäume waren zerschmettert, alle Thiere zerschlagen, so viel es nur angetroffen hatte. Auch Schäfer waren tot geblieben, und wir fanden genug solches Hagels, den man nicht mit zwei Händen umspannt hätte. Da sahen wir, wie wohlfeil wir noch davon gekommen waren, und dass unser Gebet und unser Miserere wirksamer gewesen war als Alles, was wir zu unserer Rettung hätten thun können. So dankten wir Gott und kamen nach Lyon. Nachdem wir daselbst acht Tage ausgeruht, und uns sehr vergnügt hatten, reisten wir weiter und kamen glücklich über die Berge; daselbst kaufte ich ein Pferd, weil die meinigen von dem Gepäck gedrückt waren.

Nachdem wir uns eine Tagreise in Italien befanden, holte uns Graf Galeotto von Mirandola ein, der mit Post vorbeifuhr, und da er bei uns stille hielt, mir sagte, ich habe Unrecht gehabt wegzugehen; ich solle nun nicht weiter reisen: denn wenn ich schnell zurückkehrte, würden meine Sachen besser stehen als jemals; bliebe ich aber länger weg, so gäbe ich meinen Feinden freies Feld, und alle Gelegenheit, mir Nebels zu thun; käme ich aber sogleich wieder, so würde ich ihnen den Weg verrennen, den sie zu meinem Schaden einschlagen wollten: diejenigen, auf

die ich das größte Vertrauen setzte, seyen eben die, die mich betrügen. Weiter wollte er mir nichts sagen, ob er gleich sehr gut wußte, daß der Cardinal Ferrara mit den beiden Schelmen eins war, denen ich meine Sachen in Verwahrung gegeben hatte; doch bestand er darauf, daß ich auf alle Weise wieder zurückkehren sollte. Dann fuhr er weiter, und ich gedachte dessen ungethut, mit meiner Gesellschaft vorwärts zu gehen. Ich fühlte bei mir aber eine solche Beklemmung des Herzens, und wünschte entweder schnell nach Florenz zu kommen oder nach Frankreich zurückzukehren; und weil ich diese Unschlüssigkeit nicht länger ertragen konnte, wollte ich Post nehmen, um nur desto geschwinder in Florenz zu sehn. Auf der ersten Station ward ich nicht einig; doch nahm ich mir fest vor, nach Florenz zu gehen, und dort das Uebel abzuwarten. Ich verließ die Gesellschaft des Herrn Hippolyt Gonzaga, der seinen Weg nach Mirandola genommen hatte, und wandte mich auf Parma und Piacenza.

Als ich an den letzten Ort kam, begegnete ich auf einer Straße dem Herzog Peter Ludwig Farnese, der mich scharf ansah und erkannte, und da ich wohl wußte, daß er allein Schuld an dem Uebel war, das ich im Castell St. Angelo zu Rom ausgestanden hatte, fühlte ich eine gewaltige Bewegung, als ich ihn sah. Da ich aber kein ander Mittel wußte, ihm aus den Händen zu kommen, so entschloß ich mich, ihn zu besuchen, und kam eben, als man das Essen weggenommen hatte, und die Personen aus dem Hause Landi bei ihm waren, die ihn nachher umbrachten.

Da ich zu Seiner Excellenz kam, machte mir der Mann die unmäßigsten Liebkosungen, die sich nur denken lassen, und kam von selbst auf den Umstand, indem er zu denen sagte, die gegenwärtig waren, ich habe lange Zeit in Rom gefangen gesessen. Darauf wendete er sich zu mir und sagte: Mein Benvenuto, das Uebel, das euch begegnet ist, thut mir sehr leid; ich wußte, daß ihr unschuldig waret, aber ich konnte euch nicht helfen: denn mein Vater that es einigen eurer Feinde zu Gefallen, die ihm zu verstehen gaben, als wenn ihr übel von ihm gesprochen hättet. Ich weiß es ganz gewiß, daß man die Unwahrheit von euch sagte, und mir thut euer Unglück äußerst leid. Er wiederholte

mit andern Ausdrücken eben diese Erklärung sehr oft, und es sah fast aus, als wenn er mich um Verzeihung bitten wollte. Dann fragte er nach allen Werken, die ich für den allerchristlichsten König gemacht hatte, hörte meiner Erzählung aufmerksam zu, und war überhaupt so gefällig als nur möglich. Sodann fragte er mich, ob ich ihm dienen wolle? Ich antwortete ihm, daß ich nicht mit Ehren die großen Werke, die ich für den König angefangen hätte, könnte unvollendet lassen; wären sie aber fertig, so würde ich jeden großen Herrn verlassen, nur um Seiner Excellenz zu dienen.

Nun erkennt man wohl bei dieser Gelegenheit, daß die große Kraft Gottes jene Menschen niemals ungestrafft läßt, welche, stark und mächtig, die Unschuldigen ungerecht behandeln. Dieser Mann bat mich gleichsam um Verzeihung, in Gegenwart von denen, die mich kurz darauf, so wie viele andere, die von ihm gelitten hatten, auf das Vollkommenste rächten. Und so mag kein Herr, so groß er auch sey, über die Gerechtigkeit Gottes spotten, wie Einige thun, die ich kenne, und die mich so schändlich verlebt haben, wie ich an seinem Orte sagen werde. Alles Dieses schreibe ich nicht aus weltlicher Eitelkeit, sondern um Gott zu danken, der mich aus so großen Nöthen erlöst hat. Auch bei allem, was mir täglich Nebels begegnet, beklage ich mich gegen ihn, rufe zu ihm, als zu meinem Beschützer, und empfehle mich ihm. Ich helfe mir selbst so viel ich kann; wenn man mich aber zu sehr unterdrücken will, und meine schwachen Kräfte nicht mehr hinreichen, zeigt sich sogleich die große Kraft Gottes, welche unerwartet diejenigen überfällt, die Andere unrechtmäßig verlezen, und das große und ehrenvolle Amt, das ihnen Gott gegeben hat, mit weniger Sorgfalt verwälten.

Ich kehrte zum Wirthshause zurück, und fand, daß gedachter Herzog mir schöne und ehrenvolle Geschenke an Essen und Trinken gesandt hatte; ich genoß die Speisen mit Vergnügen, dann setzte ich mich zu Pferde und ritt nach Florenz zu. Als ich daselbst anlangte, fand ich meine Schwester mit sechs Töchtern, die älteste mannbar und die jüngste noch bei der Amme. Ich fand auch meinen Schwager, der, wegen den verschiedenen Vorfällen der Stadt, nicht mehr an seiner Kunst arbeitete. Mehr als ein Jahr

vorher hatte ich ihnen Edelsteine und Französische Kleinode für mehr als 2000 Ducaten an Werth geschickt, und ich hatte ungefähr für 1000 Scudi mitgebracht. Da fand ich denn, daß, ob ich ihnen gleich vier Goldgulden des Monats gab, sie noch großes Geld aus meinen Geschenken nahmen, die sie täglich verkauften. Mein Schwager war so ein rechtschaffener Mann, daß, da das Geld, das ich ihm zu seinem Unterhalt schickte, nicht hinreichte, er lieber alles versetzte, und sich von den Interessen aufzehren ließ, als daß er das angegriffen hätte, was nicht für ihn bestimmt war: daran erkannte ich den rechtschaffenen Mann, und ich fühlte ein großes Verlangen, ihm mehr Gutes zu thun. Auch nahm ich mir vor, ehe ich aus Florenz ging, für alle seine Töchter zu sorgen.

---

## Zweites Capitel.

Tellini wird von dem Großherzog Cosmus von Medicis sehr gnädig aufgenommen. — Nach einer langen Unterhaltung begiebt er sich in des Herzogs Dienste. — Der Herzog weist ihm ein Haus an, um darin zu arbeiten. — Die Diener des Herzogs verzögern die Einrichtung. — Lächerliche Scene zwischen ihm und dem Hausmeister.

Unser Herzog von Florenz befand sich zu dieser Zeit, wir waren eben im August 1545, auf der Höhe von Cajano, einem Orte zehn Miglien von Florenz. Ich hielt für Schuldigkeit, ihm aufzuwarten, theils weil ich ein Florentinischer Bürger war, theils weil meine Vorfahren sich immer freundschaftlich zu dem Hause Medicis gehalten hatten, und ich mehr als jemand diesen Herzog Cosmus liebte; ich hatte aber dießmal nicht die geringste Absicht; bei ihm fest zu bleiben. Nun gefiel es Gott, der Alles gut macht, daß gedachter Herzog mir, als er mich sah, unendliche Liebkosungen erzeugte, und sowohl als die Herzogin nach den Werken fragte, die ich für den König gemacht hatte. Darauf erzählte ich gern alles und jedes nach der Reihe. Da er mich angehört hatte, sagte er zu mir: Ich habe das alles auch gehört und du redest die Wahrheit; aber welch einen geringen Lohn hast du für diese schönen und großen Arbeiten

erhalten! Mein Venvenuto, wenn du etwas für mich thun wolltest, so würde ich dich ganz anders bezahlen als dein großer König gethan hat, von dem du dich so sehr lobst. Darauf erzählte ich den großen Dank, den ich Seiner Majestät schuldig sey, daß sie mich aus einem so ungerechten Kerker gezogen, und mir so dann Gelegenheit gegeben hatte, so wundersame Arbeiten zu versetzen als jemals ein Künstler meiner Art gesunden hätte.

Indem ich so sprach, machte der Herzog allerlei Gebärden, als wenn er anzeigen wollte, daß er mich nicht hören könne. Dann als ich geendigt hatte, sagte er: Wenn du ein Werk für mich machen willst, so werde ich dich dergestalt behandeln, daß du vielleicht darüber erstaunen wirst, wenn nur deine Werke mir gefallen, woran ich nicht im Geringsten zweifle. Ich Armer, Unglücklicher fühlte ein großes Verlangen, auch unserer wundersamen Schule zu zeigen, daß ich indessen mich in andern Künsten mehr geübt hatte als man vielleicht glaubte, und antwortete dem Herzog, daß ich ihm gern von Erz oder Marmor eine große Statue auf seinen schönen Platz machen wolle. Darauf versetzte er, daß er von mir, als erste Arbeit, einen Perseus begehre; ein solches Bildniß habe er sich schon lange gewünscht. Darauf bat er mich, ich möchte ihm ein Modell machen, das in wenig Wochen ungefähr in der Größe einer Elle fertig war. Es war von gelbem Wachs, ziemlich geendigt und überhaupt mit großem Fleiß und vieler Kunst gearbeitet.

Der Herzog kam nach Florenz, und ehe ich ihm gedachtes Modell zeigen konnte, gingen verschiedene Tage vorbei, so daß es ganz eigentlich schien, als wenn er mich weder gesehen noch gekannt hätte, weshalb mir mein Verhältniß gegen Seine Excellenz nicht gefallen wollte; doch als ich eines Tags nach der Tafel das Modell in die Garderobe brachte, kam er mit der Herzogin und wenig andern Herren, die Arbeit anzusehen. Sie gefiel ihm sogleich, und er lobte sie außerordentlich. Da schöpfte ich ein wenig Hoffnung, daß er sich einigermaßen darauf verstehen könnte.

Nachdem er das Modell genug betrachtet hatte, gefiel es ihm immer mehr; zuletzt sagte er: Wenn du, mein Venvenuto, dieses kleine Modell in einem großen Werk ausführtest, so würde

es die schönste Arbeit sein, die auf dem Platze stünde. Darauf sagte ich: Gnädigster Herr, auf dem Platze stehen die Werke des großen Donatello und des verwundersamen Michel Agnolo, welches beide die größten Männer von den Alten her bis jetzt gewesen sind; indessen erzeigen Ew. Excellenz meinem Modell eine zu große Ehre, und ich getraue mir das Werk dreimal besser zu machen. Darüber stritt der Herzog ein wenig mit mir, und sagte, er verstehe sich recht gut darauf, und wisse genau, was man machen könne. Da versetzte ich, meine Werke sollten seine Zweifel über diese Streitfrage auflösen, und gewiß wollte ich ihm mehr leisten als ich verspräche; er möchte mir nur die Bequemlichkeit dazu geben: denn ohne dieselbe wäre ich nicht im Stande, das große Unternehmen zu vollbringen, zu dem ich mich verbände. Darauf sagte Seine Excellenz, ich sollte ihm schriftlich anzeigen was ich verlangte, und zugleich alle Bedürfnisse bemerken, er wolle alsdann deshalb umständlichen Befehl ertheilen. Gewiß, wär ich damals so verschmitzt gewesen, alles, was zu meinem Werke nöthig war, durch einen Contract zu bedingen, so hätte ich mir nicht selbst so großen Verdruß zugezogen, den ich nachher erleben mußte: denn in diesem Augenblick schien der Herzog den besten Willen zu haben, theils Arbeiten von mir zu besitzen, theils alles Nöthige deshalb zu befehlen. Freilich wußte ich nicht, daß dieser Herr auch sonst noch großes Verlangen zu andern außerordentlichen Unternehmungen hatte, und erzeigte mich auf das Freimüthigste gegen ihn.

Als ich nun mein Bittschreiben eingereicht, und der Herzog darauf vollkommen günstig geantwortet hatte, sagte ich zu demselben: Gnädigster Herr, das wahre Bittschreiben und unser wahrer Contract besteht weder in diesen Worten noch in diesen Papieren, sondern Alles kommt darauf an, ob mir meine Arbeit so gelingt, wie ich versprochen habe. Geschieht das, so kann ich hoffen, daß Ew. Excellenz sich auch meiner Person und Ihrer Versprechungen erinnern werde. Bezaubert von diesen Worten, von meinem Handeln und Reden, erzeigte mir der Herzog und seine Gemahlin die äußerste Gunst, die sich in der Welt denken läßt. Ich, der ich große Begierde hatte, meine Arbeit anzufangen, sagte Seiner Excellenz, daß ich ein Haus nöthig hätte,

worin Platz genug sei, um meine Defen aufzustellen, und Arbeiten von Erde und Erz zu machen, worin auch abgesonderte Räume sich befänden, um in Gold und Silber zu arbeiten: denn da ich wisse, wie geneigt er sey, auch von solcher Arbeit zu bestellen, so bedürfe ich hinlängliche Zimmer, um alles mit Ordnung anlegen zu können; und damit Seine Excellenz sähe, welches Verlangen ich trüge, Ihr zu dienen, so habe ich schon das Haus gesunden, gerade wie ich es bedürfe, und in der Gegend, die mir sehr wohl gefalle; weil ich aber nicht eher Geld oder sonst was von Seiner Excellenz verlange bis Sie meine Werke gesehen hätten, so hätte ich, zwei Kleinode, die ich aus Frankreich mitgebracht habe, anzunehmen, und mir dagegen das gedachte Haus zu kaufen, sie selbst aber so lange aufzuheben bis ich sie mit meinen Arbeiten wiedergewinnen würde. Es waren aber diese Kleinode sehr gut gearbeitet, von der Hand meiner Gesellen nach meinen Zeichnungen.

Nachdem er sie lange genug betrachtet hatte, sagte er diese günstigen Worte, welche mir die beste Hoffnung gaben: Nimm, Benvenuto, deine Kleinode zurück: denn ich verlange dich und nicht sie; du sollst dein Haus frei erhalten. Dann schrieb er mir folgende Resolution unter meine Supplik, die ich immer aufgehoben habe: Man besehe gedachtes Haus und erkundige sich um den Preis: denn ich will Benvenuto damit zu Willen leben. Nun dachte ich des Hauses gewiß zu sehn, und war sicher, daß meine Werke mehr gefallen sollten als ich versprochen hatte.

Nächst diesem hatte Seine Excellenz ausdrücklichen Befehl seinem Hofmeister gegeben, der Peter Franz Riccio hieß, von Prato gebürtig und ehemals ein ABC-Lehrer des Herzogs gewesen war. Ich sprach mit dieser Bestie und sagte ihr alles was ich bedürfte; denn in dem Garten des gedachten Hauses wollte ich meine Werkstatt aufbauen. Sogleich gab der Mann einem gewissen Cassirer den Auftrag, der ein trockener und spitzfindiger Mensch war, und Lactanz Gorini hieß. Dieses Menschchen mit seinen Spinnemanieren und einer Mückenstimme, thätig wie eine Schnecke, ließ mir mit genauer Noth nur so viel Steine, Sand und Kalk ins Haus fahren, daß man nicht gar einen Taubenschlag daraus hätte bauen können. Da ich sah, daß die

Sachen so bößlich kalt vorwärts gingen, fing mir an der Muth zu fallen; doch sagte ich manchmal zu mir selbst: Kleine Anfänge haben ein großes Ende! und machte mir wieder Hoffnung, wenn ich betrachtete wie viele tausend Ducaten der Herzog an gewisse häßliche Unformen von der Hand des bestialischen Vaccio Bandinelli weggeworfen hatte. So machte ich mir selbst Muth, und blies dem Lactanz Gorini in den H . . . . . , und um ihn nur vom Platze zu bringen, hielt ich mich an einige Lahme Esel und einen Blinden, der sie führte.

Unter allen diesen Schwierigkeiten hatte ich die Lage der Werkstatt entworfen, hieb Weinstöcke und Bäume nieder, nach meiner gewöhnlichen lebhaften Art, und ein wenig wüthend. Zu meinem Glück hatte ich von der andern Seite Tasso, den Zimmermann, zur Hand, und ich ließ ihn ein Gerippe von Holz machen, um gedachten Perseus im Großen anzufangen. Tasso war ein trefflicher Arbeiter, ich glaube der größte von seiner Profession, dabei gefällig und froh, und so oft ich zu ihm kam, eilte er mir entgegen, und sang ein Liedchen durch die Fistel, und ich, der ich schon halb verzweifelt war, sowohl weil ich hörte, daß die Sache in Frankreich übel ginge als auch weil ich mir hier wenig von dem kalten und langsamem Wesen versprach, mußte doch wenigstens über die Hälfte seines Liedchens anhören. Manchmal erheiterte ich mich mit ihm, und suchte wenigstens einen Theil meiner verzweifelten Gedanken los zu werden.

So hatte ich nun, wie oben gesagt, alles in Ordnung gebracht, und eilte vorwärts zu gehen, um so schnell als möglich jenes große Unternehmen vorzubereiten. Schon war ein Theil des Kalks verwendet, als ich auf einmal zu gedachtem Haushofmeister gerufen wurde. Ich fand ihn, nach Tafel, in dem Saale der Uhr, und als ich mit der größten Ehrfurcht zu ihm trat, fragte er mich mit der größten Strenge: wer mich in das Haus eingesezt habe, und mit welcher Befugniß ich darin angefangen habe mauern zu lassen? Er verwundere sich sehr, wie ich so kühn und anmaßlich seyn könne. Darauf antwortete ich, Seine Excellenz der Herzog habe mich in dieses Haus eingewiesen, und im Namen desselben der Herr Haushofmeister selbst, indem er darüber den Auftrag an Lactanz Gorini gegeben; dieser Lactanz

habe Steine, Sand und Kalk ansfahren lassen, und nach meinem Verlangen alles besorgt und mich versichert, er habe dazu Befehl von dem Herrn, der gegenwärtig diese Frage an mich thue.

Als ich diese Worte gesagt hatte, wendete sich gedachte Bestie mit mehr Bitterkeit zu mir als vorher, und sagte, daß weder Jener noch irgendemand, den ich anführe, die Wahrheit gesprochen habe. Darauf wurde ich unwillig und sagte: O Haushofmeister, so lange Dieselben der edeln Stelle gemäß leben, welche Sie bekleiden, so werde ich Sie verehren, und mit derjenigen Unterwürfigkeit zu Ihnen sprechen, als wenn ich mit dem Herzog selbst redete; handeln Sie aber anders, so werde ich nur den Peter Franz del Riccio vor mir sehen. Da wurde der Mensch so zornig, daß ich dachte, er wollte auf der Stelle närrisch werden, um früher zu seinem Schicksale zu gelangen, das ihm der Himmel schon bestimmt hatte, und sagte zu mir mit einigen schimpflichen Worten: er verwundere sich nur, wie ich zu der Ehre komme, mit einem Manne seines Gleichen zu reden. Darauf rührte ich mich und sagte: Nun hört mich, Franz del Riccio! ich will euch sagen, wer meines Gleichen sind; aber vorher sollt ihr wissen, eures Gleichen sind Schulmeister, die Kindern das Lesen lehren. Als ich diese Worte gesprochen hatte, erhob der Mann mit zornigem Gesichte die Stimme und wiederholte seine Worte. Auch ich machte ein Gesicht wie unter den Waffen, und weil er so groß that, so zeigte ich mich auch übermüthig und sagte: meines Gleichen seyen würdig mit Päbsten, Kaisern und großen Königen zu sprechen; meines Gleichen ginge vielleicht nur Einer durch die Welt, und von seiner Art durch jede Thüre ein Dutzend aus und ein. Als er diese Worte vernahm, sprang er auf ein Fenstermäuerchen, das im Saal war; dann sagte er mir, ich solle noch einmal die Worte wiederholen, deren ich mich bedient hätte, und ich wiederholte sie mit noch mehr Rühnheit als vorher. Ferner sagte ich, es kümmere mich gar nicht, dem Herzog zu dienen; ich wolle nach Frankreich zurück, welches mir völlig frei stehe. So blieb die Bestie erstaunt und erdfarb, und ich entfernte mich voller Verdruß, in der Absicht, in Gottes Namen fortzugehen, und wollte Gott, ich hätte sie nur ausgeführt!

Ich wollte nicht, daß der Herzog sogleich diese Teufelei erfahren sollte: deswegen hielt ich mich einige Tage zu Hause, und hatte alle Gedanken auf Florenz aufgegeben, außer was meine Schwester und meine Nichten betraf, die ich durch Empfehlungen und Vorsorge so gut als möglich eingerichtet hinterlassen, nach Frankreich zurückkehren und mir Italien aus dem Sinne schlagen wollte. Und so hatte ich mir vorgenommen, so geschwind als möglich alles in Ordnung zu bringen und ohne Urlaub des Herzogs oder jemand anders davon zu gehen.

Eines Morgens ließ mich aber gedachter Haushofmeister von selbst auf das Höflichste rufen, und fing an, eine gewisse pedantische Rede heruzusagen, in der ich weder Art noch Unmuth noch Kraft, weder Anfang noch Ende finden konnte. Ich hörte nur, daß er sagte, er wolle als ein guter Christ keinen Haß gegen jemand hegen; vielmehr frage er mich im Namen des Herzogs, was für eine Besoldung ich zu meinem Unterhalt verlange? Darauf besann ich mich ein wenig und antwortete nicht, fest entschlossen, nicht da zu bleiben. Als er sah, daß ich nicht antwortete, hatte er so viel Verstand zu sagen: O Benvenuto, den Herzogen antwortet man, und ich rede gegenwärtig im Namen Seiner Excellenz mit dir. Darauf versetzte ich mit einziger Zufriedenheit, er solle Seiner Excellenz sagen, ich wolle keinem nachstehen, der in meiner Kunst arbeitete. Darauf sagte der Haushofmeister: Bandinelli hat 200 Scudi Besoldung: bist du damit zufrieden, so ist auch die deinige gemacht. Ich sagte, daß ich zufrieden sey, und das, was ich mehr verdiente, möchte man mir geben, wenn man meine Werke sähe: ich wolle dem guten Urtheil Seiner Excellenz alles überlassen. So knüpfte ich den Faden wider meinen Willen auss Neue fest, und machte mich an die Arbeit, indem mir der Herzog so unendliche Gunst bezeugte als man sich in der Welt nur denken kann.

### Drittes Capitel.

Der König von Frankreich wird durch Verleumdung der Gesellen des Autors gegen ihn eingenommen. — Wodurch er nach Frankreich zu gehen verhindert wird. — Er unternimmt, eine Statue des Perseus zu gießen, findet aber große Schwierigkeit während des Ganges der Arbeit, indem der Bildhauer Bandinelli sich eifersüchtig und tödlich gegen ihn beträgt. — Er erhält Briefe aus Frankreich, worin er getadelt wird, daß er nach Italien gegangen ehe er seine Rechnung mit dem König abgeschlossen. — Er antwortet und setzt eine umständliche Rechnung auf. — Geschichte eines Betrugs, den einige Diener des Herzogs beim Verkauf eines Diamanten spielen. — Des Herzogs Haushofmeister stiftet ein Weib an, den Verfasser wegen unnatürlicher Besiedigung mit ihrem Sohne anzulagern.

Ich hatte indessen öfters Briefe aus Frankreich von meinem treuesten Freunde Herrn Guido Guidi gehabt; auch in diesen war nichts als alles Gute enthalten. Ascanio schrieb mir auch und bat mich, ich solle mir einen guten Tag machen, und wenn irgend etwas begegne, so wolle er mir es melden. Indessen sagte man dem König, daß ich angefangen habe, für den Herzog in Florenz zu arbeiten, und weil es der beste Mann von der Welt war, so sagte er oft: Warum kommt Benvenuto nicht wieder? Und als er sich deshalb besonders bei meinen Gesellen erkundigte, sagten beide zugleich, ich schriebe ihnen, daß ich mich aufs Beste befände, und sie glaubten, daß ich kein Verlangen trüge, in Seiner Majestät Dienste zurückzukehren. Als der König diese verwegenen Worte vernahm, deren ich mich niemals bedient hatte, ward er zornig und sagte: Da er sich von uns ohne irgend eine Ursache entfernt hat, so werde ich auch nicht mehr nach ihm fragen: er bleibe, wo er ist. So hatten die Erschelme die Sache zu dem Punkte gebracht, den sie wünschten: denn wenn ich wieder nach Frankreich zurückgekehrt wäre, hätten sie wieder, wie vorher, als Arbeiter unter mir gestanden; blieb ich aber hinweg, so lebten sie frei und auf meine Kosten, und so wendeten sie Alles an, um mich entfernt zu halten.

Indessen ich die Werkstatt mauern ließ, um den Perseus darin anzufangen, arbeitete ich im Erdgeschoße des Hauses und machte das Modell von Gips, und zwar von derselbigen Größe, wie die Statue werden sollte, in der Absicht, sie nachher von diesem Modell abzugießen. Als ich aber bemerkte, daß die Arbeit

auf diesem Wege mir ein wenig zu lange dauerte, so griff ich zu einem andern Mittel: denn schon war ein bischen Werkstatt, Ziegel auf Ziegel, so erbärmlich aufgebaut, daß es mich ärgert, wenn ich nur wieder daran denke. Da fing ich die Figur sowohl als auch die Meduse vom Geripp an, das ich von Eisen machte. Dann verfertigte ich die Statuen von Thon und brannte sie allein mit einigen Knaben, unter denen einer von großer Schönheit war, der Sohn einer Dirne, die Gambetta genannt. Ich hatte mich dieses Knaben zum Modell bedient: denn wir finden keine andern Bücher, die Kunst zu lernen, als die Natur. Ich hatte mir geübte Arbeiter gesucht, um das Werk schnell zu vollenden; aber ich konnte keine finden, und doch allein nicht alles thun. Es waren wohl einige in Florenz, die gern gekommen wären, wenn sie Bandinelli nicht verhindert hätte, der, indem er mich so aufhielt, noch dabei zum Herzog sagte, ich wolle ihm seine Arbeiter entziehen: denn mir selbst sey es nicht möglich, eine große Figur zusammenzusetzen. Ich beklagte mich beim Herzog über den großen Verdruß, den mir die Bestie machte, und bat ihn, daß er mir einige Arbeitsleute zugestehen möge. Diese Worte machten den Herzog glauben, daß Bandinelli wahr rede. Als ich das nun bemerkte, nahm ich mir vor, alles so viel als möglich allein zu thun, und gab mir alle erdenkliche Mühe. Indessen ich mich nun so Tag und Nacht bemühte, ward der Mann meiner Schwester frank, und als er in wenigen Tagen starb, hinterließ er mir meine jüngere Schwester mit sechs Töchtern, große und kleine: das war meine erste Noth, die ich in Florenz hatte, Vater und Führer einer solchen zerstörten Familie zu sehn.

Nun wollte ich aber, daß alles gut gehen sollte, und da mein Garten sehr verwildert war, suchte ich zwei Taglöhner, die man mir von Ponte Vecchio zuführte. Der eine war ein alter Mann von siebzig Jahren, der andere ein Jüngling von achtzehn. Als ich sie drei Tage gehabt hatte, sagte mir der Jüngling, der Alte wollte nicht arbeiten, und ich thäte besser, ihn wegzuschicken: denn er sey nicht allein faul, sondern verhindere auch ihn, den jungen, etwas zu thun; dabei versicherte er mich, er wolle die wenige Arbeit allein verrichten ohne daß ich das

Geld an andere Leute wegwürfe. Als ich sah, daß dieser Mensch, der Bernardino Mannellini von Mugello hieß, so ein fleißiger Arbeiter war, fragte ich ihn, ob er bei mir als Diener bleiben wolle, und wir wurden sogleich darüber einig. Dieser Jüngling besorgte mir ein Pferd, arbeitete im Garten und gab sich alle Mühe, mir auch in der Werkstatt zu helfen, wodurch er nach und nach die Kunst mit so vieler Geschicklichkeit lernte, daß ich nie eine bessere Beihilfe als ihn gehabt habe. Nun nahm ich mir vor, mit diesem alles zu machen, um dem Herzog zu zeigen, daß Bandinelli gelogen habe, und daß ich recht gut ohne seine Arbeiter fertig werden könne.

Zu derselben Zeit litt ich ein wenig an der Nierenkrankheit, und weil ich meine Arbeit nicht fortsetzen konnte, hielt ich mich gern in der Garderobe des Herzogs auf, mit einigen jungen Goldschmieden, die Johann Paul und Dominicus Poggini hießen. Diese ließ ich ein goldenes Gefäßchen, ganz mit erhobenen Figuren und andern schönen Zierrathen gearbeitet, ververtigen; Seine Excellenz hatte dasselbe der Herzogin zum Wasserbecher bestellt. Zugleich verlangte er von mir, daß ich ihm einen goldenen Gürtel machen solle; und auch dieses Werk war aufs Reichste mit Juwelen und andern gefälligen Erfindungen von Masken und dergleichen vollendet. Der Herzog kam sehr oft in die Garderobe und fand ein großes Vergnügen, bei der Arbeit zuzusehen und mit mir zu sprechen. Da ich mich von meiner Krankheit etwas erholt hatte, ließ ich mir Erde bringen, und indessen der Herzog auf und ab ging, porträtierte ich ihn weit über Lebensgröße. Diese Arbeit gefiel Seiner Excellenz so wohl, und er warf so große Neigung auf mich, daß er sagte, es werde ihm das größte Vergnügen sein, wenn ich im Palast arbeiten wollte, und mir darin Zimmer aussuchte, wo ich meine Dosen aufbauen, und was ich sonst bedürfte, aufs Beste einrichten könnte: denn er habe an solchen Dingen das größte Vergnügen. Darauf sagte ich Seiner Excellenz, es sey nicht möglich: denn ich würde die Arbeit in hundert Jahren nicht vollenden.

Die Herzogin erzeugte mir gleichfalls unschätzbare Liebesungen, und hätte gewünscht, daß ich nur allein für sie gearbeitet und weder an den Perseus, noch an etwas anders gedacht hätte.

Ich konnte mich dieser eiteln Gunst nicht erfreuen: denn ich wußte wohl, daß mein böses und widerwärtiges Schicksal ein solches Glück nicht lange dulden, sondern mir ein neues Unheil zu bereiten würde; ja es lag mir immer im Sinne, wie sehr übel ich gethan hatte, um zu einem so großen Gute zu gelangen.

Denn was meine Französischen Angelegenheiten betraf, so konnte der König den großen Verdruß nicht verschlucken, den er über meine Abreise gehabt hatte; und doch hätte er gewünscht, daß ich wieder käme, freilich auf eine Art, die ihm Ehre brächte. Ich glaubte aber so viel Ursachen zu haben, um mich nicht erst zu demüthigen: denn ich wußte wohl, wenn ich diesen ersten Schritt gethan hätte, und vor den Leuten als ein gehorsamer Diener erschienen wäre, so hätten sie gesagt, ich sey der Sünder, und verschiedene Vorwürfe, die man mir fälschlich gemacht hatte, seyen gegründet. Deswegen nahm ich mich zusammen und schrieb, als ein Mann von Verstande, in strengen Ausdrücken über meine Angelegenheiten. Darüber hatten meine beiden verrätherischen Zöglinge die größte Freude: denn ich rühmte mich und meldete ihnen die großen Arbeiten, die mir in meinem Vaterlande von einem Herrn und einer Dame aufgetragen worden wären, die unumschränkte Herren von Florenz seyen.

Mit einem solchen Briefe gingen sie zum König, und drangen in Seine Majestät, ihnen mein Castell zu überlassen, auf die Weise wie er mir es gegeben hatte. Der König, der ein guter und vortrefflicher Herr war, wollte niemals die verwegenen Forderungen dieser beiden Spitzbübchen verwilligen: denn er sah wohl ein, worauf ihre boshaften Absichten gerichtet waren. Um ihnen jedoch einige Hoffnung zu geben und mich zur Rückkehr zu veranlassen, ließ er mir auf eine etwas zornige Weise durch einen seiner Schatzmeister schreiben. Dieser hieß Herr Julian Buonaccorsi, ein Florentinischer Bürger. Dieser Brief enthielt, daß, wenn ich wirklich den Namen eines rechtschaffenen Mannes, den ich immer gehabt habe, behaupten wolle, so sey ich nun, da ich für meine Abreise keine Ursache anführen könne, ohne Weiteres verbunden, Rechenschaft von Allem zu geben, was ich von Seiner Majestät in Händen gehabt, und was ich für Sie gearbeitet habe.



Als ich diesen Brief erhielt, war ich äußerst vergnügt: denn ich hätte selbst nicht mehr noch weniger verlangen können. Nun machte ich mich daran und füllte neun Bogen gewöhnlichen Papiers, und bemerkte darauf alle Werke, die ich gemacht hatte, alle Zufälle, die mir dabei begegnet waren, und die ganze Summe des darauf verwendeten Geldes. Alles war durch die Hand von zwei Notarien und eines Schatzmeisters gegangen, und alles von den Leuten, an die ich ausgezahlt hatte, eigenhändig quittirt, sie mochten das Geld für Materialien oder für Arbeitslohn erhalten haben. Ich zeigte, daß mir davon nicht ein Pfennig in die Tasche gefallen war, und daß ich für meine geendigten Werke nichts in der Welt erhalten hatte außer einigen würdigen königlichen Versprechungen, die ich mit nach Italien genommen hatte; ich fügte hinzu, daß ich mich nicht rühmen könne, etwas anders für meine Werke empfangen zu haben als eine ungewisse Besoldung, die mir zu meinem Bedürfniß ausgesetzt gewesen. Auf dieselbe sey man mir noch über 700 Goldgulden schuldig, die ich deswegen habe stehen lassen, damit sie mir zu meiner Rückreise dienen könnten. Ich merke wohl, fuhr ich fort, daß einige boshaftes, neidische Menschen mir einen bösen Dienst geleistet haben; aber die Wahrheit muß doch siegen, und es ist mir um die Gunst des allerchristlichsten Königs, und nicht um Geld zu thun: denn ich bin überzeugt, weit mehr geleistet zu haben als ich antrug, und doch sind mir dagegen nur Versprechungen erfolgt. Mir ist einzig daran gelegen, in Seiner Majestät Gedanken als ein braver und reiner Mann zu erscheinen, vergleichen ich immer war, und wenn Seine Majestät den geringsten Zweifel hegen wollten, so würde ich auf den kleinsten Wink sogleich erscheinen und mit meinem eigenen Leben Rechenschaft ablegen. Da ich aber sehe, daß man so wenig aus mir mache, so habe ich nicht wollen wieder zurückkehren und mich anbieten: denn ich wisse, daß ich immer Brot finde, wo ich auch hingeho, und wenn man Ansprüche an mich mache, so werde ich zu antworten wissen. Nebrigens waren in diesen Briefen noch manche Nebenumstände bemerkt, die vor einen so großen König gehören und zur Vertheidigung meiner Ehre gereichten. Diesen Brief, ehe ich ihn wegschickte, trug ich zu meinem Herzog,



der ihn mit Zufriedenheit durchlas; dann schickte ich ihn sogleich nach Frankreich unter der Adresse des Cardinals Ferrara.

Zu der Zeit hatte Bernardone Baldini, der Juwelenhändler Seiner Exzellenz, einen Diamanten von Venetien gebracht, der mehr als 35 Karat wog; auch hatte Anton Victor Landi einiges Interesse, diesen Stein dem Herzog zu verkaufen. Der Stein war erst eine Rosette gewesen; weil er aber nicht jene glänzende Klarheit zeigte, wie man an einem solchen Juwel verlangen konnte, so hatten die Herren die Spitze wegschleifen lassen, und nun nahm er sich, als Brillant, auch nicht sonderlich aus; unser Herzog, der die Juwelen äußerst liebte, gab dem Schelm Bernardone gewisse Hoffnung, daß er diesen Diamanten kaufen wolle, und weil Bernardone allein die Ehre haben wollte, den Herzog zu hintergehen, so sprach er mit seinem Gesellen niemals von der Sache. Gedachter Anton war von Jugend auf mein großer Freund gewesen, und weil er sah, daß ich bei unserm Herzog immer aus- und einging, so rief er mich eines Tags bei Seite — es war gegen Mittag, an der Ecke des neuen Marktes — und sagte zu mir: Benvenuto, ich bin gewiß, der Herzog wird euch einen gewissen Diamanten zeigen, den er Lust hat zu kaufen. Ihr werdet einen herrlichen Diamanten sehen: helft zu dem Verkaufe! Ich kann ihn für 17000 Scudi hingeben, und wenn der Herzog euch um Rath fragt, und ihr ihn geneigt zum Handel seht, so wird sich schon was thun lassen, daß er ihn behalten kann. Anton zeigte große Sicherheit, dieses Juwel los zu werden, und ich versprach ihm, daß wenn man mir es zeigte, so wollte ich alles sagen was ich verstände, ohne dem Steine Schaden zu thun.

Nun kam, wie ich oben gesagt habe, der Herzog alle Tage einige Stunden in die Werkstatt der Goldschmiede, in der Nähe von seinem Zimmer, und ungefähr acht Tage, nachdem Anton Landi mit mir gesprochen hatte, zeigte mir der Herzog nach Tische den gedachten Diamanten, den ich an den Zeichen, die mir Anton gegeben hatte, sowohl der Gestalt als dem Gewicht nach, leicht erkannte, und da der Diamant, wie schon gesagt, von etwas trüblichem Wasser war, und man die Spitzen deshalb abgeschliffen hatte, so wollte mir die Art und Weise desselben gar nicht gefallen, und ich würde ihm von diesem Handel

abgerathen haben. Daher, als mir Seine Excellenz den Stein zeigte, fragte ich, was er wolle daß ich sagen solle? Denn es sey ein Unterschied bei den Juwelieren, einen Stein zu schätzen, wenn ihn ein Herr schon gekauft habe, oder ihm den Preis zu machen, wenn er ihn kaufen wolle. Darauf sagte der Herzog mir, er habe ihn gekauft, und ich sollte nur meine Meinung sagen. Da konnte ich nicht verfehlten, auf eine bescheidene Weise das Wenige anzuzeigen, was ich von dem Edelstein verstand. Er sagte mir, ich solle die Schönheit der langen Facetten sehen, die der Stein habe; darauf sagte ich, es sey das eben keine große Schönheit, sondern vielmehr nur eine abgeschliffene Spize. Darauf gab mein Herr, welcher wohl einsah, daß ich wahr rede, einen Ton des Verdrusses von sich, und sagte, ich solle den Werth des Edelsteins betrachten und sagen, was ich ihn schäze. Da nun Anton Landi den Stein für 17000 Scudi angeboten hatte, glaubte ich, der Herzog habe höchstens 15000 dafür bezahlt, und weil ich sah, daß er übel nahm, wenn ich die Wahrheit sagte, so wollte ich ihn in seiner falschen Meinung erhalten, und sagte, indem ich ihm den Diamanten zurückgab: 18000 Scudi habt Ihr bezahlt. Da that der Herzog einen großen Ausruf, und machte mit dem Munde ein O, größer als die Deffnung eines Brunnens, und sagte: Nun sehe ich, daß du dich nicht darauf verstehst! Ich versetzte: Gnädiger Herr, Ihr seht nicht recht. Wenn Ihr Euch bemüht, den Ruf Eures Edelsteins zu erhalten, so werde ich bemüht seyn, mich darauf zu verstehen. Sagt mir wenigstens, wie viel Ihr bezahlt habt, damit ich auf Weise Ew. Excellenz mich darauf verstehen lerne. Der Herzog ging mit einer etwas verdrießlichen Miene weg und sagte: 25000 Scudi und mehr, Benvenuto, habe ich dafür gegeben. Das geschah in der Gegenwart von den beiden Poggini, den Goldschmieden. Bacchiacca aber, ein Sticker, der in einem benachbarten Zimmer arbeitete, kam auf diesen Lärm herbeigelaufen. Zu diesem sagte ich: Ich würde dem Herzog nicht gerathen haben, den Stein zu kaufen; hätte er aber ja Lust dazu gehabt, so hat mir ihn Anton Landi vor acht Tagen für 17000 Scudi angeboten, und ich glaube, für 15000, ja noch für weniger hätte man ihn bekommen; aber der Herzog will seinen Edelstein in

Chren halten, ob ihm gleich Bernardone einen so abscheulichen Betrug gespielt hat; er wird es niemals glauben wie die Sache sich eigentlich verhält. So sprachen wir unter einander und lachten über die Leichtgläubigkeit des guten Herzogs.

Ich hatte schon die Figur der Meduse, wie gesagt, ziemlich weit gebracht. Ueber das Gerippe von Eisen war die Gestalt gleichsam anatomisch übergezogen, ungefähr um einen halben Finger zu mager. Ich brannte sie aufs Beste, dann brachte ich das Wachs drüber, um sie zu vollenden, wie sie dereinst in Erz werden sollte. Der Herzog, der oft gekommen war, mich zu sehen, war so besorgt, der Guß möchte mir nicht gerathen, daß er wünschte, ich möchte einen Meister zu Hülfe nehmen, der diese Arbeit verrichtete. Diese Kunst des Herrn ward mir sehr beneidet, und weil er oft mit Zufriedenheit von meiner Unterhaltung sprach, so dachte sein Haushofmeister nur auf eine Gelegenheit, um mir den Hals zu brechen. Der Herzog hatte diesem schlechten Mann, der von Prato, und also ein Feind aller Florentiner war, große Gewalt gegeben, und ihn, aus einem Sohn eines Böttchers, aus einem ungewissen und elenden Pedanten, bloß weil er ihn in seiner Jugend unterrichtet hatte, als er an das Herzogthum noch nicht denken konnte, zum Oberaufseher der Policeidienere und aller Gerichtsstellen der Stadt Florenz gemacht. Dieser, als er mit aller seiner Wachsamkeit mir nichts Nebels thun und seine Klauen nirgends einschlagen konnte, fiel endlich auf einen Weg, zu seinem Zweck zu gelangen. Er suchte die Mutter meines Lehrburschen auf, der Vincenz hieß, ein Weib, der man den Namen die Gambetta gegeben hatte. Nun machte der pedantische Schelm mit der höllischen Spitzbübin einen Anschlag, um mich in Gottes Namen fortzutreiben. Sie hatten auch einen Bargell auf ihre Seite gebracht, der ein gewisser Bologneser war, und den der Herzog nachher wegen ähnlicher Streiche wegjagte. Als nun die Gambetta den Auftrag von dem schelmischen pedantischen Narren, dem Haushofmeister, erhalten hatte, kam sie eine Sonnabendsnacht mit ihrem Sohn zu mir und sagte, sie habe das Kind um meines Wohles willen einige Tage eingeschlossen. Darauf antwortete ich ihr, um meinetwillen solle sie ihn gehen lassen wohin er

wolle. Ich lachte sie aus und fragte, warum sie ihn eingeschlossen habe? Sie antwortete: weil er mit mir gesündigt habe, so sey ein Befehl ergangen, uns beide einzuziehen. Darauf sagte ich, halb erzürnt: Wie habe ich gesündigt? fragt den Knaben selbst! Sie fragte darauf den Sohn, ob es nicht wahr sey? Der Knabe weinte und sagte: Nein! Darauf schüttelte die Mutter den Kopf und sagte zum Sohne: Du Schelm, ich weiß wohl nicht wie das zugeht! Dann wendete sie sich zu mir und sagte, ich sollte ihn im Hause behalten: denn der Bargell suche ihn, und werde ihn überall wegnehmen, nur nicht aus meinem Hause. Darauf sagte ich: Ich habe bei mir eine verwitwete Schwester mit sechs frommen Töchtern, und ich will Niemand bei mir haben. Darauf sagte sie, der Haushofmeister habe dem Bargell die Commission gegeben, man solle suchen, mich auf alle Weise gefangen zu nehmen; da ich aber den Sohn nicht im Hause behalten wolle, so sollte ich ihr 100 Scudi geben und weiter keine Sorge haben: denn der Haushofmeister sey ihr größter Freund, und sie werde mit ihm machen was sie wolle, wenn ich ihr das verlangte Geld gäbe. Ich war indessen ganz wütend geworden und rief: Weg von hier, nichts würdige Hure! Thäte ich es nicht aus Achtung gegen die Welt und wegen der Unschuld eines unglücklichen Kindes, so hätt ich dich schon mit diesem Dolche ermordet, nach dem ich zwey-, dreimal gegriffen habe. Mit diesen Worten, und mit viel schlimmen Stößen, warf ich sie und das Kind zum Hause hinaus.

### Viertes Capitel.

Der Autor, verdrießlich über das Betragen der herzoglichen Diener, begiebt sich nach Venedig, wo ihn Tizian, Sansovino und andere geschickte Künstler sehr gut behandeln. — Nach einem kurzen Aufenthalt kehrt er nach Florenz zurück und fährt in seiner Arbeit fort. — Den Perseus kann er nicht zum Besten fördern, weil es ihm an Hilfsmitteln fehlt. Er beklagt sich deshalb gegen den Herzog. — Die Herzogin beschäftigt ihn als Juwelier, und wünscht, daß er seine ganze Zeit auf diese Arbeit verwende; aber aus Verlangen, sich in einem höhern Felde zu zeigen, greift er seinen Perseus wieder an.

Da ich aber nachher bei mir die Verruchtheit und Gewalt des verwünschten Pedanten betrachtete, überlegte ich, daß es besser sey, dieser Teufelei ein wenig aus dem Wege zu gehen, und

nachdem ich Morgens zu guter Zeit meiner Schwester Juwelen und andere Dinge, für ungefähr 2000 Scudi, aufzuheben gegeben hatte, stieg ich zu Pferde, und machte mich auf den Weg nach Benedig und nahm meinen Bernardino von Mugello mit. Als ich nach Ferrara kam, schrieb ich Seiner Exzellenz dem Herzog, so wie ich ohne Urlaub weggegangen sey, so wollte ich auch ohne Befehl wieder kommen. Als ich nach Benedig kam und betrachtete auf wie verschiedene Weise mein grausames Schicksal mich verfolgte, tröstete ich mich, da ich mich so munter und frisch befand, und nahm mir vor, mit ihm auf meine gewöhnliche Weise zu scharmuzziren. Indessen ich so an meine Umstände dachte, vertrieb ich mir die Zeit in dieser schönen und reichen Stadt. Ich besuchte den wundersamen Tizian, den Maler, und Meister Jacob del Sansovino, einen trefflichen Bildhauer und Baumeister, einen unserer Florentiner, den die Venezianischen Obern sehr reichlich unterhielten. Wir hatten uns in Rom und Florenz in unserer Jugend genau gekannt. Diese beiden trefflichen Männer erzeugten mir viel Lieblosungen. Den andern Tag begegnete ich Herrn Lorenz Medicis, der mich sogleich bei der Hand nahm und mir aufs Freundlichste zusprach: denn wir hatten uns in Florenz gekannt, als ich die Münzen des Herzogs Alexander vervollständigte, und nachher in Paris, als ich im Dienste des Königs war. Damals wohnte er im Haus des Herrn Julian Buonaccorsi, und weil er, ohne seine größte Gefahr, sich nicht überall durfte sehen lassen, brachte er die meiste Zeit in meinem Schloßchen zu, und sah mich an jenen großen Werken arbeiten. Wegen dieser alten Bekanntschaft nahm er mich bei der Hand und führte mich in sein Haus, wo ich den Herrn Prior Strozzi fand, den Bruder des Herrn Peter. Sie freuten sich und fragten, wie lange ich in Benedig bleiben wolle? denn sie dachten, es sey meine Absicht, nach Frankreich zurückzukehren. Da erzählte ich ihnen die Ursache, warum ich aus Florenz gegangen sey, und daß ich in zwei, drei Tagen wieder zurückgehe, meinem Großherzog zu dienen. Auf diese Worte wendeten sich beide mit so viel Ernst und Strenge zu mir, daß ich mich wirklich äußerst fürchtete, und sagten: Du thätest besser nach Frankreich zu gehen, wo du reich und bekannt bist: was du da

gewonnen hast, wirst du alles in Florenz verlieren, und daselbst nur Verdruß haben. Ich antwortete nichts auf ihre Reden, und verreiste den andern Tag, so geheim als ich konnte, und nahm den Weg nach Florenz.

Indessen legten sich die Teufeleien meiner Feinde: denn ich hatte an meinen Grossherzog die ganze Ursache geschrieben, die mich von Florenz entfernt hatte. So ernst und klug er war, durfte ich ihn doch ohne Ceremonien besuchen. Nach einer kurzen ernsthaften Stille redete er mich freundlich an und fragte, wo ich gewesen sey? Ich antwortete, mein Herz sey nicht einen Finger breit von Seiner Excellenz entfernt gewesen, ob mich gleich die Umstände genöthigt hätten, den Körper ein wenig spazieren zu lassen. Darauf ward er noch freundlicher, fragte nach Venedit, und so discurirten wir ein wenig. Endlich sagte er zu mir, ich solle fleißig seyn und ihm seinen Perseus endigen.

So ging ich nach Hause fröhlich und munter, erfreute meine Familie, meine Schwester nämlich mit ihren sechs Töchtern, nahm meine Werke wieder vor, und arbeitete daran mit aller Sorgfalt. Das erste, was ich in Erz goß, war das große Bildniß Seiner Excellenz, das ich in dem Zimmer der Goldschmiede bossirt hatte, da ich nicht wohl war. Dieses Werk gefiel: ich hatte es aber nur eigentlich unternommen, um die Erden zu versuchen, welche zu den Formen geschickt seyen: denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei seinen Arbeiten in Erz sich auch der Florentinischen Erden bedient hatte, dabei sehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich, ehe ich den Guß meines Perseus unternahm, keinen Fleiß sparen um die beste Erde zu finden, welche der wundersame Donatello nicht mußte gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zuletzt auf künstliche Weise die Erde zusammen, die mir aufs Beste diente, und der Guß des Kopfes gerieth mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meisters Zanobi von Pagno, des Glockengießers, und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt, die auf Befehl des Herzogs, nach meiner Angabe und Zeichnung,

in dem Hause, das er mir geschenkt hatte, errichtet worden war, und sobald mein Ofen mit aller möglichen Sorgfalt sich in Ordnung befand, machte ich Anstalt, die Statue der Meduse zu gießen, die Figur nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet. Da dieses nun ein sehr schweres Unternehmen war, so unterließ ich nichts von alle dem, was mir durch Erfahrung bekannt worden war, damit mir nicht etwa ein Irrthum begegnen möchte. Und so gerieth mir der erste Guß aus meinem Ofen auf das Allerbeste; er war so rein, daß meine Freunde glaubten, ich brauchte ihn weiter nicht auszuputzen. Sie verstanden es aber so wenig als gewisse Deutsche und Franzosen, die sich der schönsten Geheimnisse rühmen, und behaupten, dergestalt in Erz gießen zu können, daß man nachher nicht nöthig habe, es auszuputzen. Das ist aber ein närrisches Vorgeben: denn jedes Erz, wenn es gegossen ist, muß mit Hammer und Grabstichel nachgearbeitet werden, wie es die wundersamen Alten gethan haben, und auch die Neuen, ich meine diejenigen, welche in Erz zu arbeiten verstanden. Dieser Guß gefiel Seiner Exellenz gar sehr, als Sie in mein Haus kamen, ihn zu sehen, wobei sie mir großen Muthe einsprachen, meine Sachen gut zu machen. Aber doch vermochte der rasende Neid des Bandinelli zu viel, der immer Seiner Exellenz in den Ohren lag, und Ihr zu verstehen gab, daß, wenn ich auch dergleichen Statuen gösse, so sey ich doch nie im Stande, sie zusammenzusetzen: denn ich sey neu in der Kunst, und Seine Exellenz solle sich sehr in Acht nehmen, Ihr Geld nicht wegzutwerfen.

Diese Worte vermochten so viel auf das ruhmvolle Gehör, daß mir die Bezahlung für meine Arbeiter verkürzt wurde, so daß ich genöthigt war, mich gegen Seine Exellenz eines Morgens lebhaft darüber zu erklären. Ich wartete auf ihn in der Straße der Serviten und redete ihn folgengestalt an: Gnädiger Herr, ich erhalte das Nothdürftige nicht mehr und besorge daher, Ew. Exellenz mißtraue mir: deswegen sage ich von Neuem, ich halte mich für fähig, das Werk dreimal besser zu machen als das Modell war, so wie ich gesprochen habe. Als ich bemerkte, daß diese Worte nichts fruchteten, weil ich keine Antwort erhielt, so ärgerte ich mich dergestalt und fühlte eine

unerträgliche Leidenschaft, so daß ich den Herzog aufs Neue anging und sagte: Gnädiger Herr, diese Stadt war auf alle Weise die Schule der Talente; wenn aber einer einmal bekannt ist und etwas gelernt hat, so thut er wohl, um den Ruhm seiner Stadt und seines Fürsten zu vermehren, wenn er auswärts arbeitet. Ew. Exzellenz ist bekannt, was Donatello und Leonardo da Vinci waren, und was jetzt der wundersame Michel Agnolo Buonarrotti ist: diese vermehren auswärts durch ihre Talente den Ruhm von Ew. Exzellenz. Und so hoffe ich auch meinen Theil dazu zu thun, und bitte deswegen mich gehen zu lassen; aber ich bitte euch sehr, den Bandinelli festzuhalten und ihm immer mehr zu geben als er verlangt: denn wenn er auswärts geht, so wird seine Unmaßung und Unwissenheit dieser edlen Schule auf alle Weise Schande machen. Und so gebt mir Urlaub! denn ich verlange nichts anders für meine bisherigen Bemühungen als die Gnade von Ew. Exzellenz.

Da der Herzog mich also entschieden sah, kehrte er sich halb zornig um und sagte: Benvenuto, wenn du Lust hast, das Werk zu vollenden, soll dir's nicht abgehen. Darauf antwortete ich, daß ich kein anderes Verlangen habe als den Neidern zu zeigen, daß ich im Stande sey, das versprochene Werk zu vollenden. Da ich nun auf diese Weise von Seiner Exzellenz wegging, erhielt ich eine geringe Beihülfe, so daß ich genöthigt war, in meinen eigenen Beutel zu greifen, wenn das Werk mehr als Schritt gehen sollte.

Ich ging noch immer des Abends in die Garderobe Seiner Exzellenz, wo Dominicus und Johann Paul Poggini fortfuhrten, an dem goldenen Gefäß für die Herzogin und einem goldenen Gürtel zu arbeiten; auch hatte Seine Exzellenz das Modell eines Gehänges machen lassen, worin obgedachter großer Diamant gefaßt werden sollte. Und ob ich gleich vermied, so etwas zu unternehmen, so hielt mich doch der Herzog mit so vieler Anmuth alle Abend bis vier Uhr in der Nacht an der Arbeit, und verlangte von mir auf die gefälligste Weise, daß ich sie bei Tage forsetzen solle. Ich konnte mich aber unmöglich dazu verstehen, ob ich gleich voraussah, daß der Herzog mit mir darüber zürnen würde. Denn eines Abends unter andern, da ich etwas später als gewöhnlich

hereinrat, sagte er zu mir: Du bist unwillkommen (mal venuto). Darauf antwortete ich: Gnädiger Herr, das ist mein Name nicht, denn ich heiße Benvenuto; aber ich denke Ew. Excellenz scherzt nur, und ich will also weiter nichts sagen. Darauf sagte der Herzog, er scherze nicht, es sey sein völliger Ernst: ich sollte mich nur in meinen Handlungen in Acht nehmen: denn er höre, daß ich, im Vertrauen auf seine Kunst, dieses und jenes thue, was sich nicht gehöre. Darauf bat ich ihn, er möge mir jemand anzeigen, dem ich Unrecht gethan hätte. Da ward er zornig und sagte: Gieb erst wieder, was du von Bernardone borgtest! Da hast du eins! Darauf versetzte ich: Gnädiger Herr, ich danke euch und bitte, daß ihr mich nur vier Worte anhören wollt. Es ist wahr, daß er mir eine alte Wage geborgt hat, zwei Amboße und drei kleine Hämmer, und es sind schon funfzehn Jahre, daß ich seinem Georg von Cortona sagte, er möge nach diesem Geräthe schicken. Da kam gedachter Georg selbst, sie abzuholen, und wenn Ew. Excellenz jemals erfährt, daß ich, von meiner Geburt an, von irgend einer Person auf diese Weise etwas besitze, in Rom oder in Florenz, es sey von denen, die es Ihnen selbst hinterbringen oder von Andern, so strafen Sie mich nach dem Kohlenmaße.

Als der Herzog mich in dieser heftigen Leidenschaft sah, wendete er sich auf eine gelinde und liebevolle Weise zu mir und sagte: Wer nichts verschuldet hat, dem ist es nicht gesagt. Verhält es sich, wie du versicherst, so werde ich dich immer gern sehen wie vorher. Darauf versetzte ich: Die Schelmstreiche des Bernardone zwingen mich, Ew. Excellenz zu fragen und zu bitten, daß Sie mir sagen, wie viel Sie auf den großen Diamanten mit der abgeschliffenen Spize verwendet haben? denn ich hoffe, die Ursache zu zeigen, warum dieser böse Mensch mich in Ungnade zu bringen sucht. Darauf antwortete der Herzog: Der Diamant kostet mich 25000 Scudi; warum fragst du darnach? Darauf antwortete ich, indem ich ihm Tag und Stunde bezeichnete: Weil mir Anton Landi gesagt, wenn ich suchen wollte, diesen Handel mit Ew. Excellenz zu machen, so wolle er ihn für 16000 Scudi geben. Das war nur sein erstes Gebot und Ew. Excellenz weiß nun, was Sie gezahlt hat. Und daß mein Angeben wahr sey,

fragen Sie den Dominicus Poggini und seinen Bruder, die hier gegenwärtig sind, ob ich es damals nicht gleich gesagt habe? Nachher habe ich aber nicht weiter davon geredet, weil Ew. Exellenz sagten, daß ich es nicht verstehe, und ich wohl sah, daß Sie Ihren Stein bei Ruhm erhalten wollten. Allein wißt, gnädiger Herr, ich verstehe mich sehr wohl darauf, und gegenwärtig handle ich als ein ehrlicher Mann so gut als einer auf die Welt gekommen ist, und ich werde euch niemals acht- bis zehntausend Scudi stehlen, vielmehr werde ich sie mit meiner Arbeit zu erwerben suchen. Ich befindet mich hier, Ew. Exellenz als Bildhauer, Goldschmied und Münzmeister zu dienen, nicht aber Ihnen die Handlungen Anderer zu hinterbringen, und daß ich dieses jetzt sage, geschieht zu meiner Vertheidigung: ich habe weiter nichts dabei, und ich sage es in Gegenwart so vieler wackern Leute, die hier sind, damit Ew. Exellenz dem Bernardone nicht mehr glaube was er sagt.

Sogleich stand der Herzog entrüstet auf und schickte nach Bernardone, der mit Anton Landi genöthigt wurde, bis Venedig zu reisen. Anton behauptete, er habe nicht von diesem Diamanten gesprochen. Als sie von Venedig zurückkamen, ging ich zum Herzog und sagte: Gnädiger Herr, was ich gesagt habe, ist wahr: und was Bernardone wegen der Geräthschaften sagt, ist nicht wahr; wenn er es beweist, will ich ins Gefängniß gehen. Darauf wendete sich der Herzog zu mir und sagte: Venvenuto, bleib ein rechtsschaffener Mann und sey übrigens ruhig! So verrauchte die Sache und es ward niemals mehr davon gesprochen. Ich hielt mich indessen zu der Fassung des Edelsteins, und als ich das Kleinod der Herzogin geendigt brachte, sagte sie mir selbst, sie schäze meine Arbeit so hoch als den Diamanten, den ihr der Bernardaccio verkauft habe. Sie wollte auch, daß ich ihr das Juwel selbst an die Brust stecken sollte, und gab mir dazu eine große Stecknadel; darauf befestigte ich den Edelstein und ging, unter vielen Gnadenbezeugungen, die sie mir erwies, hinweg. Nachher hörte ich aber, daß sie ihn wieder habe umfassen lassen durch einen Deutschen oder einen andern Fremden: denn Bernardone behauptete, der Diamant würde sich nur besser ausnehmen, wenn er einfacher gefaßt wäre.

Die beiden Brüder Poggini arbeiteten, wie ich schon gesagt habe, in der Garderobe des Herzogs immer fort und verfertigten, nach meinen Zeichnungen, gewisse goldene Gefäße mit halberhobenen Figuren, auch andere Dinge von großer Bedeutung. Da sagte ich bei Gelegenheit zu dem Herzog: Wenn Ew. Excellenz mir einige Arbeiter bezahlten, so wollte ich die Stempel zu Ihren gewöhnlichen Münzen und Medaillen mit Ihrem Bildnisse machen und mit den Alten wetteifern, ja vielleicht sie übertreffen: denn seitdem ich die Medaillen des Papstes Clemens VII. gemacht, hab ich so viel gelernt, daß ich mir wohl etwas Besseres zu liefern getraue. So sollten sie auch besser werden als die Münzen, die ich für den Herzog Alexander gearbeitet habe, die man noch für schön halte; auch wollte ich Seiner Excellenz große Gefäße von Gold und Silber machen, wie dem wundersamen König Franz von Frankreich, den ich so gut bedient habe, weil er mir die große Bequemlichkeit vieler Arbeiter verschaffte, so daß ich indessen meine Zeit auf Kolossen oder andere Statuen verwenden konnte. Darauf sagte der Herzog: Thu nur und ich werde sehn. Er gab mir aber weder Bequemlichkeit noch irgend eine Beihilfe.

Eines Tags ließ er mir einige Pfund Silber zustellen und sagte: Das ist Silber aus meinem Bergwerk: mache mir ein schönes Gefäß! Weil ich aber meinen Perseus nicht zurücklassen wollte und doch großes Verlangen hatte, ihm zu dienen, gab ich das Metall mit einigen meiner Modelle und Zeichnungen einem Schelm, der Peter Martini der Goldschmied hieß, der die Arbeit ungeschickt anfangt und sie nicht einmal förderte, so daß ich mehr Zeit verlor als wenn ich sie eigenhändig gemacht hätte. Er zog mich einige Monate herum, und als ich sah, daß er weder selbst noch durch Andere die Arbeit zu Stande brachte, verlangte ich sie zurück, und ich hatte große Mühe, einen übel angefangenen Körper des Gefäßes und das übrige Silber wieder zu erhalten. Der Herzog, der etwas von diesem Handel vernahm, schickte nach den Gefäßen und Modellen, und sagte nie-mals weder wie und warum. So hatte ich auch nach meinen Zeichnungen verschiedene Personen in Benedig und an andern Orten arbeiten lassen, und ward immer schlecht bedient.

Die Herzogin sagte mir oft, ich sollte Goldschmiedearbeiten

für sie verfertigen. Darauf versetzte ich öfters, die Welt und ganz Italien wisse wohl, daß ich ein guter Goldschmied sey; aber Italien habe keine Bildhauerarbeit von meiner Hand gesehen, und einige rasende Bildhauer verspotteten mich und nannten mich den neuen Bildhauer: denen hoffte ich zu zeigen, daß ich kein Neuling sey, wenn mir nur Gott die Gnade gäbe, meinen Perseus auf dem ehrenvollen Platz Seiner Exzellenz geendigt aufzustellen. So ging ich nach Hause, arbeitete Tag und Nacht und ließ mich nicht im Palast sehen; doch um mich bei der Herzogin in gutem Andenken zu erhalten, ließ ich ihr einige kleine silberne Gefäße machen, groß wie ein Zweipfennigstöpfchen, mit schönen Masken, auf die reichste antike Weise. Als ich die Gefäße brachte, empfing sie mich auf das Freundlichste, und bezahlte mir das Gold und Silber, das ich darauf verwendet hatte; ich empfahl mich ihr und bat sie, sie möchte dem Herzog sagen, daß ich zu einem so großen Werke zu wenig Beihilfe hätte, und daß er doch der bösen Zunge des Bandinelli nicht glauben solle, die mich verhindere, meinen Perseus zu vollenden. Zu diesen meinen flüglichen Worten zuckte sie die Achsel und sagte: Fürwahr, der Herzog sollte nur zuletzt einsehen, daß sein Bandinelli nichts taugt.

---

### Fünftes Capitel.

Die Eifersucht des Bandinelli legt unserm Verfasser unzählige Schwierigkeiten in den Weg, wodurch der Fortgang seines Werks durchaus gehindert wird. — In einem Anfall von Verzweiflung geht er nach Fiesole, einen natürlichen Sohn zu besuchen, und trifft auf seinem Rückweg mit Bandinelli zusammen. — Erst beschließt er, ihn zu ermorden; doch da er sein feiges Betragen erblickt, verändert er den Sinn, fühlt sich wieder ruhig, und hält sich an sein Werk. — Unterhaltung zwischen ihm und dem Herzog über eine antike Statue, die der Autor zum Ganimed restaurirt. — Nachricht von einigen Marmorsstatuen Cellinis, als einem Apoll, Hyacinth und Narciss. — Durch einen Unfall verliert er fast sein Auge. — Art seiner Genesung.

So hielt ich mich zu Hause, zeigte mich selten im Palast, und arbeitete mit großer Sorgfalt, mein Werk zu vollenden. Leider mußte ich die Arbeiter aus meinem Beutel bezahlen: denn

der Herzog hatte mir durch Lactanz Gorini etwa achtzehn Monate lang gewisse Arbeiter gut gethan; nun währte es ihm zu lange, und er nahm den Auftrag zurück. Hierüber befragte ich den Lactanz, warum er mich nicht bezahle? Er antwortete mir mit seinem Mückenstimmenchen, indem er seine Spinnenfinger bewegte: Warum endigst du nicht das Werk? Man glaubt, daß du nie damit fertig werden wirst! Ich sagte darauf erzürnt: Hol euch der Henker und alle, die glauben, daß ich es nicht vollenden könne! So ging ich verzweiflungsvoll wieder nach Hause zu meinem unglücklichen Perseus, und nicht ohne Thränen: denn ich erinnerte mich des glücklichen Zustandes, den ich in Paris im Dienste des verwundernwürdigen Königs verlassen hatte, der mich in Allem unterstützte; und hier fehlte mir Alles.

Oft war ich im Begriff, mich auf den Weg der Verzweiflung zu werfen. Einmal unter andern stieg ich auf ein schönes Pferd, nahm 100 Scudi zu mir und ritt nach Fiesole, meinen natürlichen Sohn zu besuchen, den ich bei einer Gevatterin, der Frau eines meiner Gesellen, in der Kost hatte. Ich fand das Kind wohl auf und küßte es in meinem Verdrusse. Da ich weg wollte, ließ er mich nicht fort, hielt mich fest mit den Händen, unter einem wüthenden Weinen und Geschrei, das, in dem Alter von ungefähr zwei Jahren, eine äußerst verwunderliche Sache war.

Da ich mir aber vorgenommen hatte, den Bandinelli, der alle Abend auf ein Gut über St. Domenico zu gehen pflegte, wenn ich ihn fände, verzweiflungsvoll auf den Boden zu strecken, riß ich mich von meinem Knaben los, und ließ ihn in seinen heftigen Thränen. So kam ich nach Florenz zurück, und als ich auf den Platz von St. Domenico gelangte, kam Bandinelli eben an der andern Seite herein und ich, sogleich entschlossen, das blutige Werk zu vollbringen, eilte auf ihn los. Als ich aber die Augen aufhob, sah ich ihn ohne Waffen auf einem Maulthier wie einem Esel sitzen; er hatte einen Knaben von zehn Jahren bei sich. Sobald er mich sah, ward er leichenbläß und zitterte vom Kopf bis zu den Füßen. Da ich nun diesen niederträchtigen Zustand erblickte, sagte ich: Fürchte nichts, feige Memme! du bist meiner Stiche nicht werth. Er sah mich mit

niedergeschlagenen Augen an und sagte nichts. Da fasste ich mich wieder und dankte Gott, daß er mich durch seine Kraft verhindert hatte, eine solche Unordnung anzurichten, und fühlte mich befreit von der teuflischen Raserei. Ich fasste Muth und sagte zu mir selber: Wenn mir Gott so viel Gnade erzeigt, daß ich mein Werk vollende, so hoffe ich damit alle meine Feinde zu ermorden, und meine Rache wird größer und herrlicher seyn als wenn ich sie an einem einzigen ausgelassen hätte. Und mit diesem guten Entschluß kehrte ich ein wenig munterer nach Hause.

Nach Verlauf von drei Tagen vernahm ich, daß meine Gc-vatterin mir meinen einzigen Sohn erstickt hatte; worüber ich solche Schmerzen fühlte, daß ich niemals einen größern empfunden habe. Dessen ungeachtet kniete ich nieder und nach meiner Gewohnheit, nicht ohne Thränen, dankte ich Gott und sagte: Gott und Herr, du gabst mir ihn und hast mir ihn nun genommen: für alles danke ich dir von Herzen. Und obwohl der große Schmerz mich fast ganz aus der Fassung gebracht hatte, so machte ich doch aus der Noth eine Tugend und schickte mich so gut als möglich in diesen Unfall.

Um diese Zeit hatte ein junger Arbeiter den Bandinelli verlassen; er hieß Franz, Sohn Matthäus des Schmiedes: dieser Jüngling ließ mich fragen, ob ich ihm wollte zu arbeiten geben. Ich war es zufrieden und stellte ihn an, die Figur der Meduse auszuputzen, die schon gegossen war. Nach vierzehn Tagen sagte mir dieser junge Mensch, er habe mit seinem vorigen Meister gesprochen, der mich fragen ließe, ob ich eine Figur von Marmor machen möchte: er wolle mir ein schönes Stück Stein dazu geben. Darauf versetzte ich: Sage ihm, daß ich es annehme, und es könnte ein böser Stein für ihn werden: denn er reizt mich immer und erinnert sich nicht der großen Gefahr, der er auf dem Platze St. Domenico entronnen ist. Nun sage ich ihm, daß ich den Stein auf alle Weise verlange. Ich rede niemals von dieser Bestie, und er kann mich nicht ungehudelt lassen. Fürwahr, ich glaube, er hat dich abgeschickt, bei mir zu arbeiten, um nur meine Handlungen auszuspähen: nun geh und sage ihm, ich werde den Marmor, auch wider seinen Willen, absordern, und du magst wieder bei ihm arbeiten.

Ich hatte mich viele Tage nicht im Palaste sehen lassen. Einst kam mir die Grille wieder und ich ging hin. Der Herzog hatte beinahe abgespeist, und wie ich hörte, so hatte Seine Excellenz des Morgens viel Gutes von mir gesprochen, besonders hatte er mich sehr über das Fassen der Steine gelobt. Als mich nun die Herzogin erblickte, ließ sie mich durch Herrn Sforza rufen, und da ich mich ihr näherte, ersuchte sie mich, ihr eine kleine Rosette in einen Ring zu passen, und setzte hinzu, daß sie ihn immer am Finger tragen wolle. Sie gab mir das Maß und den Diamanten, der ungefähr 100 Scudi werth war, und bat mich, ich solle die Arbeit bald vollenden. Sogleich fing der Herzog an mit der Herzogin zu sprechen und sagte: Gewiß war Benvenuto in dieser Kunst ohne Gleichen; jetzt, da er sie aber bei Seite gelegt hat, wird ihm ein Ring, wie ihr ihn verlangt, zu viel Mühe machen: deswegen bitte ich euch, quält ihn nicht mit dieser Kleinigkeit, die ihm, weil er nicht in Uebung ist, zu große Arbeit verursachen würde. Darauf dankte ich dem Herzog und bat ihn, daß er mir diesen kleinen Dienst für seine Gemahlin erlauben solle. Alsbald legte ich Hand an, und in wenig Tagen war der Ring fertig; er passte an den kleinen Finger und bestand aus vier runden Kindern und vier Masken. Dazu fügte ich noch einige Früchte nebst Bändchen von Schmelz, so daß der Edelstein und die Fassung sich sehr gut ausnahmen. Sogleich trug ich ihn zur Herzogin, die mir mit gütigen Worten sagte, ich habe ihr eine sehr schöne Arbeit gemacht, und sie werde an mich denken. Sie schickte gedachten Ring dem König Philipp zum Geschenk, und befahl mir nachher immer etwas anders, und zwar so liebevoll, daß ich mich immer anstrengte, ihr zu dienen, wenn mir gleich auch nur wenig Geld zu Gesichte kam; und Gott weiß, daß ich es brauchte: denn ich wünschte nichts eifriger, als meinen Perseus zu endigen.

Es hatten sich gewisse Gesellen gefunden, die mir halfen, die ich aber von dem Meinigen bezahlen mußte, und ich fing von Neuem an, mich mehr im Palast sehen zu lassen als vorher. Eines Sonntags unter andern ging ich nach Tafel hin, und als ich in den Saal der Uhr kam, sah ich die Garderobe-thüre offen, und als ich mich sehn ließ, rief der Herzog und

sagte mir auf eine sehr freundliche Weise: Du bist willkommen! sieh, dieses Kästchen hat mir Herr Stephan von Palestina zum Geschenke geschickt; eröffne es und laß uns sehen, was es enthält! Als ich das Kästchen sogleich eröffnet hatte, sagte ich zum Herzog: Gnädiger Herr, das ist eine Figur von Griechischem Marmor, die Gestalt eines Kindes, wundersam gearbeitet. Ich erinnere mich nicht, unter den Alterthümern ein so schönes Werk und von so vollkommener Manier gesehen zu haben: deswegen biete ich mich an, zu dieser verstümmelten Figur den Kopf, die Arme und die Füße zu machen, und ich will einen Adler dazu versetzen, damit man das Bild einen Ganymed nennen kann. Zwar schickt sich nicht für mich Statuen auszuflicken: denn das ist das Handwerk gewisser Pfuscher, die ihre Sache schlecht genug machen; indessen fordert mich die Vortrefflichkeit dieses Meisters zu solcher Arbeit auf. Der Herzog war sehr vergnügt, daß die Statue so schön sei, fragte mich viel darüber und sagte: Mein Benvenuto, erkläre mir genau, worin denn die große Vortrefflichkeit dieses Meisters bestehe, worüber du dich so sehr verwunderst! Darauf zeigte ich Seiner Excellenz, so gut ich nur konnte und wußte, alle Schönheiten, und suchte ihm das Talent, die Kenntniß und die seltene Manier des Meisters begreiflich zu machen. Hierüber hatte ich sehr viel gesprochen, und es um so lieber gethan, als ich bemerkte, daß Seine Excellenz großen Gefallen daran habe.

Indessen ich nun den Herzog auf diese angenehme Weise unterhielt, begab sichs, daß ein Page aus der Garderobe ging, und als er die Thüre aufmachte, kam Bandinelli herein. Der Herzog erblickte ihn, schien ein wenig unruhig, und sagte mit ernsthaftem Gesichte: Was wollt ihr, Bandinelli? Ohne etwas zu antworten, warf dieser sogleich die Augen auf das Kästchen, worin die aufgedeckte Statue lag, und sagte mit einem widerwärtigen Lächeln und Kopfschütteln, indem er sich gegen den Herzog wendete: Herr, das ist auch eins von den Dingen, über die ich Ew. Excellenz so oft gesprochen habe. Wüßt nur, daß die Alten nichts von der Anatomie verstanden; deswegen nicht auf das, was er sagte, ja ich hatte ihm den Rücken

zugewendet. Sobald als die Bestie ihr ungewöhnliches Gewäsch geendigt hatte, sagte der Herzog zu mir: Das ist ganz das Gegentheil von dem, was du mit so viel schönen Gründen mir erst aufs Beste bewiesen hast: vertheidige nun ein wenig deine Meinung! Auf diese herzoglichen Worte, die mir mit so vieler Anmuth gesagt wurden, antwortete ich sogleich: Ew. Excellenz wird wissen, daß Baccio Bandinelli ganz aus bösen Eigenschaften zusammengesetzt ist, so wie er immer war, dergestalt daß alles, was er auch ansieht, selbst Dinge, die im allerhöchsten Grad vollkommen gut sind, sich vor seinen widerlichen Augen sogleich in das schlimmste Uebel verwandeln; ich aber, der ich zum Guten geneigt bin, erkenne reiner die Wahrheit: daher ist das, was ich Ew. Excellenz von dieser trefflichen Statue gesagt habe, vollkommen wahr; was aber Bandinelli von ihr behauptet, das ist nur ganz allein das Böse, woraus er zusammengesetzt ist.

Der Herzog stand und hörte mit vielem Vergnügen zu, und indessen als ich sprach, verzerrte Bandinelli seine Gebärde und machte die häßlichsten Gesichter seines Gesichts, das häßlicher war als man sichs in der Welt denken kann. Sogleich bewegte sich der Herzog, und indem er durch einige kleine Zimmer ging, folgte ihm Bandinelli; die Kämmerer nahmen mich bei der Jacke, und zogen mich mit. So folgten wir dem Herzog bis er in ein Zimmer kam, wo er sich niedersetzte. Bandinelli und ich standen zu seiner Rechten und Linken. Ich hielt mich still, und die Umstehenden, verschiedene Diener Seiner Excellenz, sahen den Bandinelli scharf an, und lächelten manchmal einer zum andern über die Worte, die ich in den Zimmern oben gesagt hatte. Nun fing Bandinelli zu reden an und sagte: Als ich meinen Hercules und Cacus aufdeckte, wurden mir gewiß über hundert schlechte Sonette darauf gemacht, die das Schlimmste enthielten, was man von einem solchen Böbel erwarten kann. Gnädiger Herr! versetzte ich dagegen: als euer Michel Agnolo Buonarotti seine Sacristei eröffnete, wo man so viele schöne Figuren sieht, machte diese wundersame und tugendreiche Schule, die Freundin des Wahren und Guten, mehr als hundert Sonette, und jeder wetteiferte, wer etwas Besseres darüber sagen könnte. Und so wie jener das Gute verdiente, das man von

ihm aussprach, so verdient dieser alles das Uebel, was über ihn ergangen ist. Auf diese Worte wurde Bandinelli so rasant, daß er hätte bersten mögen, kehrte sich zu mir und sagte: Und was wüsstest du noch mehr? Ich antwortete: Das will ich dir sagen, wenn du so viel Geduld hast, mir zuzuhören. Er versehete: Nede nur!

Der Herzog und die Andern, die gegenwärtig waren, zeigten große Aufmerksamkeit, und ich fing an: Wisse, daß es mir unangenehm ist, dir die Fehler deines Werkes herzuerzählen; aber ich werde nichts aus mir selbst sagen, vielmehr sollst du nur hören, was in dieser trefflichen Schule von dir gesprochen wird.

Nun sagte dieser ungeschickte Mensch bald verdrießliche Dinge, bald machte er mit Händen und Füßen eine häßliche Bewegung, so daß ich auf eine sehr unangenehme Weise anfing, welches ich nicht gethan haben würde, wenn er sich besser betragen hätte. Daher fuhr ich fort: Diese treffliche Schule sagt, daß, wenn man dem Hercules die Haare abschöre, kein Hinterkopf bleiben würde, um das Gehirn zu fassen, und was das Gesicht betrifft, so wisse man nicht, ob es einen Menschen oder Löw-Ochsen vorstellen solle. Er sehe gar nicht auf das was er thue. Der Kopf hänge so schlecht mit dem Hals zusammen, mit so wenig Kunst und so übler Art, daß man es nicht schlimmer sehen könne. Seine abscheulichen Schultern glichen, sagt man, zwei hölzernen Bogen von einem Eselssattel; die Brust mit ihren Muskeln seyen nicht nach einem Menschen gebildet, sondern nach einem Melonensacke, den man gerade vor die Wand stellt; so sey auch der Rücken nach einem Sack voll langer Kürbisse modellirt. Wie die beiden Füße an dem häßlichen Leib hängen, könne Niemand einsehen; man begreife nicht, auf welchem Schenkel der Körper ruhe, oder auf welchem er irgend eine Gewalt zeige. Auch sehe man nicht, daß er etwa auf beiden Füßen stehe, wie es manchmal solche Meister gebildet haben, die etwas zu machen verstanden; man sehe deutlich genug, daß die Figur vorwärts falle, mehr als den dritten Theil einer Elle, und das allein sey der größte und unerträglichste Fehler, den nur ein Dutzendmeister aus dem Pöbel begehen könne. Von den Armen sagt man, sie seyen beide ohne die mindeste Zierlichkeit herunter

gestreckt, man sehe daran keine Kunst, eben als wenn ihr niemals lebendige nackte Menschen erblickt hätten; an dem rechten Fuße des Hercules und des Cacus seyen die Waden in einander versenkt, daß, wenn sich die Füße von einander entfernten, nicht einer, sondern beide ohne Waden bleiben würden. Ferner sagen sie, einer der Füße des Hercules stecke in der Erde, und es scheine, als wenn Feuer unter dem andern sey.

Nun hatten diese Worte den Mann so ungeduldig gemacht, und er wollte nicht erwarten, daß ich auch noch die großen Fehler des Cacus anzeigen. Denn ich sagte nicht allein die Wahrheit, sondern ich machte sie auch dem Herzog und allen Gegenwärtigen vollkommen anschaulich, so daß sie die größte Verwunderung zeigten und einsahen, daß ich vollkommen Recht hatte. Auf einmal fing dagegen der Mensch an und sagte: O du böse Zunge! und wo bleibt meine Zeichnung? Ich antwortete: Wer gut zeichnet, kann nichts Schlechtes hervorbringen: deswegen glaube ich, deine Zeichnung ist wie deine Werke. Da er nun das herzogliche Gesicht und die Gesichter der andern ansah, die ihn mit Blicken und Mienen zerrissen, ließ er sich zu sehr von seiner Frechheit hinreihen, kehrte sein häßlichstes Gesicht gegen mich und sagte mit Heftigkeit: O schweig still, du Sodomit!

Der Herzog sah ihn auf diese Worte mit verdrießlichen Augen an; die Andern schlossen den Mund und warfen finstere Blicke auf ihn, und ich, der ich mich auf eine so schändliche Weise beleidigt sah, obgleich bis zur Wuth getrieben, fäste mich und ergriff ein geschicktes Mittel. O du Thor! sagte ich, du überschreitest das Maß; aber wollte Gott, daß ich mich auf eine so edle Kunst verständne: denn wir lesen, daß Jupiter sie mit Ganymeden verübte, und hier auf der Erde pflegten die größten Kaiser und Könige derselben; ich aber, als ein niedriges und geringes Menschlein, wüßte mich nicht in einen so wundersamen Gebrauch zu finden. Hierauf konnte sich Niemand halten; der Herzog und die Uebrigen lachten laut, und ob ich mich gleich bei dieser Gelegenheit munter und gleichgültig bezeugte, so wißt nur, geneigte Leser, daß mir inwendig das Herz springen wollte, wenn ich dachte, daß das verruchtste Schwein, das jemals zur Welt gekommen, so kühn seyn sollte, mir in Gegenwart eines

so großen Fürsten einen solchen Schimpf zu erzeigen. Aber wißt, er beleidigte den Herzog und nicht mich: denn hätte er diese Worte nicht in so großer Gegenwart ausgesprochen, so hätte er mir todt auf der Erde liegen sollen.

Da der schmückige, dumme Schurke nun sah, daß die Herren nicht aufhörten zu lachen, fing er an, um dem Spott einigermaßen eine andere Richtung zu geben, sich wieder in eine neue Albernheit einzulassen, indem er sagte: Dieser Benvenuto röhmt sich, als wenn ich ihm einen Marmor versprochen hätte. Darauf sagte ich schnell: Wie? hast du mir nicht durch Franz, den Sohn Matthäus des Schmiedes, deinen Gesellen, sagen lassen, daß, wenn ich in Marmor arbeiten wollte, du mir ein Stück zu schenken bereit seyst? Ich habe es angenommen und verlange es. Er versetzte darauf: Rechne nur, daß du es nicht sehen wirst! Noch voll Raserei über die vorher erlittene Beleidigung, verließ mich alle Vernunft, so daß ich die Gegenwart des Herzogs vergaß und mit großer Wuth versetzte: Ich sage dir ausdrücklich, wenn du mir nicht den Marmor bis ins Haus schickst, so suche dir eine andere Welt: denn in dieser werde ich dich auf alle Weise erwürgen. Sogleich kam ich wieder zu mir, und als ich bemerkte, daß ich mich in Gegenwart eines so großen Herzogs befand, wendete ich mich demütig zu Seiner Excellenz und sagte: Gnädiger Herr, Ein Narr macht hundert! Ueber der Narrheit dieses Menschen habe ich die Herrlichkeit von Ew. Excellenz und mich selbst vergeessen: deswegen verzeiht mir! Darauf sagte der Herzog zu Bandinelli: Ist es wahr, daß du ihm den Marmor versprochen hast? Dieser antwortete, es sey wahr. Der Herzog sagte darauf zu mir: Geh in seine Werkstatt und nimm dir ein Stück nach Belieben! Ich versetzte, er habe versprochen, mir eins ins Haus zu schicken. Es wurden noch schreckliche Worte gesprochen, und ich bestand darauf, nur auf diese Weise den Stein anzunehmen.

Den andern Morgen brachte man mir den Marmor ins Haus; ich fragte, wer mir ihn schicke? Sie sagten, es schicke ihn Bandinelli, und es sey das der Marmor, den er mir versprochen habe. Sogleich ließ ich ihn in meine Werkstatt tragen und fing an, ihn zu behauen, und indessen ich arbeitete, machte ich auch

das Modell: denn so groß war meine Begierde, in Marmor zu arbeiten, daß ich nicht Geduld und Entschluß genug hatte, ein Modell mit so viel Ueberlegung zu machen, als eine solche Kunst erfordert. Da ich nun gar unter dem Arbeiten bemerkte, daß der Marmor einen stumpfen und unreinen Klang von sich gab, gereute es mich oft, daß ich angefangen hatte. Doch machte ich daraus was ich konnte, nämlich den Apoll und Hyacinth, den man noch unvollendet in meiner Werkstatt sieht. Indessen ich nun arbeitete, kam der Herzog manchmal in mein Haus und sagte mir öfters: Läß das Erz ein wenig stehen und arbeite am Marmor, daß ich dir zusehe! Darauf nahm ich sogleich die Eisen und arbeitete frischweg. Der Herzog fragte nach dem Modell; ich antwortete: Dieser Marmor ist voller Stiche: dessen ungeachtet will ich etwas herausbringen; aber ich habe mich nicht entschließen können, ein Modell zu machen, und will mir nur so gut als möglich heraushelfen.

Geschwind ließ mir der Herzog von Rom ein Stück Griechischen Marmor kommen, damit ich ihm jenen antiken Ganymed restauriren möchte, der Ursache des Streites mit Bandinelli war. Als das Stück Marmor ankam, überlegte ich, daß es eine Sünde sey, es in Stücke zu trennen, um Kopf, Arme und das Beiwesen zum Ganymed zu verfertigen. Ich sah mich nach anderm Marmor um; zu dem ganzen Stücke aber machte ich ein kleines Wachsmodell und nannte die Figur Narciß. Nun hatte der Marmor leider zwei Löcher, die wohl eine Viertelesse tief und zwei Finger breit waren: deshalb machte ich die Stellung, die man sieht, um meine Figur fern davon zu erhalten; aber die vielen Jahre, die es darauf geregnet hatte, so daß die Deffnungen immer voll Wasser standen, war die Feuchtigkeit dergestalt eingedrungen, daß der Marmor in der Gegend vom obern Loch geschwächt und gleichsam faul war. Das zeigte sich nachher, als der Arno überging, und das Wasser in meiner Werkstatt über anderthalb Ellen stieg. Weil nun gedachter Marmor auf einem hölzernen Untersatz stand, so warf ihn das Wasser um, darüber er unter der Brust zerbrach, und als ich ihn wieder herstellte, machte ich, damit man den Riß nicht sehen sollte, jenen Blumenkranz, den er unter der Brust hat. So arbeitete ich an seiner

Vollendung gewisse Stunden vor Tag, oder auch an Festtagen, nur um keine Zeit an meinem Perseus zu verlieren; und als ich unter andern eines Morgens gewisse kleine Eisen, um daran zu arbeiten, zurecht machte, sprang mir ein Splitter vom feinsten Stahl ins rechte Auge, und drang so tief in den Augapfel, daß man ihn auf keine Weise herausziehen konnte, und ich glaubte für gewiß, das Licht dieses Auges zu verlieren. Nach verschiedenen Tagen rief ich Meister Raphael de' Billi, den Chirurgus, der zwei lebendige Tauben nahm und, indem er mich rückwärts auf den Tisch legte, diesen Thieren eine Ader durchstach, die sie unter dem Flügel haben, so daß mir das Blut in die Augen lief, da ich mich denn schnell wieder gestärkt fühlte. In Zeit von zwei Tagen ging der Splitter heraus, ich blieb frei und mein Gesicht war verbessert. Als nun das Fest der heiligen Lucia herbeikam, es war nur noch drei Tage bis dahin, machte ich ein goldenes Auge aus einer Französischen Münze, und ließ es der Heiligen durch eine meiner sechs Nichten überreichen. Das Kind war ungefähr zehn Jahr alt, und durch sie dankte ich Gott und der heiligen Lucia. Ich hatte nun eine Zeit lang keine Lust, an gedachtem Narciß zu arbeiten: denn da ich den Perseus unter so vielen Hindernissen doch so weit gebracht hatte, so war ich entschlossen, ihn zu endigen und mit Gott hinwegzugehen.

### Sechstes Capitel.

Der Herzog zweifelt an Cellinis Geschicklichkeit, in Erz zu gießen, und hat hierüber eine Unterredung mit ihm. — Der Verfasser gibt einen hinreichenden Beweis seiner Kunst, indem er den Perseus gießt. — Die Statue gerath zu aller Welt Erstaunen und wird unter vielen Hindernissen mit großer Anstrengung vollendet.

Als der Guß meiner Meduse so gut gerathen war, arbeitete ich mit großer Hoffnung meinen Perseus in Wachs aus, und versprach mir, daß er eben so gut wie jene in Erz ausfallen solle. So ward er in Wachs wohl vollendet und zeigte sich sehr schön. Der Herzog sah ihn, und die Arbeit gefiel ihm sehr wohl. Nun mochte ihm aber jemand eingebildet haben, die Statue

könne so von Erz nicht aussfallen, oder er möchte sich es selbst vorgestellt haben; genug, er kam öfter, als er pflegte, in mein Haus und sagte mir einmal unter andern: Benvenuto, die Figur kann dir nicht von Erz gelingen: denn die Kunst erlaubt es nicht. Ueber diese Worte war ich sehr verdrießlich und sagte: Ich weiß, daß Ew. Excellenz mir wenig vertrauen; und das mag daher kommen, weil Sie entweder denen zu viel glauben, die von mir Uebels reden, oder daß Sie die Sache nicht verstehen. Er ließ mich kaum ausreden und versetzte: Ich gebe mir Mühe, mich darauf zu verstehen, und verstehe es recht gut. Darauf antwortete ich: Ja, als Herr, aber nicht als Künstler: denn wenn Ew. Excellenz es auf diese Weise verstünden, wie Sie glauben, so würden Sie Vertrauen zu mir haben, da mir der schöne Kopf von Erz gerathen ist, das große Porträt von Ew. Excellenz, das nach Elba geschickt wurde, und da ich den Ganimed von Marmor mit so großer Schwierigkeit restaurirt, und dabei mehr Arbeit gehabt habe als wenn ich ihn ganz neu hätte machen sollen; so auch, weil ich die Meduse gegossen habe, die Ew. Excellenz hier gegenwärtig sehen. Dies war ein sehr schwerer Guß, wobei ich gethan habe was Niemand vor mir in dieser verteufelten Kunst leistete. Seht, gnädiger Herr, ich habe dazu eine ganz neue Art von Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Abänderungen und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Öffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wäre, wie es allein durch meine Einsicht geschehen ist, und wie es keiner von den Geübten in dieser Kunst glauben wollte. Ja gewiß, mein Herr, alle die großen und schweren Arbeiten, die ich in Frankreich unter dem wundersamen König Franz gemacht habe, sind mir trefflich gerathen, bloß weil dieser gute König mir immer so großen Mut machte mit dem vielen Vorschuß, und indem er mir so viel Arbeiter erlaubte als ich nur verlangte, so daß ich mich manchmal ihrer vierzig, ganz nach meiner Wahl, bediente. Deswegen habe ich in so kurzer Zeit so eine so große Menge Arbeiten zu Stande gebracht. Glaubt mir, gnädiger Herr, und gebt mir die Beihilfe, deren ich bedarf, so hoffe ich ein Werk zu Stande zu bringen, das

euch gefallen soll. Wenn aber Ew. Excellenz mir den Geist erniedrigt, und mir die nöthige Hülfe nicht reichen läßt, so ist es unmöglich, daß weder ich noch irgend ein Mensch in der Welt etwas leisten könne, das recht sey.

Der Herzog hörte meine Worte und Gründe nicht gern, und wendete sich bald da- bald dorthin, und ich Unglücklicher, Verzweifelter betrübte mich äußerst: denn ich erinnerte mich des schönen Zustands, den ich in Frankreich verlassen hatte. Darauf versetzte der Herzog: Nun sage, Venvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne? Sogleich versetzte ich: Nun seht, gnädiger Herr, daß ihr es nicht versteht: denn wenn Ew. Excellenz die Kenntniß der Kunst hätte, wie Sie behauptet, so würde Sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach ihrer Meinung nicht kommen wird; aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht.

Auf diese meine Worte wendete sich der Herzog halb erzürnt gegen einige Herren, die mit ihm waren: Ich glaube, Venvenuto thut es aus Prahlerei, daß er von Allem das Gegentheil behauptet. Dann kehrte er sich schnell zu mir, halb verächtlich, worin ihm Alle, die gegenwärtig waren, nachfolgten, und fing an zu reden: Ich will so viel Geduld haben, die Ursache anzuhören, die du dir ausdenken kannst, damit ich deinen Worten glaube. Ich antwortete darauf: Ich will Ew. Excellenz so eine wahre Ursache angeben, daß Sie die Sache vollkommen einsehen soll. Denn wißt, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers, abwärts, sondern aufwärts zu gehen: deswegen verspreche ich, daß der Kopf der Meduse trefflich kommen soll; weil es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Ew. Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubessern sehn wird. Da versetzte der Herzog: Warum dachtest du nicht dran, es so einzurichten, daß er eben so gut als der Kopf sich ausgießen möge. Ich sagte: Ich hätte alsdann einen weit größern Ofen machen müssen, und eine Gußröhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da jetzt der Ast, der bis zu den Füßen hinunter diese

sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwei Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles soll bald ausgebessert seyn. Wenn aber meine Form halb voll seyn wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an nach seiner Natur in die Höhe steigen, und der Kopf des Perseus und der Meduse werden aufs Beste gerathen, wie ich euch ganz sicher verspreche. Da ich nun meine gründlichen Ursachen gesagt hatte, nebst noch unendlich vielen andern, die ich nicht ausschreibe, um nicht zu lang zu werden, schüttelte der Herzog den Kopf und ging in Gottes Namen weg.

Nun sprach ich mir selbst Sicherheit und Muth ein und verjagte alle Gedanken, die sich mir ständig aufdrangen, und die mich oft zu bittern Thränen bewegten, und zur lebhaften Reue, daß ich Frankreich verlassen hatte, und nach Florenz, meinem süßen Vaterland, gekommen war, nur um meinen Nichten ein Almosen zu bringen. Nun sah ich freilich für eine solche Wohlthat den Anfang eines großen Uebels vor mir; dessen ungeachtet versprach ich mir, daß, wenn ich mein angefangenes Werk, den Perseus, vollendete, sich meine Mühe in das größte Vergnügen und in einen herrlichen Zustand verwandeln würde, und griff mutig das Werk mit allen Kräften des Körpers und des Beutels an: denn ob mir gleich weniges Geld übrig geblieben war, so schaffte ich mir doch manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Montelupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurecht gemacht hatte, damit sie ihre Zeit hätten, vollkommen zu werden, und da ich den Ueberzug von Erde gemacht, ihn wohl verwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an, das Wachs herauszuziehen, das durch viele Luftlöcher absloß, die ich gemacht hatte: denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus.

Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute, und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser aussströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an, und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer,

so lange bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an, die Grube zu graben, um meine Form hereinzu bringen, und bediente mich aller schönen Vortheile, die uns diese Kunst anbefiehlt.

Als nun die Grube fertig war, hob ich meine Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei über die Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl eingerichtet hatte, ließ ich sie sachte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt, die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde, woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und so wie ich damit nach und nach heraufkam, vergaß ich nicht die Luftcanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Dingen braucht. Da ich sah, daß die Form gut befestigt war, und meine Art, sie mit Erde zu umgeben sowohl als die Röhren am schicklichsten Orte anzubringen, von meinen Arbeitern gut begriffen wurde, ob ich gleich dabei ganz anders als die übrigen Meister dieser Kunst zu Werke ging, so wendete ich mich, überzeugt, daß ich ihnen trauen könnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erz aufgehäuft hatte, und zwar kunstmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde und zusammenflösse, so sagte ich lebhaft, sie sollten dem Ofen Feuer geben.

Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das, wegen seines Harzes, in dem wohlgebauten Ofen so lebhaft flammte und arbeitete, daß ich genöthigt war, bald von einer, bald von der andern Seite zu helfen. Die Arbeit war so groß, daß sie mir fast unerträglich ward, und doch griff ich mich an, was nur möglich war. Dazu kam unglücklicherweise, daß das Feuer die Werkstatt ergriff, und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel so viel Wind und Regen herein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden, und ermüdete mich dergestalt,

dass meine starke Natur nicht widerstand. Es überfiel mich ein Fieber, so heftig als man es denken konnte, dass ich mich genöthigt fühlte wegzugehen und mich ins Bett zu legen. Da wendete ich mich sehr verdrießlich zu denen, die mir beistanden, das ungefähr zehn oder mehrere waren, sowohl Meister im Erzgießen als Handlanger und Bauern, imgleichen die besondern Arbeiter meiner Werkstatt, unter denen sich Bernardino von Mugello befand, den ich mir verschiedene Jahre durch angezogen hatte. Zu diesem sagte ich, nachdem ich mich allen empfohlen hatte: Sieh, lieber Bernardino, beobachte die Ordnung, die ich dir gezeigt habe, halt dich dazu was du kannst! denn das Metall wird bald gar seyn; du kannst nicht irren: die andern braven Männer machen geschwind die Canäle, und mit diesen beiden Eisen könnt ihr die Löcher ausschlagen, und ich bin gewiß, dass meine Form sich zum Besten anfüllen wird. Ich empfinde ein gröberes Uebel als jemals in meinem Leben, und gewiß in wenigen Stunden wird es mich umbringen. So ging ich höchst mißvergnügt von ihnen weg, und legte mich zu Bette. Dann befahl ich meinen Mägden, sie sollten allen zu essen und zu trinken in die Werkstatt bringen, und setzte hinzu, ich würde den Morgen nicht erleben. Sie munterten mich auf und sagten, dieses große Uebel würde vorbeigehen, das mich nur wegen zu gewaltsamer Anstrengung überfallen habe, und so litt ich zwei ganze Stunden, ja ich fühlte das Fieber immer zunehmen, und hörte nicht auf zu sagen, ich fühle mich sterben.

Diejenige, die meinem ganzen Hauswesen vorstand und den Namen Frau Fiore von Castell del Rio hatte, war die trefflichste Person von der Welt und zugleich äußerst liebevoll. Sie schalt mich, dass ich so außer mir sey, und suchte mich dabei wieder auf das Freundlichste und Gefälligste zu bedienen; da sie mich aber mit diesem unmäßigen Uebel befallen sah, konnte sie den Thränen nicht wehren, die ihr aus den Augen fielen, und doch nahm sie sich so viel als möglich in Acht, dass ich es nicht sehen sollte.

Da ich mich nun in diesen unendlichen Nöthen befand, sah ich einen gewissen Mann in mein Zimmer kommen, der von Person so krumm war wie ein großes S. Dieser fing mit einem

erbärmlichen und jämmerlichen Ton, wie diejenigen, die den armen Sündern, die zum Gericht geführt werden, zusprechen, an zu reden und sagte: Armer Benvenuto! euer Werk ist verdorben, daß ihm in der Welt nicht mehr zu helfen ist. Sobald ich die Worte dieses Unglücklichen vernahm, that ich einen solchen Schrei, daß man ihn hätte im Feuerhimmel hören mögen. Ich stand vom Bett auf, nahm meine Kleider und fing an, sie anzulegen, und wer sich näherte, mir zu helfen, Mägde oder Knaben, nach dem trat und schlug ich; dabei jammerte ich und sagte: O ihr neidischen Verräther, dieses Unheil ist mit Fleiß geschehen, und ich schwöre bei Gott, ich will es wohl herausbringen, und ehe ich sterbe, will ich noch so ein Beispiel auf der Welt lassen, daß mehr als Einer darüber erstaunen soll! Als ich angezogen war, ging ich mit schlimmen Gedanken gegen die Werkstatt, wo ich alle Leute, die ich so munter verlassen hatte, erstaunt und höchst erschrocken fand. Da sagte ich: Nun versteht mich! Weil ihr die Art und Weise, die ich euch angab, weder befolgen wolltet noch konntet, so gehorcht mir nun, da ich unter euch und in der Gegenwart meines Werkes bin. Niemand widerseze sich mir! denn in solchen Fällen braucht man Beifstand und keinen Rath. Hierauf antwortete mir ein gewisser Meister Alexander Lastricati und sagte: Seht, Benvenuto, ihr besteht vergebens darauf, ein Werk zu machen, wie es die Kunst nicht erlaubt und wie es auf keine Weise gehen kann. Auf diese Worte wendete ich mich mit solcher Wuth zu ihm und zum Allerschlimmsten entschlossen, so daß er und alle die Uebrigen mit Einer Stimme riefen: Auf! befehlt uns nur! wir wollen euch in Allem gehorchen und mit allen Leibes- und Lebenskräften beistehen. Diese freundlichen Worte, denke ich, sagten sie nur, weil sie glaubten, ich würde in Kurzem todt niederglassen.

Sogleich ging ich, den Ofen zu besehen, und fand das Metall stehend und zu einem Ruchen geronnen. Ich sagte zwei Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer, gehen, dessen Frau mir einen Stoß Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgetrocknet waren; und als nur die ersten Trachten herankamen, fing ich an, den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein

heftiger Feuer als alle andern, und man bedient sich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stüdgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Als nun der Metallkuchen dieses gewaltige Feuer empfand, fing er an zu schmelzen und bilden. Von der andern Seite betrieb ich die Canäle; Andere hatte ich auf das Dach geschickt, dem Feuer zu wehren, das, bei der großen Stärke des Windes, wieder aufs Neue gegriffen hatte; gegen den Garten zu ließ ich Tafeln, Tapeten und Lappen ausbreiten, die mir das Wasser abhalten sollten. Nachdem ich nun alles dieses große Unheil so viel als möglich abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald diesem, bald jenem zu: Bringe dies! nimm das! so daß die ganze Gesellschaft, als sie sah, daß der Kuchen zu schmelzen anfing, mir mit so gutem Willen diente, daß Jeder die Arbeit für drei verrichtete. Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr sechzig Pfund wiegen konnte, und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei Beihülfe, durch frisches Feuer und Anstoßen mit eisernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüssig ward.

Nun glaubte ich einen Todten auferweckt zu haben, triumphierte über den Unglauben aller der Ignoranten und fühlte mir eine solche Lebhaftigkeit, daß ich weder ans Fieber dachte noch an die Furcht des Todes. Auf einmal hörte ich ein Getöse, mit einem gewaltigen Leuchten des Feuers, so daß es schien, als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hätte. Über diese unerwartete fürchterliche Erscheinung war ein Jeder erschrocken, und ich mehr als die Andern. Als der große Lärm vorbei war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und sich in die Höhe hob, dergestalt, daß das Erz aussloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zusatz durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden seyn, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeischaffen und brachte eine nach der andern vor die Canäle; zum Theil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß Jeder nunmehr das Erz auf

das Beste geschmolzen sah und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte. Da halfen sie mir froh und lebhaft und gehorchten mir; ich aber befahl und half bald da und bald dort, und sagte: O Gott, der du durch deine unendliche Kraft vom Tode auferstanden und herrlich gen Himmel gefahren bist, verschaffe, daß meine Form sich auf einmal fülle! Darauf kniete ich nieder und betete von Herzen. Dann wendete ich mich zu der Schüssel, die nicht weit von mir auf einer Bank stand, aß und trank mit großem Appetit, und so auch der ganze Haufen. Dann ging ich froh und gesund zu Bett, es waren zwei Stunden vor Tag, und als wenn ich nicht das mindeste Nebel gehabt hätte, war meine Ruhe sanft und süß.

Indessen hatte mir jene wackere Magd, aus eigenem Antrieb, einen guten fetten Kapaun zurecht gemacht, und als ich aufstand, war es eben Zeit zum Mittagessen. Sie kam mir fröhlich entgegen und sagte: Ist das der Mann, der sterben wollte? Ich glaube, ihr habt das Fieber diese Nacht mit euern Stößen und Tritten vertrieben: denn als die Krankheit sah, daß ihr in eurer Maserei uns so übel mitspieltest, ist sie erschrocken und hat sich davon gemacht, aus Furcht, es möchte ihr auch so gehen. So war unter den Meinigen Schrecken und Furcht verschwunden, und wir erholten uns wieder von so saurer Arbeit. Ich schickte geschwind, meine zinnernen Teller zuersetzen, nach Töpferwaare: wir aßen alle zusammen fröhlich zu Mittag, und ich erinnere mich nicht, in meinem Leben heiterer und mit besserem Appetit gespeist zu haben. Nach Tische kamen alle Diejenigen, die mir geholfen hatten, erfreuten sich und dankten Gott für alles, was begegnet war, und sagten, sie hätten Sachen gesehen und gelernt, die alle andern Meister für unmöglich hielten. Ich war nicht wenig stolz und rühmte mich mit manchen Worten über den glücklichen Ausgang; dann bedachte ich das Nöthige, griff in meinen Beutel, bezahlte und befriedigte sie alle.

Sogleich suchte mein tödtlicher Feind, der abscheuliche Haushofmeister des Herzogs, mit großer Sorgfalt zu erfahren, was alles begegnet sey, und die beiden, die ich im Verdacht hatte, als wenn sie am Gerinnen des Metalls Schuld seyen, sagten ihm, ich sey kein Mensch, sondern eigentlich ein großer Teufel:

denn ich habe das verrichtet, was der Kunst unmöglich sey; das brachten sie nebst so viel andern großen Dingen vor, die selbst für einen bösen Geist zu viel gewesen wären. So wie sie nun wahrscheinlich mehr als geschehen war, vielleicht um sich zu entschuldigen, erzählten, so schrieb der Haushofmeister geschwind an den Herzog, der sich in Pisa befand, noch schrecklicher und noch wundersamer als jene erzählt hatten.

Als ich nun zwei Tage mein gegossenes Werk hatte verfühlen lassen, fing ich an, es langsam zu entblößen, und fand zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte, und weil, wie ich dem Herzog sagte, die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort, das Uebrige aufzudecken, und fand den zweiten Kopf, nämlich den Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit, mich noch mehr zu verwundern: denn wie man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Medusenhaupt, und die Öffnungen des Werks waren auf dem Kopfe des Perseus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß gerade auf dem Kopfe des Perseus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, so daß nicht das Mindeste drüber stand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich sehr verwunderte, und diese seltsame Begebenheit für eine Eintwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das Beste gekommen; und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferse ausgegossen, so wie den Fuß selbst, so daß ich mich von einer Seite ergezte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufrieden gestellt: denn die Zehen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neue Arbeit fand, so war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog sehen sollte, daß ich verstehe was ich vornehme. Und wenn viel mehr von diesem Fuß gekommen war als ich geglaubt hatte, so war die Ursache, daß viele Dinge zusammen kamen, die eigentlich nicht in der Ordnung der Kunst sind, und weil ich auf die Weise, wie ich erzählt habe, dem

Guß mit den zinnernen Tellern zu Hülfe kommen mußte, eine Art und Weise, die von Andern nicht gebraucht wird.

Da ich nun mein Werk so schön gerathen fand, ging ich geschwind nach Pisa, um meinen Herzog zu finden, der mich so freundlich empfing als sichs nur denken läßt; desgleichen that auch die Herzogin, und obgleich der Haushofmeister ihm die ganze Sache geschrieben hatte, so schien es Ihnen Excellenzen noch viel erstaunlicher und wundersamer, die Geschichte aus meinem Munde zu hören, und als ich zuletzt an den Fuß des Perseus kam, der sich nicht angefüllt hatte, wie ich Seiner Excellenz voraussagte, so war er voll Erstaunen und erzählte der Herzogin, was zwischen uns vorgefallen war. Da ich nun sah, daß meine Herrschaft so freundlich gegen mich war, bat ich den Herzog, er möchte mich nach Rom gehen lassen: da gab er mir gnädigen Urlaub und sagte mir, ich möchte bald zurückkommen, seinen Perseus zu endigen. Zugleich gab er mir Empfehlungsschreiben an seinen Gesandten, welcher Everhard Serristori hieß. Es war in den ersten Jahren der Regierung des Papstes Julius III. (1550, 1551).

## Siebentes Capitel.

Cellini erhält einen Brief von Michel Agnolo, betreffend eine Porträtmühle des Bindo Altoviti. — Er geht mit des Herzogs Erlaubniß nach Rom, zu Anfang der Regierung des Papstes Julius III. — Nachdem er diesem aufgewartet, besucht er den Michel Agnolo, um ihn zum Dienste des Herzogs von Toscana zu bereden. — Michel Agnolo lehnt es ab, mit der Entschuldigung, weil er bei St. Peter angestellt sey. — Cellini lehrt nach Florenz zurück und findet eine kalte Aufnahme bei dem Herzog, woran die Verleumdungen des Haushofmeisters Ursache seyn mochten. — Er wird mit dem Fürsten wieder ausgesöhnt, fällt aber sogleich wieder in die Ungnade der Herzogin, weil er ihr bei einem Perlenhandel nicht beisteht. — Umständliche Erzählung nach die Perlen für die Herzogin kauft. Diese wird des Verfassers unversöhnliche Feindin.

Ehe ich verreiste, befahl ich meinen Arbeitern, daß sie nach der Art, wie ich ihnen gezeigt hatte, am Perseus fortfahren sollten. Die Ursache aber, warum ich nach Rom ging, war folgende. Ich hatte das Porträt in Erz von Bindo Altoviti in natürlicher Größe gemacht und es ihm nach Rom geschickt: er

hatte dieses Bild in sein Schreibzimmer gestellt, das sehr reich mit Alterthümern und andern schönen Dingen verziert war; aber dieser Ort war weder für Bildhauerarbeit noch für Malerei. Denn die Fenster standen zu tief, die Kunstwerke hatten ein falsches Licht und zeigten sich keineswegs auf die günstige Weise, wie sie bei einer vernünftigen Beleuchtung würden gethan haben. Eines Tags begab sichs, daß gedachter Bindo an seiner Thüre stand und den Michel Agnolo Buonarotti, der vorbeicing, ersuchte, er möchte ihn würdigen, in sein Haus zu kommen, um sein Schreibzimmer zu sehen. Und so führte er ihn hinein. Jener, sobald er sich umgesehen hatte, sagte: Wer ist der Meister, der euch so gut und mit so schöner Manier abgebildet hat? Wist, daß der Kopf mir gefällt! Ich finde ihn besser als die Antiken hier, obgleich gute Sachen hier zu sehen sind; stünden die Fenster oben, so würde sich alles besser zeigen, und euer Bildniß würde sich unter so schönen Kunstwerken viel Ehre machen.

Als Michel Agnolo nach Hause kam, schrieb er mir den gefälligsten Brief, der Folgendes enthielt: „Mein Benvenuto! ich habe euch so viele Jahre als den trefflichsten Goldschmied gekannt, von dem wir jemals gewußt hätten, und nun werde ich euch auch für einen solchen Bildhauer halten müssen. Wist, daß Herr Bindo Altoviti mir sein Porträt von Erz zeigte, und mir sagte, daß es von eurer Hand sey. Ich hatte viel Vergnügen dran; nur mußte ich tadeln, daß die Büste in schlechtem Lichte stand: denn wenn sie vernünftig beleuchtet wäre, so würde sie als das schöne Werk erscheinen, das sie ist.“

Diesen Brief, der so liebevoll und so günstig für mich geschrieben war, zeigte ich dem Herzog, der ihn mit viel Zufriedenheit las und sagte: Benvenuto, wenn du ihm schreibst, so suche ihn zu bereden, daß er wieder nach Florenz komme! Ich will ihn zu einem der Achtundvierzig machen. Darauf schrieb ich ihm einen sehr gefälligen Brief und sagte ihm darin im Namen des Herzogs hundertmal mehr, als mir aufgetragen war. Doch um nicht zu irren, zeigte ich das Blatt Seiner Excellenz ehe ich siegelte, und fragte, ob ich vielleicht zu viel versprochen habe? Er antwortete mir dagegen: Du hast nach seinem Verdiente

geschrieben; gewiß er verdient mehr als du ihm versprochen hast, und ich will ihm noch mehr halten. Auf diesen Brief antwortete Michel Agnolo niemals, und deswegen war der Herzog sehr auf ihn erzürnt.

Als ich nun wieder nach Rom kam, wohnte ich im Hause des gedachten Bindo Altoviti, der mir sogleich erzählte, wie er sein Bild von Erz dem Michel Agnolo gezeigt, und wie dieser es außerordentlich gelobt habe; und wir sprachen darüber viel und weitläufig. Nun hatte er von mir 1200 Goldgulden in Händen, die sich mit unter den 5000 befanden, welche er unserm Herzog geborgt hatte, und zahlte mir meinen Theil von Interessen richtig. Das war die Ursache, daß ich sein Bildnis machte, und als Bindo es von Wachs sah, schickte er mir zum Geschenk 50 Goldgulden durch einen seiner Leute, Julian Paccalli, einen Notar, welches Geld ich nicht nehmen wollte und durch denselben Mann zurückschickte. Dann sagte ich zu gedachtem Bindo: Mir iſts genug, daß ihr mir nur mein Geld lebendig erhaltenet, daß es mir etwas gewinne.

Nun sah ich aber, daß er gegenwärtig übel gegen mich gesinnt sey. Anstatt mich liebzuſoſen, wie er sonst gewohnt war, zeigte er sich verschlossen gegen mich, und ob ich gleich in seinem Hause wohnte, sah ich ihn doch niemals heiter, sondern immer grämlich. Zuletzt kamen wir mit wenig Worten überein. Ich verlor mein Verdienst an seinem Bildnisse und das Erz dazu, und wir wurden einig, daß ich mein Geld bei ihm auf Leibrenten lassen wollte, und er sollte mir, so lange ich lebte, fünfzehn Procent geben.

Vor allen Dingen war ich gegangen, dem Papst den Fuß zu küssen, und glaubte, nach der Art, wie er mit mir sprach, würde ich leicht mit ihm überein kommen: denn ich wäre gern wieder nach Rom gegangen, weil ich in Florenz allzugroße Hindernisse fand; aber ich bemerkte bald, daß obgedachter Gesandte gegen mich gewirkt hatte. Dann besuchte ich Michel Agnolo Buonarotti, und erinnerte ihn an jenen Brief, den ich ihm von Florenz im Namen des Herzogs geschrieben hatte. Er antwortete mir, daß er bei der Peterskirche angestellt sey, und deshalb sich nicht entfernen könne. Ich sagte darauf, da er sich

entschlossen habe, das Modell von gedachtem Gebäude zu machen, so könne er nur seinen Urbino da lassen, der vortrefflich alles besögen würde, was er ihm befiehle; dazu fügte ich noch viele andere Worte und Versprechungen von Seiten des Herzogs. Auf einmal fasste er mich ins Auge und sagte mit einem spöttischen Lächeln: Und ihr, wie seyd ihr mit ihm zufrieden? Ob ich nun gleich darauf versetzte, daß ich äußerst vergnügt sey und sehr wohl behandelt werde, so ließ er mir doch merken, daß er den größten Theil meiner Verdrießlichkeiten kenne, und antwortete mir, er werde sich unmöglich losmachen können. Darauf setzte ich hinzu, er würde besser thun, nach Hause in sein Vaterland zu kehren, das von einem gerechten Herrn regiert werde, und von einem so großen Liebhaber der Künste, als die Welt niemals gesehen hätte.

Nun hatte er, wie oben gesagt, einen Knaben bei sich, der von Urbino war; dieser hatte ihm viele Jahre mehr als Knecht und Magd als auf andere Weise gedient, welches man sehr wohl merken konnte, weil der junge Mensch gar nichts von der Kunst gelernt hatte. Als ich nun den Michel Agnolo mit so vielen guten Gründen festhielt, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, wendete er sich schnell zu Urbino, als wenn er fragen wolle, was er dazu sage. Da rief dieser Mensch auf seine bäurische Weise und mit lauter Stimme: Ich lasse nicht von Michel Agnolo bis ich ihn schinde oder er mich. Ueber diese dummen Reden mußte ich lachen, und ohne weiter Abschied zu nehmen, zuckte ich die Schultern, wendete mich um und ging.

Da ich nun so schlecht mein Geschäft mit Bindo Altoviti vollbracht hatte, wobei ich die eherne Büste verlor, und ihm mein Geld noch als Leibrente lassen mußte, lernte ich einsehen, von was für einer Art der Kaufleute Treu und Glaube sey, und kehrte verdrießlich wieder nach Florenz zurück. Ich fragte nach Seiner Exzellenz, dem Herzog, der eben im Castell an der Brücke zu Rifredi war. Im Palast zu Florenz fand ich Herrn Peter Franz Ricci, den Haushofmeister, und als ich mich ihm nähern wollte, um ihm nach Gewohnheit mein Compliment zu machen, sagte er mit unmäßiger Verwunderung: Wie? du bist

zurückgekommen? Darauf schlug er in die Hände und sagte, noch immer voll Erstaunen: Der Herzog ist zu Castello. Er wendete mir darauf den Rücken und ging weg, und ich konnte nicht begreifen, warum die Bestie sich so gebärdete. Sogleich ging ich nach Castello, und als ich in den Garten kam, wo der Herzog war, sah ich ihn in einiger Entfernung; er machte gleichfalls ein Zeichen der Verwunderung, und gab mir zu verstehen, daß ich mich wegbegeben sollte. Ich, der ich gedacht hatte, Seine Excellenz sollten mich so freundlich, ja noch freundlicher empfangen als Sie mich entlassen hatten, mußte nun so ein wunderliches Betragen sehen, kehrte sehr verdrießlich nach Florenz zurück, und suchte meine Werke mit Fleiß zu vollenden.

Da ich mir nun nicht denken konnte, was zu so einem Be tragen hätte Anlaß geben können, und dabei auf die Art merkte, womit Herr Sforza und die Uebrigen, welche zunächst um den Herzog waren, mir begegneten, kam mir die Lust an, Herrn Sforza selbst zu fragen, was das denn eigentlich bedeuten sollte? Er sagte darauf lachend zu mir: Benvenuto, bleib ein wackerer Mann, und bekümmerc dich um weiter nichts! Erst viele Tage hernach hatte er die Gefälligkeit, mir mit dem Herzog eine Unterredung zu verschaffen, der auf eine trübe Weise freundlich war und mich fragte, was man in Rom mache? Ich fing, so gut ich nur wußte, meine Erzählung an, sprach von dem ehernen Kopf, den ich für Bindo Altoviti gemacht hatte, und dem, was daraus gefolgt. Dabei konnte ich bemerken, daß er mir mit großer Aufmerksamkeit zuhörte. Gleichfalls sagte ich ihm alles wegen Michel Agnolo Buonarotti, worüber er sich ein wenig verdrießlich zeigte; doch lachte er wieder sehr über die Worte des Urbino und über die Schinderei, von der dieser Bursche gesprochen hatte; allein er sagte zu alle dem nichts weiter als: Es ist sein eigener Schade! Ich aber neigte mich und ging. Gewiß hatte der Haushofmeister wieder etwas Böses gegen mich aufgebracht, das ihm aber nicht gelang, wie denn Gott immer ein Freund der Wahrheit ist, und mich aus so unsäglichen Gefahren bis zu diesem meinem Alter errettet hat, und mich erretten wird bis ans Ende meines Lebens, durch dessen Mühseligkeiten ich allein mit Beihilfe seiner Kraft mutig hindurchgehe, und

weder die Wuth des Glücks noch ungünstiger Sterne befürchte,  
so lange mir Gott seine Gnade erhält.

Nun aber vernimm, gefälliger Leser, einen schrecklichen Vorfall! Mit aller möglichen Sorgfalt beßlich ich mich, mein Werk zu Ende zu bringen, und ging Abends in die Garderobe des Herzogs, den Goldschmieden zu helfen, die für Seine Excellenz arbeiteten, und fast alle ihre Werke waren nach meinen Zeichnungen. Der Herzog sah gern der Arbeit zu, und hatte Vergnügen, mit mir zu sprechen; deswegen ging ich auch manchmal am Tage hin. Einmal unter andern war ich auch in gedachter Garderobe; der Herzog kam nach seiner Gewohnheit, und besonders da er wußte, daß ich zugegen sey. Sogleich fing er an, mit mir zu sprechen, und ich hatte ihm diesmal so wohl gefallen, daß er sich mir freundlicher als jemals zeigte. Da kam einer von seinen Secretären eilig und sagte ihm etwas ins Ohr; vielleicht Sachen von der größten Wichtigkeit. Der Herzog stand auf und sie gingen zusammen in ein anderes Zimmer. Indessen hatte die Herzogin geschickt, um zu sehen, was Seine Excellenz mache. Der Page sagte zu ihr: Er spricht und lacht mit Benvenuto, und ist sehr wohl aufgeräumt. Sogleich kam die Herzogin selbst in die Garderobe, und als sie den Herzog nicht fand, setzte sie sich zu uns, und als sie uns eine Weile zugesehen hatte, wendete sie sich mit großer Freundlichkeit zu mir und zeigte mir einen Schmuck von großen Perlen, der wirklich sehr selten war, und fragte mich, was ich davon hielte? Ich lobte ihr ihn. Darauf sagte sie: Ich will, daß mir sie der Herzog kaust: darum, mein Benvenuto, lobe sie ihm so viel du kannst! Darauf versegte ich mit aller Bescheidenheit und Aufrichtigkeit: Ich dachte, dieser Schmuck gehöre schon Ew. Excellenz, und da verlangt es die Vernunft, von den Dingen, die Ihnen gehören, nicht mit Tadel zu sprechen; jetzt aber muß ich sagen, daß ich, vermöge meiner Profession, viele Fehler an diesen Perlen wahrnehme, und deswegen nicht rathen wollte, daß Ew. Excellenz sie kaufte. Darauf sagte sie: Der Kaufmann giebt mir sie für 6000 Scudi; wenn sie ohne Mängel wären, würden sie 12000 werth seyn. Darauf versegte ich: Wäre dieser Schmuck auch von unendlicher Güte, so würde ich doch Niemand

rathen, mehr als 5000 Scudi dafür zu geben: denn Perlen sind keine Juwelen, sie werden mit der Zeit geringer; aber ein Edelstein altert nicht, und den sollte man kaufen. Darauf sagte die Herzogin ein wenig verdrießlich: Ich will aber diese Perlen! Lobe sie dem Herzog, ich bitte dich darum! Und wenn du ja zu lügen glaubst, so thu es, mir zu dienen! es soll dein Vortheil seyn. Ein solcher Auftrag war mir, als einem beständigen Freunde der Wahrheit und Feinde der Lügen, höchst beschwerlich; aber um die Gnade einer so großen Prinzessin nicht zu verlieren, fand ich mich doch in die Nothwendigkeit versetzt. Ich ging daher mit diesen verfluchten Perlen in das Zimmer, wo sich der Herzog befand, der, als er mich sah, zu mir sagte: Benvenuto, was willst du? Ich deckte den Schmuck auf, und versetzte: Ich komme, euch einen Schmuck von den schönsten Perlen zu zeigen! Und als ich sie noch sehr gelobt hatte, setzte ich hinzu: Deshalb solltet ihr sie kaufen! Darauf sagte der Herzog: Ich kaufe sie nicht, weil sie nicht von unendlicher Güte sind! Ich aber versetzte: Verzeiht! denn sie übertreffen andere Perlen sehr an Schönheit.

Die Herzogin stand hinten, und mußte gehört haben was ich sagte, so wie meine unendliche Lobeserhebung. Der Herzog wendete sich freundlich zu mir und sagte: Benvenuto, ich weiß, daß du die Sache recht gut verstehst; und wenn die Perlen von solcher Schönheit wären, so würde ich sie gern kaufen, sowohl um die Herzogin zufrieden zu stellen als auch um sie zu besitzen. Da ich nun einmal angefangen hatte zu lügen, fuhr ich fort, und widersprach allem, was der Herzog sagte, indem ich mich auf seine Gemahlin verließ, daß sie mir zur rechten Zeit beistehen sollte. Ja, sie hatte mir sogar merken lassen, daß ich 200 Scudi haben sollte; ich hätte aber nichts genommen, damit man nicht glauben möchte, ich habe es aus Eigennutz gethan. Der Herzog fing wieder an und sagte, ich verstände mich recht gut darauf, und wenn ich der rechtschaffene Mann wäre, wie er überzeugt sey, so sollte ich ihm die Wahrheit sagen. Da wurden mir die Augen roth und feucht von Thränen, und ich sagte: Gnädiger Herr, wenn ich Ew. Excellenz die Wahrheit sage, so wird die Herzogin meine Todfeindin, und ich bin

genöthigt, mit Gott davon zu gehen, und die Ehre meines Perseus, die ich unserer herrlichen Schule versprochen habe, wird von meinen Feinden verkümmert werden. Darum empfehle ich mich dem Schutz Ew. Exellenz. Der Herzog sah wohl ein, daß ich alles nur aus Zwang gethan hatte, und versetzte: Wenn du mir traust, so sorge für nichts weiter! Darauf sagte ich: Wie ist es möglich, daß die Herzogin nichts erfahre? Er verdoppelte seine Zusicherung, und sagte: Rechne, daß du deine Worte in ein Diamantenkästchen vergraben hast! Darauf sagte ich ihm, wie ichs verstand, und daß sie nicht mehr als 2000 Scudi werth seyen.

Als die Herzogin hörte, daß wir still wurden, denn wir redeten ziemlich leise, kam sie hervor und sagte: Mein Herr, habt die Gnade und kauft mir den Schmuck Perlen! denn ich habe große Lust dazu, und euer Benvenuto wird euch gesagt haben, daß er nie einen schönern gesehen hat. Darauf versetzte der Herzog: Ich will ihn nicht kaufen! Sie versetzte: Warum will Ew. Exellenz mir den Gefallen nicht thun, und diese Perlen anschaffen? Er antwortete: Weil ich nicht Lust habe, mein Geld wegzuwerfen. Wie? sagte die Herzogin von Neuem: warum Geld wegwerfen? wenn euer Benvenuto, auf den ihr mit Recht so viel Vertrauen habt, mir versichert, daß über 6000 Scudi noch ein wohlfeiler Preis ist. Darauf sagte der Herzog: Signora, mein Benvenuto hat mir gesagt, daß ich, wenn ich sie kaufe, mein Geld wegwerfe: denn diese Perlen sind weder rund noch gleich, und es sind auch genug alte darunter; und daß das wahr ist, so seht nur diese, seht jene, seht hier, seht da! Das ist keine Waare für mich. Auf diese Worte sah mich die Herzogin mit zornigem Blick an, drohte mir mit dem Haupt, und ging weg, so daß ich versucht war, mit Gott wegzugehen, und mich aus Italien zu verlieren; weil aber mein Perseus heinahe geendigt war, so wollte ich doch nicht versehnen, ihn aufzustellen.

Nun bedenke ein Feder, in welcher großen Noth ich mich befand. Der Herzog hatte seinen Thürhütern in meiner Gegenwart befohlen, sie sollten mich immer durch die Zimmer lassen, wo sich Seine Exellenz befindet, und die Herzogin hatte ebenselbigen aufgegeben, so oft ich in den Palast käme, sollten

sie mich wegjagen. Wenn sie mich nun sahen, verließen sie ihren Posten und jagten mich weg; sie nahmen sich aber wohl in Acht, daß es der Herzog nicht gewahr wurde, so daß, wenn er mich eher als diese Schelme erblickte, er mir entweder zurief oder mir winkte, daß ich hereinkommen sollte.

Indessen hatte die Herzogin den Bernardone gerufen, über dessen Feigheit und Schlechtigkeit sie sich gegen mich so sehr beklagt hatte, und empfahl ihm, so wie vormals mir, die Sache; er antwortete: Gnädige Frau, laßt mich nur gewähren! Darauf zeigte sich der Schelm vor dem Herzog mit dem Schmuck in der Hand. Der Herzog, sobald er ihn erblickte, sagte, er solle sich wegheben! Der Schelm sagte darauf, mit einer häßlichen Stimme, die ihm durch seine Eselsnase klang: O gnädiger Herr, kaufst doch den Schmuck der armen Dame, die vor Verlangen danach stirbt, und ohne denselben nicht leben kann! Da er nun noch andere seiner dummen Worte hinzufügte, ward er dem Herzog zur Last, der zu ihm sagte: Entweder du gehst oder du kriegst Ohrfeigen! Dieser Lumpenhund wußte sehr gut was er that: denn ihm war wohl bekannt, daß er auf dem Wege der Ohrfeigen und Unverschämtheiten die Einwilligung zum Handel vom Herzog erhalten, und sich die Gnade der Herzogin, zugleich mit einer guten Provision, erwerben könne, die einige hundert Scudi betrug, und so blies er aus Possen die Backen auf, und der Herzog gab ihm einige tüchtige Maulschellen, um ihn los zu werden, und zwar ein bischen derber als er pflegte. So tüchtig getroffen, wurden die häßlichen Wangen roth, und die Thränen kamen ihm aus den Augen, und so fing er an: Ach, gnädiger Herr, ein treuer Diener, der Gutes zu thun sucht, wird alle Art von Nebel ertragen, wenn nur die arme Dame zufrieden gestellt wird. Hierüber wurde der Mensch dem Herzog äußerst zur Last, und sowohl wegen der Ohrfeigen als wegen der Liebe zur Herzogin, die Seine Excellenz immer zu befriedigen wünschte, sagte er sogleich: Hebe dich weg! Gott möge dich zeichnen! Geh und mache den Handel: ich bin alles zufrieden, was meine Gemahlin wünscht.

Da sahe man nun die Wuth des bösen Glückes gegen einen armen Mann, und die schändliche Gunst des guten Glückes

gegen eine nichtswürdige Person! Ich verlor die ganze Gnade der Herzogin, und dadurch auch nach und nach die Gnade des Herzogs; jener dagegen gewann sich die große Provision und ihre Gnade. So ist es nicht genug ein ehrlicher und tugendhafter Mann zu seyn, wenn das Glück uns übel will.

---

## Achtes Capitel.

Der Herzog fängt mit den Bewohnern von Siena Krieg an. Der Verfasser wird mit andern zu Ausbesserung der Florentinischen Festungswerke angestellt. — Wortsreit zwischen ihm und dem Herzog über die beste Befestigungsart. — Cellinis Händel mit einem Lombardischen Hauptmann, der ihm unhöflich begegnet. — Entdeckung einiger Alterthümer in Erz in der Gegend von Arezzo. — Die verstümmelten Figuren werden von Cellini wieder hergestellt. — Er arbeitet in des Herzogs Zimmern daran, wobei er Hindernisse von Seiten der Herzogin findet. — Seltsamer Auftritt zwischen ihm und Ihrer Hoheit. — Er versagt ihr die Gefälligkeit, einige Figuren von Erz in ihrem Zimmer aufzustellen, wodurch das Verhältniß zwischen beiden verschlimmert wird. — Verdrüß mit Bernardone, dem Goldschmied. — Der Verfasser endigt seine berühmte Statue des Perseus: sie wird auf dem Platze aufgestellt und erhält großen Beifall. — Der Herzog besonders ist sehr zufrieden damit. — Cellini wird von dem Vicekönig nach Sicilien berufen, will aber des Herzogs Dienste nicht verlassen. — Sehr vergnügt über die gelungene Arbeit, unternimmt er eine Wallfahrt von wenig Tagen nach Vallombrosa und Camaldoli.

Zu der Zeit entstand der Krieg von Siena, und der Herzog, der Florenz befestigen wollte, vertheilte die Thore unter geschickte Bildhauer und Baukünstler. Mir theilte man das Thor al Prato zu und das Thörchen am Arno, das nach den Mühlen geht; dem Cavalier Bandinelli das Thor bei St. Friano; Pasqualino von Ancona ward bei dem Thor St. Pier Gattolini angestellt; Julian di Baccio d'Agnolo, der Zimmermeister, bei St. Giorgio; Particino, der Zimmermeister, bei St. Niccolo; Franz da San Gallo, der Bildhauer, Margolla genannt, beim Kreuze, und Johann Baptist, Tasso genannt, bei dem Thore Pinti. Und so wurden andere Bastionen und Thore andern Ingenieuren übergeben, deren ich mich nicht erinnere, und die auch auf meine Geschichte keinen Einfluß haben.

Der Herzog, der wirklich immer die besten Einsichten zeigte, ging selbst um die Stadt, und da Seine Excellenz alles wohl

überlegt und sich entschlossen hatte, rief er Lactanz Gorini, seinen Cassirer, der sich auch ein wenig mit dieser Profession abgab, und ließ ihn alle die Art und Weise zeichnen, wie die Stadt und gedachte Thore befestigt werden sollten, und schickte einem Jeden sein gezeichnetes Thor.

Da ich nun diejenigen Risse betrachtete, die man mir zugeschickt hatte, schien es mir, daß sie keineswegs nach den Umständen eingerichtet, sondern äußerst fehlerhaft wären. Sogleich eilte ich, mit der Zeichnung in der Hand, meinen Herzog aufzusuchen, und als ich Seiner Excellenz die Mängel dieser Arbeit zeigen wollte, hatte ich kaum zu reden angefangen, als der Herzog sich ergrimmt zu mir wendete und sagte: Wenn die Rede ist, wie man treffliche Figuren machen soll, so will ich dir nachgeben; aber in dieser Kunst mußt du mir gehorchen: drum befolge die Zeichnung, die ich dir gegeben habe! Auf diese kurzen Worte antwortete ich so gelind, als ich in der Welt nur wußte, und sagte: Gnädiger Herr, auch die gute Art, Figuren zu machen, habe ich von Ew. Excellenz gelernt: denn wir haben immer ein wenig darüber gestritten; nun ist die Rede von der Befestigung eurer Stadt, einer Sache von viel größerer Bedeutung als Figuren zu machen: deshalb bitte ich Ew. Excellenz, mich anzuhören, und wenn ich so mit Ihnen spreche, werden Sie mir die Art und Weise zeigen, wie ich Ihnen zu dienen habe. Diese meine gefälligen Worte nahm der Herzog sehr gütig auf, und fing an, mit mir über die Sache zu disputiren: ich zeigte sodann mit lebhaften und deutlichen Gründen, daß die Art, die man mir vorgeschrieben hatte, nicht gut sei. Darauf sagte der Herzog: Nun geh und mache selbst eine Zeichnung! und ich will sehen ob sie mir gefällt. So machte ich ein paar Zeichnungen von der wahren Art, wie die beiden Thore befestigt werden mußten, und brachte sie ihm; er unterschied das Wahre vom Falschen, und sagte mir sehr freundlich: Nun geh und mache es nach deiner Art! ich bin es zufrieden. Da fing ich denn mit großer Sorgfalt an.

Die Wache des Thors al Prato hatte ein Lombardischer Capitän von schrecklicher starker Gestalt und von gemeinen Neidensarten. Dabei war er eingebildet und äußerst unvissend;

dieser fragte mich sogleich, was ich machen wollte? Darauf ließ ich ihn gefällig meine Zeichnungen sehen, und mit der äußersten Mühe erklärte ich ihm die Art, nach der ich verfahren wolle. Nun schüttelte die Bestie den Kopf, wendete sich da- und dorthin, trat von einem Bein aufs andere, wickelte seinen ungeheuerlichen Knebelbart, strich sich am Kinn, zog die Mütze über die Augen, und sagte nur immer: Zum Henker, ich verstehe das alles nicht! Verdrießlich über diese Bestie, sagte ich: So laßt es mich machen, der ichs verstehe! Dabei wendete ich ihm den Rücken, was er höchst übel nahm und sagte: Du willst gewiß, daß ich mit dir aufs Blut rechten soll. Ich wendete mich erzürnt herum und sagte: Es sollte mir lieber sehn mit dir, als mit der Bastion zu thun zu haben. Sogleich legten wir Hand an die Degen; wir hatten sie aber nicht einmal ganz gezogen, als sich viele wackere Leute von unsren Florentinern und andern Hofleuten dazwischen legten. Der große Theil schalt ihn aus und sagte, er habe Unrecht; ich sey ein Mann, es mit ihm aufzunehmen, und wenn es der Herzog erführe, sollte es ihm übel bekommen. Nun bekümmerte er sich um seine Geschäfte, und ich fing meine Bastion an. Als ich nun die gehörige Anstalt getroffen hatte, ging ich zu dem kleinen Thor am Arno, wo ich einen Capitän von Cesena fand, den artigsten Mann, den ich jemals von dieser Profession gekannt hatte. Neuerlich zeigte er sich wie ein zierliches Mädchen, und im Nothfall war er einer der bravsten und thätlichsten Menschen, die man sich denken kann. Dieser Edelmann beobachtete mich so genau, daß er mir oft Nachdenken erregte; er wünschte meine Arbeit zu verstehen und ich zeigte ihm alles aufs Gefälligste. Genug, wir wetteiferten, wer sich gegen den Andern freundlicher bezeugen könne, so daß ich diese Bastion weit besser als jene zu Stande brachte.

Als ich mit meinen Festungswerken fertig war, hatten die Völker des Herrn Peter Strozzi im Lande gestreift, und das ganze Gebiet von Prato war so in Furcht gesetzt, daß Alles ausräumte und flüchtete. Nun kamen sie mit allen ihren Karren herbei, und jeder fuhr seine Habe in die Stadt; ein Wagen berührte den andern, und es war eine unendliche Menge. Da ich nun solche Unordnung sah, sagte ich zur Thormwache, sie sollten

Acht haben, daß unter dem Thore nicht das Unglück begegne, wie in Turin, wo das Fallgatter, als man es brauchen wollte, von einem solchen Wagen in die Höhe gehalten wurde, und seinen Dienst nicht leisten konnte. Als das Ungeheuer von Capitän diese meine Worte hörte, wendete er sich mit Schimpfreden gegen mich, die ich ihm sogleich zurück gab, so daß es zwischen uns hätte schlimmer als vorher werden können; doch trennte man uns wieder. Da ich nun meine Bastion vollendet hatte, erhielt ich unerwartet vieles Geld, mit dem ich mir wieder aufhalf, und mich wieder an die Arbeit begab, um meinen Perseus zu vollenden.

In diesen Tagen hatte man einige Alterthümer in der Gegend von Arezzo ausgegraben, worunter sich auch die Chimäre befand, nämlich der ehele Löwe, den man in den nächsten Zimmern am großen Saal des Palastes noch sehen kann; und zugleich hatte man viele kleine Statuen von Erz gefunden, die ganz mit Erde und Rost bedeckt waren, und einer jeden fehlte entweder der Kopf, die Hände oder die Füße. Der Herzog hatte Vergnügen, sie selbst mit gewissen Grabsticheln rein zu machen, und einst, als ich mit Seiner Excellenz sprach, reichte er mir einen Hammer, womit ich auf die Meißelchen, die er in der Hand hielt, schlug, so daß die Figuren von Erde und Rost gereinigt wurden. So vergingen einige Abende, und der Herzog veranlaßte mich, daß ich die fehlenden Glieder wieder herstellte; und da er so viel Vergnügen an dem wenigen Meißeln hatte, so ließ er mich auch des Tags arbeiten, und wenn ich mich verspätete, so mußte ich gerufen werden. Defters gab ich Seiner Excellenz zu verstehen, daß ich mich von meinem Perseus abzöge, und daß daraus gar manches Unangenehme entstehen könnte. Erstlich fürchtete ich, daß die lange Zeit, die ich zu meinem Werke brauchte, zuletzt Seiner Excellenz verdrießlich fallen möchte, wie es denn auch wirklich nachher geschah; das andere war, daß meine Arbeiter, wenn ich mich nicht gegenwärtig befand, mir theils mein Werk verdarben, theils so wenig als möglich arbeiteten. Darauf begnügte sich der Herzog, daß ich nur beim Einbruche der Nacht in den Palast kommen sollte. Seine Excellenz war äußerst sanft und gütig gegen mich geworden, und jeden Abend, den ich zu ihm kam, nahmen die Lieblosungen zu.

In diesen Tagen baute man an jenen neuen Zimmern gegen die Löwen, so daß Seine Excellenz, um abgesondert zu sehn, sich in den neuen Gemächern eine kleine Wohnung einrichten ließ; mir aber hatte er befohlen, ich sollte durch seine Garderobe kommen, da ich denn heimlich über die Galerie des großen Saals ging, und durch gewisse Schlupflöcher zu jenem Gemach gelangte. Wenige Tage darauf brachte mich die Herzogin um diese Zugänge, und ließ alle diese Thüren verschließen, so daß ich alle Abende, wenn ich in den Palast kam, eine Weile warten mußte, weil sie sich selbst in diesen Vorzimmern befand, wo man vor ihrer Bequemlichkeit vorbei mußte, und weil sie nicht wohl war, so kam ich niemals ohne sie zu stören. Nun warf sie deswegen, und wegen der schon bekannten Ursache, den äußersten Groll auf mich, und konnte mich auf keine Weise weder sehn noch leiden. Doch mit aller dieser großen Noth und diesem unendlichen Verdrüß fuhr ich gelassen fort hinzugehen. Der Herzog hatte ausdrücklich befohlen, daß man mir, wenn ich an die Thüre pochte, sogleich aufmachen sollte; und so ließen sie mich ohne mir etwas weiter zu sagen durch alle Zimmer. Nun begegnete es manchmal, wenn ich ruhig und unerwartet durchging, daß ich die Herzogin bei ihrer Bequemlichkeit fand, die sich denn mit einem so wütenden Zorne gegen mich herausließ, daß ich mich entsetzte. Sie sagte mir immer: Wann wirst du denn einmal mit den kleinen Figuren fertig sehn! dein Kommen wird mir allzu lästig. Darauf antwortete ich mit der größten Gelassenheit: Gnädige Frau und einzige Gönnerin, ich verlange nichts mehr als Ihnen mit Treue und äußerstem Gehorsam zu dienen. Die Werke, die mir der Herzog befohlen hat, werden mehrere Monate brauchen; wenn aber Ew. Excellenz nicht will, daß ich mehr hierher kommen soll, so werde ich auch nicht kommen, es rufe mich, wer will, und wenn der Herzog zu mir schickt, so will ich sagen, daß ich frank bin, und Sie sollen mich auf keine Weise hier wiedersehen. Darauf versetzte sie: Ich sage nicht, daß du dem Herzog nicht gehorchen sollst; aber mir scheint, daß deine Arbeit kein Ende nehmen wird. Mochte nun der Herzog hiervon etwas gemerkt haben, oder auf andere Weise veranlaßt worden sehn, genug, wenn vierundzwanzig Uhr herbeikam, so ließ er

mich rufen, und der Bote sagte jederzeit: Verfehle nicht zu kommen! der Herzog erwartet dich. Und so fuhr ich fort, mit eben denselben Schwierigkeiten mehrere Abende hinzugehen. Einmal unter andern, als ich nach meiner Gewohnheit hereintrat, sprach der Herzog wahrscheinlich von geheimen Dingen mit seiner Gemahlin, und wendete sich mit heftigem Zorne gegen mich, darüber ich einigermaßen erschreckt, eilig zurückgehen wollte; er aber sagte schnell zu mir: Komm herein, mein Benvenuto! geh an deine Arbeit, und ich werde bald bei dir seyn. Indessen ich vorbeicing, nahm mich Prinz Gracia, ein Kind von wenigen Jahren, bei der Jacke, und trieb so artige Scherze als ein solches Kind nur machen kann. Der Herzog verwunderte sich darüber und sagte: Was ist das für eine anmuthige Freundschaft, die meine Kinder zu dir haben?

Indessen ich nun an diesen Kleinigkeiten arbeitete, waren die Prinzen Don Giovanni, Don Arnando und Don Gracia den ganzen Abend um mich herum, und stachen mich ohne daß es der Herzog sah; ich aber bat sie, ruhig zu seyn. Sie antworteten: Wir können nicht! Und ich versetzte: Was man nicht kann, will man auch nicht: darum laßt mich ruhen! Darüber fingen der Herzog und die Herzogin an laut zu lachen.

Einen andern Abend, als ich jene vier Figuren von Erz fertig hatte, die an der Base des Perseus angebracht sind, nämlich Jupiter, Mercur, Minerva und Danae, Mutter des Perseus, mit ihrem kleinen Knaben zu Füßen, hatte ich sie zusammen in gedachtes Zimmer bringen lassen, wo ich Abends arbeitete, und sie in Eine Reihe, ein wenig höher als das Auge, gestellt, wo sie sich wirklich sehr gut ausnahmen. Der Herzog, der es gehört hatte, kam etwas früher als gewöhnlich, und weil die Person, die ihm die Nachricht brachte, diese Arbeiten über Verdienst gerühmt und gesagt hatte, sie seyen besser als die alten, und mehr solche Dinge, so kam nun der Herzog mit der Herzogin, und sprach mit Zufriedenheit von meinen Werken; ich aber stand geschwind auf und ging ihm entgegen. Er hob darauf nach seiner fürstlichen und edeln Art die rechte Hand auf, worin er eine Birne hielt, so groß und schön als man sie nur sehen kann, und sagte dabei: Nimm hier, mein Benvenuto, und

bringe diese Birn in den Garten deines Hauses! Darauf antwortete ich gefällig: O gnädiger Herr, ist es Ihr Ernst, daß ich die Birn in den Garten meines Hauses legen soll? Der Herzog sagte von Neuem: In den Garten des Hauses, das dein ist! Verstehst du mich recht? Darauf dankte ich Seiner Excellenz und der Herzogin mit den besten Ceremonieen, die ich nur in der Welt zu machen wußte. Dann setzten sie sich gegen die Figuren über, und sprachen über zwei Stunden von nichts als von denselben, so daß die Herzogin ein unmäßiges Verlangen danach empfand, und zu mir sagte: Ich will nicht, daß du diese schönen Figuren da unten auf dem Platz verschwendest, wo sie in Gefahr kämen, verdorben zu werden: vielmehr sollst du sie mir in einem meiner Zimmer anbringen, wo ich sie aufs Beste will halten lassen, wie ihre seltene Tugend verdient. Gegen diese Worte setzte ich mich mit unendlichen Gründen; weil ich aber sah, wie fest sie entschlossen war, daß ich die Figur nicht an die Base, wo sie sich jetzt befinden, aufstellen sollte, so wartete ich den andern Tag ab, und ging um Zweihundzwanzig in den Palast, und als ich fand, daß der Herzog und die Herzogin ausgeritten waren, ließ ich die Figuren hinuntertragen, und weil ich an der Base schon alles zurecht gemacht hatte, so löthete ich sie sogleich ein wie sie bleiben sollten. Als die Herzogin es hörte, wurde sie so zornig, daß sie mir, wenn ihr Gemahl nicht gewesen wäre, gewiß viel Uebel zugefügt hätte. Nun kam dieser Verdrüß noch zu jenem wegen der Perlen, und sie wirkte so viel, daß der Herzog sein wenigstens Vergnügen aufgab. Ich kam also Abends nicht mehr hin; denn ich fand alle die vorigen Schwierigkeiten, wenn ich in den Palast wollte.

Ich wohnte nun, wo ich meinen Perseus schon hingekommen hatte, und arbeitete an seiner Vollendung unter allen den Hindernissen, deren ich schon erwähnt habe, das heißt, ohne Geld und unter so vielen andern Vorfällen, deren Hälfte schon einen Mann von Diamant zur Verzweiflung gebracht hätte. Als der Herzog vernahm, daß ich den Perseus schon als geendigt zeigen konnte, kam er einen Tag, das Werk zu sehen, und gab auf eine deutliche Art zu erkennen, daß es ihm außerordentlich

gefalle. Darauf wendete er sich zu gewissen Herren, die mit ihm waren, und sagte: Ob uns gleich dieses Werk sehr schön vorkommt, so muß es doch auch dem Volke gefallen: deswegen, mein Benvenuto, ehe du die letzte Hand anlegst wünschte ich, daß du mir zu Liebe diese vordere Thüre nach meinem Palaste zu öffnetest, um zu sehen, was das Volk dazu sagt: denn es ist keine Frage, daß es ein Unterschied seyn muß, es frei oder in einer solchen Enge zu sehen, und es wird sich gewiß anders als gegenwärtig zeigen. Auf diese Worte sagte ich demüthig zu Seiner Exzellenz: Es wird gewiß um die Hälfte besser aussehen. Erinnern sich Ew. Exzellenz nicht, es in dem Garten meines Hauses gesehen zu haben, wo es sich so gut zeigte? Ja sogar Bandinelli, der es daselbst sah, war genöthigt, ungeachtet seiner bösen Natur, Gutes davon zu reden, er, der sein ganzes Leben lang von Niemand Gutes gesprochen hat; und ich fürchte, Ew. Exzellenz trauen ihm zu viel. Darauf sagte der Herzog ein wenig verdrießlich, aber mit gefälligen Worten: Thu es, mein Benvenuto, zu meiner geringen Genugthuung!

Als er weg war, machte ich mich daran, die Statue aufzudecken; weil aber ein wenig Gold fehlte, und ein gewisser Firniß und andere Kleinigkeiten, die zu Vollendung eines Werks gehören, murmelte ich verdrießlich, schalt und betrübte mich, und verwünschte den verfluchten Tag, der mich veranlaßt hatte, nach Florenz zu gehen. Denn ich sah freilich den großen Verlust, den ich mir zugezogen hatte, indem ich Frankreich verließ, und sah und wußte noch nicht, was ich Gutes von meinem Herrn in Florenz erwarten sollte: denn alles, was ich von Anfang bis zur Mitte und bis zum Ende gethan hatte, war alles zu meinem größten Schaden geschehen. Und so, mit größtem Verdrusse, deckte ich die Bildsäule des folgenden Tags auf.

Nun gefiel es Gott, daß, sobald als sie gesehen wurde, sich ein unmäßiges Geschrei zum Lobe des Werks erhob, wobei ich mich ein wenig getrostet fühlte. Die Leute hörten nicht auf, immerfort Sonette an die Thürgewände anzuheften, wodurch gleichsam ein festliches Ansehen entstand. Indessen suchte ich das Werk zu vollenden, und arbeitete an demselben Tage daran, an welchem es mehrere Stunden aufgedeckt blieb, und mehr als

zwanzig Sonette und Griechische Verse angeheftet waren; denn eben waren Ferien auf der Universität Pisa, und alle die vor trefflichsten Lehrer und Schüler bemühten sich um die Wette. Was mir aber das größte Vergnügen machte, und mir die größte Hoffnung wegen der Gesinnung des Herzogs gab, war, daß Die von der Kunst, nämlich Maler und Bildhauer, gleichfalls wetteiferten, wer das meiste Gute davon sagen könnte, und unter Andern der geschickte Maler Jacob von Pontormo; am höchsten aber schätzte ich das Lob des trefflichen Bronzino, des Malers, dem es nicht genug war, verschiedene Gedichte öffentlich anheften zu lassen, sondern der mir derselben auch noch ins Haus schickte, worin er so viel Gutes auf seine seltene und angenehme Weise sagte, daß ich mich wieder einigermaßen beruhigte. Und so hatte ich das Werk wieder bedeckt, und suchte es mit allem Fleiß zu vollenden.

Als mein Herzog die Gunst erfuhr, welche mir die treffliche Schule bei diesem kurzen Anblick erzeigt hatte, sagte er: Ich freue mich, daß Benvenuto diese kleine Zufriedenheit gehabt hat: so wird er desto geschwinder die Arbeit vollenden; aber er denke nur nicht, wenn sie ganz aufgedeckt ist, daß die Leute noch immer auf gleiche Weise sprechen werden. Es werden dann auch alle Fehler, die daran sind, aufgedeckt seyn, und man wird andere, die nicht daran sind, hinzuthun: so mag er sich mit Geduld waffen. An diesen Reden war Bandinelli Schuld: denn er hatte bei dieser Gelegenheit die Werke des Andreas del Verrocchio angeführt, der den schönen Christus und St. Thomas von Erz gemacht hatte, den man an der Façade Orsanmichele sieht, und noch andere Werke, sogar den verwundenswürdigen David des göttlichen Michel Agnolo Buonarotti, von dem er auch behauptete, er zeige sich nur von vorn gut. Dann sprach er von seinem Hercules und seinen unendlichen Sonetten, die daran geheftet wurden, und sprach alles Nebel vom Volk. Der Herzog hatte ihn zu diesen Reden veranlaßt, und glaubte wirklich, die Sache werde auch so ablaufen: denn der neidische Bandinelli hörte nicht auf, Nebles zu reden. So sagte auch einmal, in der Gegenwart des Herzogs, der Schurke Bernardone, der Mäkler, nur um dem Bandinelli zu schmeicheln:

Wißt, gnädiger Herr, große Figuren zu machen, ist eine andere Kunst als kleine zu arbeiten! Ich will nicht sagen, daß er die kleinen Figürchen nicht gut gemacht habe; aber ihr werdet sehen, die große gelingt ihm nicht. Und unter diese hämischen Worte mischte er nach seiner Spinnenart noch andere, und häufte Lügen auf Lügen.

Nun gesiels aber meinem glorreichen Herrn und unsterblichen Gott, daß ich meine Statue vollendete, und sie an einem Donnerstag ganz aufdecken konnte. Alsobald, es war noch nicht ganz Tag, vereinigte sich eine solche Menge Volks, daß es nicht zu zählen war, und alle wetteiferten, das Beste davon zu sprechen. Der Herzog stand an einem niedern Fenster des Palastes, das über der Thüre war, und so vernahm er, halb verborgen, alles was man sagte. Als er nun einige Stunden zugehört hatte, stand er mit so viel Zufriedenheit und Lebhaftigkeit auf, wendete sich zu Herrn Sforza und sagte: Sforza, geh zu Benvenuto, und sage ihm von meinewegen, daß er mich mehr, als ich hoffte, befriedigt hat! Ich will ihn auch zufrieden stellen, er soll sich verwundern; und sage ihm, er solle gutes Muths seyn. Herr Sforza brachte mir diesen ruhmvollen Auftrag, wodurch ich äußerst gestärkt ward, und denselben Tag sehr vergnügt zubrachte, weil das Volk auf mich mit Fingern wies, und mich dem und jenem als eine neue und wundersame Sache zeigte. Unter andern waren zwei Edelleute, die der Vicekönig von Sicilien an unsern Herzog in Geschäften gesendet hatte. Als man mich diesen beiden gefälligen Männern auf dem Platze zeigte, kamen sie heftig auf mich los, und, mit ihren Müzen in der Hand, hielten sie mir eine so umständliche Rede, die für einen Papst zu viel gewesen wäre. Ich demüthigte mich so viel ich konnte, aber sie deckten mich dergestalt zu, daß ich sie inständig bat, mit mir vom Platze wegzugehen, weil die Leute bei uns still standen und mich schärfer ansahen als unsern Perseus selbst. Unter diesen Ceremonien waren sie so kühn und verlangten, ich möchte nach Sicilien kommen, da sie mir denn einen solchen Contract versprachen, mit dem ich zufrieden seyn sollte. Sie sagten mir, Johann Fra Agnolo von den Serviten habe ihnen einen Brunnen gemacht, mit vielen Figuren verziert;

aber sie sehen lange nicht von der Vortrefflichkeit wie der Perseus, und er sei dabei reich geworden. Ich ließ sie nicht alles, was sie sagen wollten, vollenden, sondern versetzte: Ich verwundere mich sehr, daß ihr von mir verlangt, daß ich einen Herrn verlassen soll, der die Talente mehr schätzt als irgend ein anderer Fürst, der je geboren wurde, um so mehr, da ich ihn in meinem Vaterlande finde, der Schule aller der großen Künste. Hätte ich Lust zu großem Gewinn, so wär ich in Frankreich geblieben, im Dienste des großen Königs Franz, der mir tausend Goldgulden für meinen Unterhalt gab, und dazu die Arbeit meiner sämtlichen Werke bezahlte, so daß ich mich alle Jahre über viertausend Goldgulden stand; nun bin ich aber doch weggegangen, und habe den Lohn meiner Werke vor vier Jahren in Paris zurückgelassen. Mit diesen und andern Worten schnitt ich die Ceremonieen durch, dankte den Herren für das große Lob, das sie mir gegeben hatten, und versicherte sie, daß sey die größte Belohnung für jeden, der sich ernsthhaft bemühe; ich setzte hinzu, sie hätten meine Lust, gut zu arbeiten, so vermehrt, daß ich in wenigen Jahren ein anderes Werk aufzustellen hoffte, mit dem ich der vortrefflichen Florentinischen Schule noch mehr als mit diesem zu gefallen gedächte. Die beiden Edelleute hätten gerne den Faden der Ceremonieen wieder angeknüpft; aber ich, mit einer Mühenbewegung und einem tiefen Büßling, nahm sogleich von ihnen Abschied.

Auf diese Weise ließ ich zwei Tage vorübergehen, und als ich sah, daß das große Lob immer zunahm, entschloß ich mich, meinem Herzog aufzuwarten, der mit großer Freundlichkeit zu mir sagte: Mein Benvenuto, du hast mich und das ganze Volk zufrieden gestellt; aber ich verspreche dir, daß ich dich auf eine Weise befriedigen will, über welche du dich verwundern sollst, und ich sage dir, der morgende Tag soll nicht vorübergehen. Auf diese herrlichen Versprechungen wendete ich alle Kräfte der Seele und des Leibes in Einem Augenblick zu Gott, und dankte ihm aufrichtig; zugleich hörte ich meinen Herzog an, und halb weinend vor Freude küßte ich ihm das Kleid und sagte: Mein glorreicher Herr, freigebig gegen alle Talente und gegen die Menschen, die sie ausüben, ich bitte Ew. Excellenz um gnädigen

Urlaub auf acht Tage, damit ich Gott danken möge. Denn ich weiß wohl, wie übermäßig ich mich angestrengt habe, und bin überzeugt, daß mein fester Glaube Gott zu meiner Hülfe bewogen hat. Wegen diesem und so manchem andern wunderbaren Beistand will ich acht Tage als Pilgrim auswandern, und meinem unsterblichen Gott und Herrn danken, der immer demjenigen hilft, der ihn mit Wahrheit anruft.

Darauf fragte mich der Herzog, wohin ich gehen wollte? und ich versetzte: Morgen früh will ich weggehen, auf Vallombrosa zu, von da nach Camaldoli und zu den Eremiten, dann zu den Bädern der heiligen Maria, und vielleicht bis Sestile, weil ich höre, daß daselbst schöne Alterthümer sind. Dann will ich über St. Francesco della Vernia zurückkehren, unter beständigem Danke gegen Gott, und mit dem lebhaften Wunsch, Ew. Excellenz weiter zu dienen. Darauf sagte mir der Herzog mit heiterm Gesichte: Geh und kehre zurück! Wirklich, so gefällst du mir; laß mir zwei Verse zum Andenken, und sey unbesorgt!

Sogleich machte ich vier Verse, in welchen ich Seiner Excellenz dankte, und gab sie Herrn Sforza, der sie dem Herzog in meinem Namen überreichte. Dieser empfing sie, gab sie so dann zurück und sagte: Lege sie mir täglich vor die Augen! denn wenn Benvenuto zurückkäme und seine Sache nicht ausgefertigt fände, ich glaube, er brächte mich um. Auf diese scherzhafte Weise verlangte der Herzog erinnert zu werden. Diese bestimmten Worte sagte mir Herr Sforza noch selbigen Abend, verwunderte sich über die große Gunst, und sagte mir auf eine sehr gefällige Weise: Geh, Benvenuto, und komm bald wieder! Ich beende dich.

---

## Neuntes Capitel.

Der Autor begegnet auf seinem Wege einem Alchimisten von Bagno, der ihm von einigen Gold- und Silberminen Kenntniß giebt, und ihn mit einer Karte von seiner eigenen Hand beschenkt, worauf ein gefährlicher Paß bemerkt ist, durch welchen die Feinde in des Herzogs Land kommen könnten. — Er lehrt damit zum Herzog zurück, der ihn wegen seines Eifers höchstlich lobt. — Differenz zwischen ihm und dem Herzog wegen des Preises des Perseus. — Man überläßt es der Entscheidung des Hieronymus Albizzi, welcher die Sache keineswegs zu des Autors Zufriedenheit vollbringt. — Neues Mißverständniß zwischen ihm und dem Herzog, welches Bandinelli und die Herzogin vermitteln sollen. — Der Herzog wünscht, daß er halberhobene Arbeiten in Erz für den Chor von St. Maria del Fiore unternehmen möge. — Nach wenig Unterhaltung giebt der Herzog diesen Vorschlag auf. — Der Autor erbietet sich, zwei Pulte für den Chor zu machen, und sie mit halberhobenen Figuren in Erz auszieren. — Der Herzog billigt den Vorschlag.

Nun ging ich im Namen Gottes von Florenz weg, immer Psalmen und Gebete zur Verherrlichung des göttlichen Namens auf der ganzen Reise singend und aussprechend. Auf dem Wege hatte ich das größte Vergnügen: denn es war die schönste Sommerzeit, und die Aussicht in ein Land, wo ich nie gewesen war, schien mir so reizend, daß ich erstaunte und mich ergezte. Zum Führer hatte ich einen jungen Mann aus meiner Werkstatt mitgenommen, der von Bagno war und Cäsar hieß, von dessen Eltern ich auf das Freundschaftlichste aufgenommen ward. Unter andern war ein alter Mann in der Familie, über siebzig Jahre, vom gefälligsten Wesen, ein Oheim des gedachten Cäsar, eine Art von chirurgischem Arzt, der ein wenig nach der Alchymie hinzielte. Dieser Mann zeigte mir, daß die Gegend Minen von Gold und Silber habe; er ließ mich viel schöne Sachen des Landes sehen, woran ich ein großes Vergnügen fand. Als er nun auf diese Weise mit mir bekannt geworden war, sagte er unter andern eines Tags zu mir: Ich will euch einen Gedanken nicht verhehlen, woraus was sehr Nützliches entstehen könnte, wenn Seine Excellenz darauf hören wollte. Nämlich in der Gegend von Camaldoli ist ein so verdeckter Paß, daß Peter Strozzi nicht allein sicher durchkommen, sondern auch Poppi ohne Widerstand wegnehmen könnte. Als er mir die Sache mit Worten erklärt hatte, zog er ein Blatt aus der Tasche, worauf der gute Alte die ganze Gegend dargestalt gezeichnet hatte, daß

man die große Gefahr sehr wohl sehen und deutlich erkennen konnte. Ich nahm die Zeichnung und ging sogleich von Bagno weg, nahm meinen Weg über Prato Magno und über St. Francesco della Vernia, und so kam ich nach Florenz zurück. Ohne Verweilen, nur daß ich die Stiefeln auszog, ging ich nach dem Palast und begegnete dem Herzog, der eben aus dem Palast des Podestà zurückkehrte, bei der Abtei. Als er mich sah, empfing er mich aufs Freundlichste, doch mit ein wenig Verwunderung, und sagte: Warum bist du so geschwind zurückgekommen? ich erwartete dich noch nicht in acht Tagen. Darauf versetzte ich: Zum Dienst Ew. Excellenz bin ich zurückgekehrt: denn gern wäre ich noch mehrere Tage in jenen schönen Gegen- den geblieben. Und was Gutes bringst du denn bei deiner schnellen Wiederkehr? fragte der Herzog. Darauf versetzte ich: Mein Herr, es ist nöthig, daß ich euch Dinge von großer Be- deutung sage und vorzeige, und so ging ich mit ihm nach dem Palast. Daselbst führte er mich in ein Zimmer, wo wir allein waren. Ich sagte ihm alles und ließ ihn die wenige Zeichnung sehen, und es schien ihm angenehm zu seyn. Darauf sagte ich zu Seiner Excellenz, es sey nöthig, einer Sache von solcher Wichtigkeit bald abzuholzen. Der Herzog dachte darauf ein wenig nach und sagte: Wisse, daß wir mit dem Herzog von Urbino einig sind, der nun selbst dafür sorgen mag; aber behalte das bei dir. Und so kehrte ich mit großen Zeichen seiner Gnade wieder nach Hause.

Den andern Tag ließ ich mich wieder sehen, und der Herzog, nachdem er ein wenig gesprochen hatte, sagte mit Heiterkeit: Morgen ganz gewiß soll deine Sache ausgefertigt werden: des- wegen sey gutes Muths! Ich hielt es nun für gewiß und er- wartete den andern Tag mit großem Verlangen. Der Tag kam, ich ging nach dem Palast, und wie es gewöhnlich ist, daß man böse Neuigkeiten früher als die guten erfährt, so rief mich Herr Jacob Guidi, Secretär Seiner Excellenz, mit seinem schiefen Maule und stolzem Ton; dabei zog er sich auf sich zurück, stand wie angepfählt und wie ein erstarter Mensch, dann fing er an folgendermaßen zu reden: Der Herzog, sagte er, will von dir wissen, was du für deinen Perseus verlangst. Ich stand erstaunt und erschrocken, und antwortete sogleich: es sey meine Art nicht,

den Preis meiner Arbeiten zu bestimmen; Seine Excellenz habe mir vor zwei Tagen ganz was anders versprochen. Sogleich sagte mir der Mensch mit noch stärkerer Stimme: Ich befiehle dir ausdrücklich von Seiten des Herzogs, daß du mir sagst was du verlangst, bei Strafe, völlig in Ungnade Seiner Excellenz zu fallen.

Ich hatte mir geschmeichelt, bei den großen Liebkosungen, die mir der Herzog erzeigt hatte, nicht sowohl etwas zu gewinnen, sondern ich hoffte nur seine ganze Gnade erlangt zu haben. Nun kam ich über das unerwartete Betragen dergestalt in Wuth, und besonders, daß mir die Botschaft durch diese giftige Kröte nach ihrer Weise vorgetragen wurde, und antwortete sogleich: wenn der Herzog mir 10000 Scudi gäbe, so würde er mir die Statue nicht bezahlen, und wenn ich geglaubt hätte, auf solche Weise behandelt zu werden, so wär ich nie geblieben. Sogleich sagte mir der verdrießliche Mensch eine Menge schimpflicher Worte, und ich that desgleichen. Den andern Tag wartete ich dem Herzog auf; er winkte mir, und ich näherte mich. Darauf sagte er zornig: Die Städte und großen Paläste der Fürsten und Könige haut man mit 10000 Ducaten. Darauf antwortete ich schnell, indem ich das Haupt neigte, Seine Excellenz würde sehr viele Menschen finden, die ihr Städte und Paläste zu vollenden verständen; aber Statuen, wie der Perseus, möchte vielleicht Niemand in der Welt so zu machen im Stande seyn. Sogleich ging ich weg ohne was weiter zu sagen und zu thun.

Wenige Tage darauf ließ mich die Herzogin rufen und sagte mir, ich solle den Zwist, den ich mit dem Herzog habe, ihr überlassen: denn sie glaube etwas thun zu können, womit ich zufrieden seyn würde. Auf diese gütigen Worte antwortete ich, daß ich nie eine größere Belohnung meiner Mühe verlangt hätte als die Gnade des Herzogs. Seine Excellenz habe mir sie zugesichert, und ich überlasse mich nicht erst gegenwärtig Ihnen beiderseits gänzlich, da ich es von der ersten Zeit meines Dienstes an mit aller Freundlichkeit schon gethan habe. Dann setzte ich hinzu: Wenn Seine Excellenz mir für meine Arbeit ein Gnadenzeichen gäben, das nur fünf Pfennige werth sey, so würde ich vergnügt und zufrieden seyn, wenn ich mich dabei nur Seiner Gnade versichern könnte. Darauf sagte mir die Herzogin lächelnd:

Du würdest am Besten thun, wenn du meinem Rath folgst. Sogleich wendete sie mir den Rücken und ging hinweg.

Ich dachte mein Bestes gethan zu haben, indem ich so demütige Worte brauchte: denn ob sie gleich vorher ein wenig über mich gezürnt hatte, so war ihr doch eine gewisse gute Art zu handeln eigen. Aber die Sache nahm für mich leider eine schlimme Wendung. Ich war zu der Zeit sehr vertraut mit Hieronymus Albizzi, Vorgesetztem der Truppen des Herzogs, der mir eines Tags unter andern sagte: O Benvenuto, es wäre doch gut, die kleine Differenz, die du mit dem Herzog hast, ins Gleiche zu bringen. Hättest du Vertrauen in mich, so glaubte ich wohl damit fertig zu werden: denn ich weiß was ich sage. Wird der Herzog wirklich einmal böse, so wirst du dich dabei sehr übel befinden: das sey dir genug! ich kann dir nicht alles sagen. Nun hatte mich vorher schon wieder ein Schalk gegen die Herzogin misstrauisch gemacht: denn er erzählte mir, er habe sie bei irgend einer Gelegenheit sagen hören: Er will ja für weniger als zwei Pfennige den Perseus wegwerfen, und damit wird der ganze Streit geendigt seyn.

Wegen dieses Verdachtes sagte ich Herrn Albizzi: Ich überlasse ihm alles, und ich würde mit dem, was er thue, völlig zufrieden seyn, wenn ich nur in der Gnade des Herzogs bliebe. Dieser Ehrenmann, der sich recht gut auf die Soldatenkunst verstand, besonders aber auf die Anführung leichter Truppen, das alles rohe Menschen sind, hatte keine Lust an der Bildhauerei und verstand auch deswegen nicht das Mindeste davon. Als er nun mit dem Herzog sprach, sagte er: Benvenuto hat sich mir ganz überlassen und mich gebeten, ich solle ihn Ew. Excellenz empfehlen. Darauf sagte der Herzog: Auch ich will euch die Entscheidung übertragen, und mit allem, was ihr bestimmt, zufrieden seyn. Darauf machte Herr Hieronymus einen Aufsatz, der sehr gut und zu meinen Gunsten geschrieben war, und bestimmte, der Herzog solle mir 3500 Goldgulden reichen lassen, wodurch zwar ein solches Werk nicht völlig bezahlt, aber doch einigermaßen für meinen Unterhalt gesorgt sey, und womit ich zufrieden seyn könnte. Es waren noch viele Worte hinzugefügt, die sich alle auf diesen Preis bezogen. Diesen Aufsatz unterschrieb

der Herzog so gern, als ich übel damit zufrieden war. Als es die Herzogin vernahm, sagte sie: Es wäre besser für den armen Mann gewesen, wenn er sich auf mich verlassen hätte: ich würde ihm wenigstens 5000 Goldgulden verschafft haben, und dieselbigen Worte sagte sie mir eines Tags, als ich in den Palast kam, in Gegenwart des Herrn Alamanno Salviati; sie lachte mich aus und sagte, das Uebel, das mir begegne, treffe mich mit Recht.

Der Herzog hatte befohlen, mir sollten 100 Goldgulden monatlich bezahlt werden; nachher sing Herr Antonio de' Nobili, der gedachten Auftrag hatte, mir nur 50 zu zahlen an, dann gab er mir manchmal nur 25, manchmal auch gar nichts. Da ich nun sah, daß ich so hingehalten ward, wendete ich mich aufs Höflichste an ihn und bat ihn, mir die Ursache zu sagen, warum er die Zahlung nicht vollendete. Er antwortete mir so gütig, und es schien mir, daß er sich gar zu weit herausließe: denn er sagte, er könne die Zahlung nicht regelmäßig fortsetzen, weil man im Palast nicht zum Besten mit Geld versehen sey; er verspreche aber, daß er mich bezahlen wolle, sobald er Geld erhalte. Dann setzte er hinzu: Ich müßte ein großer Schelm seyn, wenn ich dich nicht bezahlte. Ich verwunderte mich, ein solches Wort von ihm zu hören, und hoffte nun, ich würde mich so bald als möglich befriedigt sehen. Allein es erfolgte gerade das Gegenteil, und da ich mich so aufziehen sah, erzürnte ich mich mit ihm und sagte ihm kühne und heftige Worte, und erinnerte ihn an seine eigenen Ausdrücke. Indessen starb er und man blieb mir 500 Goldgulden schuldig, bis heute, da wir nahe am Ende des Jahres 1566 sind.

Auch war ein Theil meiner Besoldung rückständig geblieben, und ich dachte nicht, diesen Rest jemals zu erhalten: denn es waren schon drei Jahre verflossen. Aber der Herzog fiel in eine gefährliche Krankheit, und konnte in achtundvierzig Stunden das Wasser nicht lassen. Als er nun merkte, daß ihm die Aerzte mit ihren Mitteln nicht helfen konnten, wendete er sich vielleicht zu Gott und beschloß, daß Jeder seinen Rückstand erhalten solle: da wurde ich denn auch bezahlt; aber für meinen Perseus erhielt ich nicht die ganze Summe.

Faßt hatte ich mir vorgesetzt, dem Leser von meinem

unglücklichen Perseus nichts mehr zu erzählen; doch kann ich einen merkwürdigen Umstand nicht verschweigen, und nehme daher den Faden ein wenig rückwärts wieder auf. Damals, als ich mit der Herzogin sprach und mit aller Demuth zu erkennen gab, daß ich mit allem zufrieden seyn wolle, was der Herzog mir geben würde, hatte ich die Absicht, mich wieder allmählig in Kunst zu setzen und bei dieser Gelegenheit den Herzog einigermaßen zu besänftigen: denn wenige Tage vorher, ehe Abizzi den Accord machte, hatte sich der Herzog heftig über mich erzürnt. Denn als ich mich bei Seiner Excellenz über die äußerst schlechte Behandlung beklagte, die ich von Alphons Quistelli, Herrn Jacob Polverini, dem Fiscal, und besonders von Baptist Bandini von Volterra dulden mußte, und mit einiger Leidenschaft meine Gründe vortrug, sah ich den Herzog in so großen Zorn gerathen als man sich denken kann. Er sagte mir dabei: Das ist ein Fall, wie mit deinem Perseus, für den du mir 10000 Scudi gefordert hast. Du bist zu sehr auf deinen Vortheil bedacht. Ich will die Statue schäzen lassen, und was man recht findet, sollst du haben. Hierauf antwortete ich, ein wenig fühn und halb erzürnt, wie man sich gegen große Herren nicht betragen soll: Wie wär es möglich, daß mein Werk nach seinem Werth geschächtet würde, da gegenwärtig Niemand in Florenz ist, der ein gleiches machen kann! Darauf ward der Herzog noch zorniger und sagte mir viele heftige Worte; unter andern rief er aus: Ja, es ist gegenwärtig ein Mann in Florenz, der ein solches Werk machen könnte und deswegen wird er es auch zu beurtheilen wissen! Er meinte den Bandinelli, Cavalier von St. Jacob. Darauf versetzte ich: Etw. Excellenz hat mich in den Stand gesetzt, in der größten Schule der Welt ein großes und schweres Werk zu vollenden, das mir mehr gelobt worden ist als irgend eins, das jemals in dieser göttlichen Schule aufgedeckt worden; und was mir am meisten schmeichelte, war, daß die trefflichen Männer, die von der Kunst sind und sich darauf verstehen, wie zum Beispiel Bronzino, der Maler, mir allen Beifall gaben. Dieser treffliche Mann bemühte sich und machte mir vier Sonette, worin er die edelsten und herrlichsten Worte sagte, die man nur ausdrücken kann, und eben dieser wundersame Mann war Schuld,

dß die ganze Stadt so sehr in Bewegung kam. Freilich wenn sich dieser Mann so gut mit der Bildhauerkunst als der Malerei abgeben wollte, so würde er vielleicht ein solches Werk vollenden können. Auch gestehe ich Ew. Excellenz, daß mein Meister Michel Agnolo Buonarotti, als er jünger war, gleichfalls ein ähnliches gemacht hatte, aber nicht mit weniger Anstrengung als ich selbst; nun aber, da er sehr alt ist, wird ihm eine solche Arbeit gewiß nicht gelingen, so daß ich gewiß überzeugt bin, daß zu unserer Zeit niemand bekannt sey, der sie ausführen könne. Nun hat meine Arbeit den größten Lohn erhalten, den ich in der Welt erlangen kann, besonders da Ew. Excellenz sich davon so zufrieden zeigten, und mir sie mehr als ein anderer lobten: was konnte ich für eine größere und ehrenvollere Belohnung verlangen? Gewiß, Ew. Excellenz konnte mir sie nicht mit einer herrlichen Münze bezahlen; denn keine Art von Schatz kann sich mit diesem vergleichen. So bin ich überflüssig belohnt, und ich danke Ew. Excellenz dafür von Herzen. Darauf antwortete der Herzog: Du denfst nicht, daß ich reich genug bin, dich zu bezahlen: aber ich sage dir, du sollst mehr haben als sie werth ist. Darauf versetzte ich: Ich denke an keine andere Belohnung als die mir Ew. Excellenz und die Schule schon gegeben haben, und nun will ich mit Gott fortgehen ohne das Haus jemals wieder zu betreten, das Ew. Excellenz mir schenkte, und ich will nicht denken, jemals Florenz wieder zu sehen.

Wir waren eben bei St. Felice, denn der Herzog ging nach dem Palast zurück, und auf meine heftigen Worte wendete er sich schnell in großem Zorn gegen mich und sagte: Du gehst nicht weg! Hüte dich wohl wegzugehen! Halb erschrocken begleitete ich ihn nach dem Palast; dort gab er dem Erzbischof von Pisa, Bartolini, und Herrn Pandolfo della Stufa den Auftrag, sie sollen Baccio Bandinelli von seinem wegen sagen, er möge meinen Perseus wohl betrachten und das Werk schätzen: denn der Herzog wolle mir den rechten Preis bezahlen. Diese beiden wackern Männer gingen sogleich zu Bandinelli und verrichteten ihren Auftrag. Er wußte sehr gut, was sie werth war; aber weil er mit mir über vergangene Dinge erzürnt war, so wollte er sich in meine Angelegenheiten auf keine Weise mischen. Darauf

fügten die beiden Edelleute hinzu: Der Herzog hat uns gesagt, daß er, bei Strafe seiner Ungnade, euch befiehlt, ihm den Preis zu bestimmen. Wollt ihr zwei, drei Tage, um sie recht zu betrachten, so nehmt euch die Zeit, und dann sagt uns, was die Arbeit verdiene! Darauf antwortete jener, er habe sie genug betrachtet und wolle gern den Befehlen des Herzogs gehorchen: das Werk sey reich und schön gerathen, so daß es wohl 16000 Goldgulden und mehr werth sey. Diese Worte hinterbrachten sogleich die guten Edelleute dem Herzog, welcher sich sehr darüber erzürnte. Auch sagten sie mir es wieder, worauf ich antwortete, daß ich auf keine Weise das Lob des Bandinelli annehmen wolle, da er nur Uebles von Federmann spreche. Diese meine Worte sagte man dem Herzog wieder, und deshalb verlangte die Herzogin, daß ich ihr die Sache überlassen sollte. Das ist nun alles die reine Wahrheit; genug, ich hätte besser gethan, die Herzogin walten zu lassen: denn ich wäre in Kurzem bezahlt gewesen und hätte einen größern Lohn empfangen.

Der Herzog ließ mir durch Herrn Celio Torelli, seinen Auditor, sagen, er verlange daß ich gewisse Geschichten in halberhobener Arbeit von Erz rings um den Chor von St. Maria del Fiore versfertigen solle. Weil aber dieser Chor ein Unternehmen des Bandinelli war, so wollte ich sein Zeug nicht durch meine Bemühungen bereichern. Zwar hatte er selbst die Zeichnung dazu nicht gemacht, denn er verstand nichts in der Welt von Architectur, vielmehr war der Riß von Julian di Baccio d'Agnolo, dem Zimmermann, der die Kuppel verdarb: genug, es ist nicht die mindeste Kunst daran. Aus dieser doppelten Ursache wollte ich das Werk nicht machen; doch hatte ich immer auf das Ergebenste den Herzog versichert, daß ich alles thun würde, was Seine Excellenz mir befähle. Nun hatte der Herzog den Werkmeistern von St. Maria del Fiore befohlen, sie sollten mit mir übereinkommen: er wolle mir eine Besoldung von 200 Scudi des Jahrs geben, und meine Arbeit sollten sie mir aus der Baukasse bezahlen. So erschien ich vor gedachten Werkmeistern, welche mir den erhaltenen Befehl bekannt machten. Da ich nun glaubte, meine Gründe ihnen sicher vorlegen zu können, zeigte ich ihnen, daß so viele Geschichten von Erz eine große

Ausgabe machen würden, die völlig weggeworfen wäre; dabei führte ich meine Ursachen an, welche sie alle sehr wohl begriffen. Die erste war, die Zeichnung des Chors sey ganz falsch und ohne die mindeste Vernunft gemacht; man sehe weder Kunst noch Bequemlichkeit, weder Anmut noch Proportion daran. Die zweite Ursache war, weil gedachte Geschichten so niedrig zu stehen kämen, daß sie unter dem Auge blieben, von Hunden besudelt und immer von Staub und allem Unrat voll seyn würden: deswegen wollte ich sie nicht machen, denn ich möchte nicht gern den Überrest meiner besten Jahre wegwerfen und dabei Seiner Excellenz nicht dienen, da ich ihr doch so sehr zu gefallen und zu dienen wünsche. Wenn aber der Herzog mir etwas thun geben, so möchte er mich die Mittelthüre von St. Maria del Fiore machen lassen: dieses Werk würde gesehen werden und Seiner Excellenz zu größerem Ruhme gereichen. Ich wollte mich durch einen Contract verbinden, daß, wenn ich sie nicht besser mache als die schönste Thüre von St. Johann, so verlange ich nichts für meine Arbeit; wenn ich sie aber nach meinem Versprechen vollendete, so wär ich zufrieden, daß man sie schätzen lasse, und man solle mir alsdann 1000 Scudi weniger geben als sie von Kunstverständigen geschätzt würde.

Den Bauherren gefiel mein Vorschlag sehr wohl, und sie gingen, um mit dem Herzog zu reden, unter andern Peter Salviati, der dem Herzog das Angenehmste zu sagen glaubte; es war aber gerade das Gegentheil: denn dieser versetzte, ich wolle nur immer das nicht thun was er verlange. Und so ging Herr Peter weg ohne daß etwas entschieden worden wäre.

Als ich das vernahm, suchte ich schnell den Herzog auf, der einigermaßen über mich erzürnt schien. Ich bat ihn nur, daß er mich anhören möchte, und er versprach mirs. So fing ich umständlich an und zeigte ihm die Reinheit der Sache mit so viel Gründen, und daß eine große Ausgabe nur würde weggeworfen seyn, daß ich ihn endlich besänftigt hatte. Dann setzte ich hinzu: wenn es Seiner Excellenz nicht gefalle, daß gedachte Thüre gemacht würde, so gebrauche man in jenem Chor zwei Kanzeln, welches zwei große Werke seyen und Seiner Excellenz zum Ruhm gereichen würden. Ich wolle daran eine Menge Geschichten in erhobener Arbeit von Erz fertigen und viele

Zierrathen anbringen. Dergestalt erweichte ich ihn, und er trug mir auf, Modelle zu machen. Ich machte deren verschiedene mit der äußersten Anstrengung, unter andern eins zu acht Seiten, mit mehr Fleiß als die andern, und es schien mir viel bequemer zu dem Dienste, wozu es bestimmt war. Ich hatte sie oft in den Palast getragen, und der Herzog ließ mir durch seinen Kämmerer sagen, ich sollte sie da lassen. Nachdem sie der Herzog gesehen, bemerkte ich wohl, daß Seine Excellenz nicht das Beste gewählt hatte. Eines Tags ließ er mich rufen, und im Gespräch über die Modelle zeigte ich mit vielen Gründen, daß das zu acht Seiten das bequemste zum Dienst und das schönste zur Ansicht sey. Der Herzog antwortete mir, daß ihm das zu vier Seiten besser gefalle, und daß er es so haben wolle, und sprach lange auf eine freundliche Weise mit mir. Ich that alles was mir möglich war, um die Kunst zu vertheidigen. Ob nun der Herzog einsah, daß ich wahr redete, und es doch auf seine Art wollte gemacht haben, weiß ich nicht; genug, es verging viel Zeit, daß mir nichts weiter gesagt wurde.

### Behutes Capitel.

Streit zwischen Cellini und Bandinelli, wer die Statue des Neptun aus einem großen vorrätigen Stück Marmor machen solle. — Die Herzogin begünstigt Bandinelli; aber Cellini, durch eine kluge Vorstellung, bewegt den Herzog zur Erklärung, daß der die Arbeit haben solle, der das beste Modell mache. — Cellinis Modell wird vorgezogen, und Bandinelli stirbt vor Verdruß. — Durch die Ungunst der Herzogin erhält Ammanati den Marmor. — Seltsamer Contract des Autors mit einem Viehhändler, mit Namen Sbietta. — Das Weib dieses Mannes bringt dem Autor Guest bei, und er wird mit Mühe gerettet. — Cellini, während seiner Krankheit, welche sechs Monate dauert, wird bei Hof von Ammanati verdrängt.

Zu dieser Zeit hatte man den großen Marmor, woraus nachher der Neptun gemacht wurde, auf dem Arno hergebracht; man fuhr ihn sodann auf den Weg nach Poggio zu Cajano, um ihn besser auf der flachen Straße nach Florenz zu bringen. Ich ging ihn zu bessehen, und ob ich gleich gewiß wußte, daß die Herzogin aus ganz besonderer Kunst ihn dem Cavalier Bandinelli zugeschrieben hatte, so jammerte mich doch der arme, unglückliche Marmor, und ich hatte die besten Absichten für ihn.

Denke nur aber Niemand einer Sache, die unter der Herrschaft eines bösen Geschicks liegt, auf irgend eine Weise zu Hülfe zu kommen: denn wenn er sie auch aus einem offenscbaren Nebel gerettet hat, so wird sie doch in ein viel schlimmeres fallen, so wie dieser Marmor in die Hände des Bartholomäus Ammanati kam, wie ich zu seiner Zeit wahrhaft erzählen werde. Als ich nun den schönen Marmor gesehen hatte, nahm ich sogleich seine Höhe und seine Stärke nach allen Seiten und kehrte nach Florenz zurück, wo ich verschiedene zweckmäßige Modelle machte; dann ging ich auf die Höhe von Cajano, wo sich der Herzog und die Herzogin mit dem Prinzen, ihrem Sohn, befanden. Sie waren sämmtlich bei Tafel, jene aber speisten allein, und ich suchte diesen zu unterhalten. Da ich eine ganze Weile mit dem Prinzen gesprochen hatte, hörte mich der Herzog, der in einem benachbarten Zimmer saß, und ließ mich mit sehr günstigen Ausdrücken rufen. Als ich in ihre Gegenwart kam, fing die Herzogin mit vielen gefälligen Worten an, mit mir zu reden, und ich leitete nach und nach das Gespräch auf den schönen Marmor, den ich gesehen hatte, und sagte, wie ihre Vorfahren diese edelste Schule nur dadurch so vollkommen gemacht hätten, daß sie den Wettkampf aller Künstler unter einander zu erregen gewußt: auf diese Weise sey die wundersame Kuppel und die schönen Thüren von St. Johann, und so viel andere schöne Tempel und Statuen fertig, und ihre Stadt durch Talente so berühmt geworden als seit den Alten keine bisher gewesen. Sogleich sagte die Herzogin mit Verdruß, sie wisse recht gut alles was ich sagen wolle: ich solle in ihrer Gegenwart nicht mehr von dem Marmor sprechen, denn ich mache ihr Verdruß. Ich aber versetzte: Also mache ich Euch Verdruß, weil ich für Ew. Excellenz besorgt bin, und alles bedenke, damit Sie besser bedient seyn mögen? Beherrsigt nur, gnädige Frau, wenn Ew. Excellenz zufrieden wären, daß jeder ein Modell des Neptun mache, wenn Ihr auch schon entschlossen seyd, daß Bandinelli denselben machen soll, so würde dieser, um seiner Ehre willen, mit größerm Fleiße arbeiten, ein schönes Modell hervorzu bringen, als wenn er weiß, daß er keine Mitbewerber hat. Auf diese Weise werdet Ihr besser bedient seyn, der trefflichen Schule den Muth nicht nehmen, und denjenigen

kennen lernen, der nach dem Guten strebt, ich meine nach der schönen Art dieser wundersamen Kunst: Ihr werdet zeigen, daß Ihr Euch daran ergeht und sie versteht. Darauf sagte die Herzogin in großem Zorne, meine Worte wären umsonst: sie wolle, daß Bandinelli den Marmor haben solle. Frage den Herzog, setzte sie hinzu, ob dies nicht auch sein Wille sey? Darauf sagte der Herzog, der bisher immer still gewesen war: Es sind zwanzig Jahre, daß ich diesen schönen Marmor ausdrücklich für Bandinelli brechen ließ, und so will ich auch, daß er ihn haben und darin arbeiten soll. Sogleich wendete ich mich zum Herzog und sagte: Ich bitte Ew. Exellenz, mir die Gnade zu erzeigen, daß ich nur wenige Worte zu Ihrem eigenen Vortheil sage. Der Herzog versetzte, ich solle sagen was ich wolle: er werde mich anhören. Darauf fuhr ich fort: Weißt, mein Herr, der Marmor, woraus Bandinelli seinen Hercules und Cacus mache, ward für den trefflichen Michel Agnolo Buonarotti gebrochen, der das Modell eines Simson mit vier Figuren gemacht hatte, woraus er das schönste Werk der Welt ausgearbeitet hätte, und Bandinelli brachte nur zwei einzige Figuren heraus, übel gebildet und geslickt: deswegen schreit die treffliche Schule noch über das große Unrecht, das man jenem Marmor angethan. Ich glaube, daß mehr als tausend Sonette zur Schmach dieser schlechten Arbeiten angeschlagen worden, und ich weiß, daß Ew. Exellenz dieses Vorfalls sich sehr gut erinnert. Deswegen, mein trefflicher Herr, wenn die Männer, denen das Geschäft aufgetragen war, so unweise handelten, dem Michel Agnolo seinen schönen Marmor zu nehmen, und ihn dem Bandinelli zu geben, der ihn verdarb, wie man sieht, könntet Ihr jemals ertragen, daß dieser viel schönere Marmor, ob er gleich dem Bandinelli zugeschrieben ist, von ihm verdorben werde? Und wolltet Ihr ihn nicht lieber einem andern geschickten Manne geben, der ihn zu Euerm Vergnügen bearbeitete? Laßt, mein Herr, einen jeden, der will, ein Modell machen, laßt sie vor der Schule sämtlich aufstellen! Ew. Exellenz wird hören, was man sagt, und mit ihrem richtigen Urtheil das beste wählen. Auf diese Weise werft Ihr Euer Geld nicht weg, und nehmt einer so trefflichen Schule nicht den Muth auf dem Wege der Kunst, einer Schule, die jetzt einzige auf der Welt

ist, und Ew. Excellenz zum größten Ruhme gereicht. Als der Herzog mich gütigst angehört hatte, stand er sogleich von Tafel auf, wendete sich zu mir und sagte: Geh, mein Benvenuto, gewinne dir den schönen Marmor: denn du sagst mir die Wahrheit, und ich erkenne sie. Die Herzogin drohte mir mit dem Kopfe und murmelte erzürnt, ich weiß nicht was. Ich beurlaubte mich und kehrte nach Florenz zurück, und es schienen mir tausend Jahre ehe ich die Hand an das Modell legen konnte.

Als der Herzog nach Florenz zurückkehrte, kam er ohne mich etwas wissen zu lassen in meine Wohnung, wo ich ihm zwei Modelle zeigte, die beide von einander unterschieden waren. Er lobte sie; doch sagte er zu mir, das eine gefalle ihm besser als das andere, und dieses, womit er zufrieden sey, solle ich nun ausarbeiten, es werde mein Vortheil seyn.

Seine Excellenz hatten schon dasjenige gesehen, das Bandinelli gemacht hatte, und auch die Modelle einiger andern, und doch lobte er meines vor allen, wie mir viele seiner Hofleute sagten, die es gehört halten. Unter andern merkwürdigen Nachrichten über diese Sache ist aber folgende von großem Werth. Es kam nämlich der Cardinal Santa Fiore nach Florenz. Der Herzog führte ihn auf die Höhe nach Cajano, und als der Cardinal unterwegs gedachten Marmor erblickte, lobte er ihn sehr und fragte, wem er zur Arbeit bestimmt sey. Der Herzog antwortete sogleich: Meinem Benvenuto, der ein sehr schönes Modell dazu gemacht hat. Diese Rede ward mir von glaubwürdigen Leuten hinterbracht. Deshalb ging ich, die Herzogin aufzusuchen, und brachte ihr einige angenehme Kleinigkeiten meiner Kunst, welche sie sehr gut aufnahm; dann fragte sie was ich arbeite? Darauf versetzte ich: Gnädige Frau, ich habe zum Vergnügen eine der schwersten Arbeiten in der Welt unternommen: ein Crucifix von dem weißesten Marmor auf einem Kreuze von dem schwärzesten, so groß als ein lebendiger Mensch. Sogleich fragte sie mich, was ich damit machen wolle? Ich aber versetzte: Wißt, gnädige Frau, daß ich es nicht für 2000 Goldgulden hingäbe: denn so hat wohl eine Arbeit niemals einem Menschen zu schaffen gemacht; auch hätte ich mich niemals unterstanden, sie für irgend einen Herrn zu unternehmen, aus Furcht,

damit in Schande zu gerathen; deswegen habe ich mir den Marmor für mein Geld gekauft, und einen Arbeiter zwei Jahre gehalten, der mir helfen mußte, und wenn ich alles rechne, Marmor und Eisen, besonders da der Stein hart ist, dazu den Arbeitslohn, so kommt er mich über 300 Scudi zu stehen, so daß ich ihn nicht für 2000 Goldgulden geben möchte. Wenn aber Ew. Exellenz mir die erlaubteste Gnade erzeigen will, so mache ich Ihnen gern damit ein reines Geschenk. Nur bitte ich, daß Sie mir bei Gelegenheit der Modelle, die zum Neptun beföhlen sind, weder Kunst noch Ungunst erzeigen. Darauf sagte sie zornig: Also schätzest du weder meine Hülfe noch meinen Widerstand? Ich antwortete: Ja, gnädige Frau, ich weiß sie zu schätzen: denn ich biete Ihnen ein Werk an, das ich 2000 Goldgulden werth halte; aber ich verlasse mich zugleich auf meine mühsamen und kunstmäßigen Studien, womit ich die Palme zu erringen gedenke und wenn der große Michel Agnolo Buonarotti selbst gegenwärtig wäre, von welchem und von sonst Niemand ich das, was ich weiß, erlernt habe. Ja, es wäre mir lieber, daß der, der so viel versteht, ein Modell mache als die, welche nur wenig wissen: denn durch den Wettkämpfer mit meinem großen Meister könnte ich gewinnen, da mit den Andern nichts zu gewinnen ist. Als ich ausgesprochen hatte, stand sie halb erzürnt auf, und ich lehrte an meine Arbeit zurück, indem ich mein Modell, so gut ich nur konnte, vorwärts zu bringen suchte.

Als ich fertig war, kam der Herzog, es zu besehlen, und mit ihm zwei Gesandten, der eine von dem Herzog von Ferrara, der andere von der Stadt Lucca. Das Modell gefiel sehr wohl, und der Herzog sagte zu den Herren: Wirklich, Benvenuto verdient! Da begünstigten mich beide gar sehr, am meisten der Gesandte von Lucca, der ein Gelehrter und Doctor war. Ich hatte mich ein wenig entfernt, damit sie alles sagen möchten was ihnen gefiele. Als ich aber vernahm, daß ich begünstigt wurde, trat ich sogleich näher, wendete mich zum Herzog und sagte: Ew. Exellenz sollte noch eine andere wundersame Vorsicht brauchen und beföhlen, daß jeder ein Modell von Erde, und gerade so groß, als es der Marmor fordert, vervollständigen solle. Dadurch würden Sie sich am Besten überzeugen können, wer

ihn verdient. Denn sollte der Marmor unrecht zugesprochen werden, so werden Sie nicht dem verdienten Manne, sondern sich selbst großen Schaden thun, und es wird Ihnen zur Scham und großen Schande gereichen; im Gegentheil, wenn die Arbeit an den Rechten kommt, werden Sie zuerst den größten Ruhm erlangen. Sie werden Ihr Geld nützlich verwenden, und einsichtsvolle Personen werden sich überzeugen, daß Sie an der Kunst Freude haben und sich darauf verstehen. Auf diese Worte zog der Herzog die Achseln, und indem er wegging, sagte der Luchefische Abgesandte zu ihm: Herr, Euer Benvenuto ist ein schrecklicher Mensch! Der Herzog sagte darauf: Er ist viel schrecklicher als ihr glaubt, und es wäre gut für ihn, wenn er es nicht gewesen wäre: denn er würde Sachen erhalten haben, die ihm entgangen sind. Diese ausdrücklichen Worte sagte mir derselbe Gesandte, und schien mich über meine Handlungsweise zu tadeln. Worauf ich versetzte: Ich will meinem Herrn wohl als ein treuer und liebenvoller Diener; aber es ist mir nicht möglich zu schmeicheln.

Verschiedene Wochen hernach starb Bandinelli, und man glaubte, daß außer seiner unordentlichen Lebensart, der Verdrüß, den Marmor verloren zu haben, wohl die Ursache seines Todes gewesen sey. Denn als er vernommen hatte, daß ich obgedachtes Crucifix in der Arbeit habe, so legte er auch eilig Hand an ein wenig Marmor, und machte jenes Bild der Mutter Gottes, den todten Sohn auf dem Schooße, wie man es in der Kirche der Verkündigung sieht. Nun hatte ich mein Crucifix nach St. Maria Novella bestimmt und schon die Haken befestigt, um es anzuhängen; nur verlangte ich zu Füßen meines Bildes eine kleine Gruft, um nach meinem Tode darein gebracht zu werden. Darauf sagten mir die Geistlichen, sie könnten mir das nicht zugestehen ohne von ihren Bauherren die Erlaubniß zu haben. Darauf sagte ich: Warum verlangtet ihr nicht erst die Erlaubniß eurer Bauherren, um das Crucifix aufzustellen zu lassen, und seht zu, wie ich die Haken und andere Vorbereitungen anbringe? Deshalb wollte ich auch dieser Kirche die Frucht meiner äußersten Bemühung nicht mehr überlassen, wenn gleich nachher die Werkmeister zu mir kamen und mich darum batzen. Ich warf sogleich

meine Gedanken auf die Kirche der Verkündigung, und als ich angezeigt, auf welche Bedingung ich mein Crucifix dahin zu verehren gedächte, so waren die trefflichen Geistlichen auf der Stelle willig und einig, daß ich es in ihre Kirche bringen und mein Grab auf alle Weise, wie es mir gefalle, darin zurichten sollte. Bandinelli hatte dieses gemerkt und eilte, sein Bild mit großem Fleiß zu vollenden. Auch verlangte er von der Herzogin, sie solle ihm die Capelle, welche den Pazzi gehört hatte, verschaffen, die ihm auch, nicht ohne große Schwierigkeit, zu Theil wurde. Alsobald stellte er sein Werk hinein, das noch keineswegs fertig war, als er starb.

Da sagte die Herzogin, sie habe ihm im Leben geholfen, sie wolle ihm im Tode auch noch beistehen, und ob er gleich weg sei, sollte ich mir doch niemals Hoffnung machen, den Marmor zu bearbeiten. Darauf erzählte mir Bernardone, der Mäcker, eines Tags, als ich ihm begegnete, die Herzogin habe den Marmor weggegeben! Ich aber rief aus: Unglücklicher Marmor! wahrlich in den Händen des Bandinelli wärest du übel gefahren, aber in den Händen des Ammanati wird dirs noch übler ergehen.

Ich hatte, wie oben gesagt, Befehl vom Herzog, ein Modell von Erde zum Neptun zu machen, so groß, als er aus dem Marmor kommen könnte. Er hatte mich mit Holz und Thon versehen lassen, und ließ mir ein wenig Schirm in der Loge, wo mein Perseus stand, aufrichten. Auch bezahlte er mir einen Arbeiter. Ich legte mit allem möglichen Fleiße Hand ans Werk, machte das Gerippe von Holz, nach meiner guten Ordnung, und arbeitete glücklich vorwärts ohne daran zu denken, daß ich ihn von Marmor machen wollte; denn ich wußte wohl, daß die Herzogin sich vorgesetzt hatte, mir ihn nicht zu überlassen. Und doch hatte ich Freude an der Arbeit: denn ich versprach mir, wenn die Herzogin mein Modell geendigt sehe würde, daß sie, als eine Person von Einsicht, es selbst bedauern müßte, dem Marmor und sich selbst einen so ungeheuern Schaden zugefügt zu haben.

Noch verschiedene Künstler machten solche Modelle, Johann Fiammingo im Kloster Santa Croce, Vincenz Danti von Perugia im Hause des Herrn Octavian Medicis; der Sohn des Moschino zu Pisa sing auch eins an, und ein anderes machte Bartholomäus Ammanati in der Loge, die für uns getheilt wurde.

Da ich das Ganze gut bronzirt hatte und im Begriff war, den Kopf zu vollenden, und man ihm schon ein wenig die letzte Hand ansah, kam der Herzog vom Palast herunter, mit Georg, dem Maler, der ihn in den Raum des Ammanati geführt hatte, um ihm den Neptun zu zeigen, an welchem gedachter Georg mehrere Tage nebst Ammanati und allen seinen Gesellen gearbeitet hatte. Indessen der Herzog das Modell ansah, war er damit, wie man mir erzählte, wenig zufrieden, und ob ihn gleich gedachter Georg mit vielem Geschwätz einnehmen wollte, schüttelte doch der Herzog den Kopf, und wandte sich zu seinem Herrn Stephan und sagte: Geh und frage den Benvenuto, ob sein Kolos so weit vorwärts ist, daß ich einen Blick darauf werfen könne? Herr Stephan richtete sehr gefällig und gütig den Auftrag des Herzogs aus und sagte mir dazu: wenn ich glaubte, daß ich mein Werk noch nicht könne sehen lassen, so solle ich es frei sagen, denn der Herzog wisse wohl, daß ich wenig Hülfe bei einem so großen Unternehmen gehabt habe. Ich versetzte, daß er nach Belieben kommen möge, und obgleich mein Werk noch wenig vorwärts sei, so würde doch der Geist Seiner Excellez hinlänglich beurtheilen, wie das Werk fertig aussehen könne. Das hinterbrachte gemeldeter Edelmann dem Herzog, welcher gerne kam: und sobald Seine Excellenz in den Verschlag trat und die Augen auf mein Werk geworfen hatte, zeigte er sich sehr zufrieden damit; dann ging er rings herum, blieb an allen vier Ansichten stehen, nicht anders als der erfahrenste Künstler gethan hätte; dann ließ er viele Zeichen und Gebärden des Beifalls sehen, wobei er die wenigen Worte sagte: Benvenuto, du mußt ihm nun die letzte Oberhaut geben. Dann wendete er sich zu denen, die bei ihm waren, und rühmte viel Gutes von meinem Werke. Unter andern sprach er: Das kleine Modell, das ich in seinem Hause gesehen habe, gefiel mir wohl; aber dieses Werk übertrifft jenes weit.

Wie nun, nach Gottes Willen, alle Dinge denjenigen, die ihn lieben und ehren, zum Besten gereichen, so begegnete mir auch ein sonderbarer Vorfall. Um diese Zeit besuchte mich ein gewisser Schelm von Vicchio, der Peter Maria d'Anterigoli hieß und den Zunamen Sbietta hatte. Er war eigentlich ein Vieh-

händler, und weil er mit Herrn Guido Guidi, dem Arzte, der jetzt Aufseher von Pescia ist, verwandt war, gab ich ihm Gehör, als er mir sein Landgut auf Leibrenten verkaufen wollte. Zwar konnte ich es nicht besehen, weil ich eifrig das Modell meines Neptun zu endigen gedachte, und eigentlich war auch die Besichtigung des Guts bei diesem Handel nicht nöthig: denn er verkaufte mir die Einkünfte, deren Verzeichniß er mir gegeben hatte, als so viel Scheffel Korn, so viel Wein, Öl, andere Feldfrüchte, Rastanien, und was sonst noch für Vortheile waren, die, nach der Zeit, in der wir lebten, mir sehr zu Statten kamen: denn diese Dinge waren wohl 100 Goldgulden werth, und ich gab ihm 160 Scudi, die Zölle mitgerechnet. So ließ er mir seine Handschrift, daß er mir, so lange ich lebte, die gedachten Einkünfte ausliefern wolle, und es schien mir, wie ich sagte, nicht nöthig, das Gut zu besehen, sondern ich erkundigte mich nur aufs Beste, ob gedachter Sbietta und Herr Philipp, sein leiblicher Bruder, dergestalt wohlhabend wären, daß ich mich für sicher halten könnte? und mehrere Personen, welche die beiden Brüder kannten, sagten mir, ich könne ganz ohne Sorge seyn.

Nun ersuchten wir beide Herrn Peter Franz Bartoldi, Notar bei der Kaufmannschaft, dem ich vor allen Dingen das Verzeichniß der Sachen gab, die Sbietta mir überliefern wollte, und nicht anders dachte als daß diese Schrift im Contract angeführt werden müßte; aber der Notar hörte nur auf zweiundzwanzig Punkte, die ihm gedachter Sbietta vorsagte und rückte mein Verzeichniß nicht in den Contract. Indessen als der Notar schrieb, fuhr ich fort zu arbeiten, und weil er einige Stunden damit zubrachte, so machte ich ein großes Stück an dem Kopfe meines Neptun. Da nun also der Contract geschlossen war, erzeugte mir Sbietta die größten Liebkosungen, und ich that ihm ein Gleiches; dann brachte er mir Ziegenkäse, Kapuinen, weichen Käse und viele Früchte, so daß ich anfing, mich zu schämen und ihn, so oft er nach Florenz kam, aus dem Gasthause in meine Wohnung holte, so wie auch seine Verwandten, die er oft bei sich hatte. Da fing er denn auf gefällige Weise mir zu sagen an, es sey nicht erlaubt, daß ich vor so viel Wochen ein Gut gekauft habe, und mich noch nicht entschließen könnte,

meine Arbeiten nur auf drei Tage ruhen zu lassen: ich solle doch ja kommen und es besehen. Endlich vermochte er so viel über mich, daß ich zu meinem Unglück hinausreiste. Mein Neptun war durch vielen Fleiß schon ziemlich weit gekommen: er war nach guten Grundsätzen entworfen, die Niemand vor mir weder genutzt noch gewußt hatte, und ob ich gleich, nach allen oben angeführten Vorfällen, gewiß war, den Marmor nicht zu erhalten, so dachte ich doch das Modell bald zu endigen, und es auf dem Platz zu meiner Genugthuung sehen zu lassen. Nun aber verließ ich die Arbeit, und Sbietta empfing mich in seinem Hause so freundlich und ehrenvoll, daß er einem Herzog nicht mehr hätte thun können, und die Frau erzeugte mir noch mehr Liebkosungen als er; so blieb es eine Weile bis sie das ausführen konnten, was er und sein Bruder Philipp sich vorgenommen hatten. Das Wetter war warm und angenehm, so daß ich mich eines Mittwochs, da zwei Feiertage einfielen, von meinem Landgut zu Trespiano, nachdem ich ein gutes Frühstück zu mir genommen hatte, nach Vicchio auf den Weg machte. Als ich daselbst ankam, fand ich Herrn Philipp am Thor, der von meiner Ankunft unterrichtet schien: denn er begegnete mir aufs Freundlichste, und führte mich in das Haus des Sbietta, der aber nicht gegenwärtig war; da fand ich sein schamloses Weib, die mich mit unmäßiger Freundlichkeit empfing. Ich schenkte ihr einen sehr feinen Strohhut, weil sie versicherte, keinen schöneren gesehen zu haben. Als der Abend herbeikam, speisten wir sehr vergnügt zusammen, dann gab er mir ein anständiges Zimmer, und ich legte mich in das reinlichste Bett. Meinen beiden Dienern gab man ein ähnliches nach ihrer Art. Des Morgens, als ich aufstand, wieder dieselbe Freundlichkeit.

Ich ging, mein Gut zu besehen, das mir sehr wohl gefiel. Man bestimmte mir so viel Weizen und andere Feldfrüchte, und als ich wieder nach Vicchio kam, sagte der Priester Herr Philipp zu mir: Benvenuto, habt keinen Zweifel, und wenn ihr auch das Gut nicht so ganz gefunden hättet wie man es euch beschrieben hat, seyd versichert, man wird euch über das Versprochene befriedigen: denn ihr habt es mit rechtschaffenen Leuten zu thun. Auch haben wir eben unsern Feldarbeiter abgedankt, weil er ein

trauriger (gefährlicher) Mensch ist. Dieser Arbeiter nannte sich Mariano Roselli, und sagte mir mehr als einmal: Seht nur zu euern Sachen! es wird sich zeigen, wer von uns der traurigste sehn wird. Als er diese Worte aussprach, lächelte der Bauer auf eine gewisse unangenehme Weise, die mir nicht ganz gefallen wollte; aber dennoch dachte ich auf keine Weise an das, was mir begegnen sollte. Als ich nun vom Gut zurückkehrte, das zwei Mitglien von Bicchio gegen das Gebirge lag, fand ich gedachten Geistlichen, der mich mit seinen gewöhnlichen Liebesfusungen erwartete, und wir nahmen ein tüchtiges Frühstück zu uns; dann ging ich durch den Ort, wo ein Jahrmarkt schon angegangen war, und alle Einwohner sahen mich mit Bewunderung, wie einen seltenen Gegenstand an, besonders aber ein wackerer Mann, der sich schon lange Zeit an dem Ort befindet, dessen Frau Brot auf den Verkauf bäckt: was er an Gütern besitzt, liegt ungefähr eine Miliere weit entfernt; er aber mag sich gern im Ort aufzuhalten. Dieser gute Mann nun wohnte zur Miethe in einem Hause, dessen Einkünfte mir auch mit jenem Gütchen angewiesen waren, und sagte zu mir: Ich bin in euerm Hause, und ihr sollt zur rechten Zeit euern Zins erhalten; oder wollt ihr ihn voraus? denn ich wünschte, daß ihr auf jede Weise mit mir zufrieden sehn möget. Indes wir so sprachen, bemerkte ich, daß dieser Mann mich ganz besonders betrachtete, so daß es mir auffiel, und ich zu ihm sagte: Sagt mir, lieber Johann, warum ihr mich so stark anseht? Darauf sagte der wackere Mann: Ich will es euch gern eröffnen, wenn ihr mir, zuverlässig, wie ihr seyd, versprecht, mein Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Ich versprachs ihm, und er fuhr fort: So wisset denn, daß der Pfaffe, der Herr Philipp, vor einigen Tagen sich gerühmt hat, was sein Bruder Sbietta für ein gescheider Mann sey! Er habe sein Gut einem Alten auf Lebzeiten verkauft, der aber kein Jahr mehr dauern würde. Ihr habt euch mit Schelmen eingelassen: drum lebt nur so lange es gehen will! Thut die Augen auf! denn ihr habts Ursache; ich sage nichts weiter.

Als dann ging ich auf den Markt spazieren, und fand Johann Baptist Santini, und gedachter Priester führte uns beide zu Tische. Es war ungefähr zwanzig Uhr, und man

speiste meinewegen so früh, weil ich gesagt hatte, ich wolle noch Abends nach Trespiano zurückkehren. So machte man alles geschwind zurecht. Die Frau des Sbietta war äußerst geschäftig, und unter andern auch ein gewisser Zecchino Buti, ihr Aufwärter. Als die Gerichte fertig waren, und man sich eben zu Tische setzen wollte, sagte der leidige Pfaffe, mit so einer gewissen vertrackten Miene: Ihr werdet verzeihen, daß ich mit euch nicht speisen kann: denn es ist mir ein Geschäft von Wichtigkeit, das meinen Bruder betrifft, vorgefallen, und weil er nicht da ist, muß ich statt seiner eintreten. Durch unsere Bitten doch bei uns zu bleiben, ließ er sich auf keine Weise bewegen, und wir fingen an zu speisen. Als wir die Salate, die in gewissen Schüsselchen aufgetragen wurden, gegessen hatten, und man anfing das gesottene Fleisch zu geben, kam ein Schüsselchen für Einen Mann. Santini, der mir gegenüber saß, sagte darauf: Habt ihr jemals so gute Rost gesehen? und euch geben sie noch dazu immer was Apartes. Ich habe das nicht bemerkt, versetzte ich darauf. Dann sagte er zu mir: Ich möchte doch die Frau des Sbietta zu Tische rufen, welche mit gedachtem Buti hin und wieder lief, beide ganz außerordentlich beschäftigt. Endlich hat ich das Weib so sehr, daß sie zu uns kam; aber sie beklagte sich, und sagte: Meine Speisen schmecken euch nicht: denn ihr eßt so wenig. Ich lobte aber ihr Gastmahl über die Maßen und sagte, daß ich hinreichend gegessen habe. Nun hätte ich mir wahrlich nicht eingebildet, aus was Ursache dieses Weib mich so außerordentlich nöthigte. Als wir aufstanden, waren schon die Einundzwanzig vorbei, und ich wünschte noch den Abend nach Trespiano zu kommen, und den andern Tag wieder an meine Arbeit zu gehen. So empfahl ich mich allen, dankte der Frau, und reiste fort. Ich war nicht drei Meilen entfernt, als mich däuchte, der Magen brenne mir. Ich litt entsetzlich, und mir schienen es tausend Jahre bis ich auf mein Gut nach Trespiano kam. Mit großer Noth langte ich daselbst an, und begab mich zu Bette; aber ich konnte die ganze Nacht nicht ruhen: es trieb mich öfters zu Stuhle, und weil es mit großen Schmerzen geschah, ging ich, als es Tag ward, nachzusehen, und fand den Abgang alles blutig. Da dachte ich gleich, ich

müsse etwas Giftiges gegessen haben, und als ich weiter darüber nachdachte, fielen mir die Speisen und Tellerchen ein, die mir das Weib besonders vorgesetzt hatte; auch fand ich bedenklich, daß der leidige Pfaffe, nachdem er mir so viel Ehre erzeigt hatte, nicht einmal bei Tische bleiben wollte, ja daß er sollte gesagt haben, sein Bruder habe einem Alten das Gut auf Leibrenten gegeben, der aber das Jahr schwerlich überleben würde, wie mir der gute Sardella erzählt hatte. Hierdurch überzeugte ich mich, daß sie mir in einem Schüsselchen Brühe, die sehr gut gemacht und angenehm zu essen war, eine Dosis Sublimat gegeben hatten, ein Gift, das alle gedachten Nebel hervorbringt; weil ich aber das Fleisch nicht mit Brühe und andern Zubereitungen, sondern mit bloßem Salze genieße, so daß ich auch nur ein paar Bissen hieb von, so sehr mich auch, wie ich mich noch wohl erinnerte, die Frau zum Essen aufgesondert hatte. Und vielleicht haben sie mir noch auf andere Weise Sublimat beigebracht.

Ob ich mich nun schon auf solche Weise angegriffen fühlte, fuhr ich doch immer fort in der Loge an meinem Koloß zu arbeiten bis mich nach wenigen Tagen das Nebel dergestalt überwältigte, daß ich im Bette bleiben mußte. Sobald als die Herzogin hörte, daß ich frank war, ließ sie den unglücklichen Marmor dem Bartholomäus Ammanati frei zur Arbeit übergeben, der mir darauf sagen ließ, ich möchte nun, was ich wollte, mit meinem angesangenen Modell machen: er habe den Marmor gewonnen, und es sollte viel davon zu reden geben. Nun wollte ich mich aber nicht bei dieser Gelegenheit wie Bandinelli betragen, der in Reden ausbrach, die einem Künstler nicht ziemen: genug, ich ließ ihm antworten, ich habe es immer vermuthet, er solle nur dankbar gegen das Glück seyn, da es ihm nach Würden eine solche Kunst erzeigt habe. So blieb ich wieder mißvergnügt im Bette, und ließ mich von dem trefflichen Mann, Meister Franz da Monte Varchi curiren; daneben vertraute ich mich dem Chirurgus, Meister Raphael de' Billi. Der Sublimat hatte dergestalt meinen Gingewieden die Empfindung genommen, daß ich nichts bei mir behalten konnte; aber der geschickte Meister Franz sah wohl ein, daß das Gift alle Wirkung gethan hatte, und da die Portion nicht groß war, meine starke

Natur nicht hatte überwältigen können. Daher sagte er eines Tags: Benvenuto, danke Gott! du hast gewonnen, zweifle nicht! ich werde dich, zum Verdrusse der Schelme, welche dir zu schaden gedachten, durchbringen. Darauf versegte Meister Raphael: Das wird eine von den besten und schwersten Euren seyn: denn du mußt wissen, Benvenuto, daß du eine Portion Sublimat verschluckt hast. Sogleich unterbrach ihn Meister Franz, und sagte: Es war vielleicht ein giftiges Insect. Da versegte ich: Ich weiß recht wohl, daß es Gift ist, und wer mir es gegeben hat. Sie curirten an mir sechs Monate, und es währte über ein Jahr bis ich meines Lebens wieder froh werden konnte.

## Elftes Capitel.

Cellini, nach seiner Genesung, wird besonders von Don Francesco, des Herzogs Sohn, begünstigt und aufgemuntert. — Großes Unrecht, das er von dem Magistrat in einem Proceß erduldet, den er mit Sibetta führt. — Er begiebt sich zum Herzog nach Livorno, und trägt ihm seine Angelegenheit vor, findet aber keine Hülfe. — Das Gift, das er bei Sibetta bekommen, anstatt ihn zu zerstören, reinigt seinen Körper und stärkt seine Leibesbeschaffenheit. — Fernere Ungerechtigkeit, die er in seinem Rechtsstreite mit Sibetta durch den Verrath des Raphael Schieggi erfährt. — Der Herzog und die Herzogin besuchen ihn, als sie von Pisa zurückkommen. Er verehrt ihnen bei dieser Gelegenheit ein trefflich gearbeitetes Crucifix. — Der Herzog und die Herzogin versöhnen sich mit ihm, und versprechen ihm alle Art von Beistand und Aufmunterung. — Da er sich in seiner Erwartung getäuscht findet, ist er geneigt, einem Vorschlag Gehör zu geben, den Katharina von Medicis, verwitwete Königin von Frankreich, an ihn gelangen läßt, zu ihr zu kommen, und ihrem Gemahl, Heinrich II., ein prächtiges Monument zu errichten. — Der Herzog läßt merken, daß es ihm unangenehm sey, und die Königin geht von dem Gedanken ab. — Der Cardinal Medicis stirbt, worüber am Florentinischen Hof große Trauer entsteht. — Cellini reist nach Pisa.

Um diese Zeit war der Herzog verreist, um seinen Einzug in Siena zu halten, wohin Ammanati schon einige Monate vorher gegangen war um die Triumphbogen aufzurichten. Ein natürlicher Sohn von ihm war in der Loge bei der Arbeit geblieben, und hatte mir einige Tücher von meinem Modell des Neptun, das ich bedeckt hielt, weggezogen. Sogleich ging ich, mich darüber bei Don Francesco, dem Sohn des Herzogs, zu beschweren, der mir sonst einiges Wohlwollen bezeigte. Ich sagte, sie hätten mir meine Figur aufgedeckt, die noch unvollkommen sey; wenn sie fertig wäre, so hätte es mir gleichgültig seyn

können. Darauf antwortete mir der Prinz mit einer unzufriedenen Miene: Benvenuto, bekümmt euch nicht, daß sie aufgedeckt ist: denn sie haben es zu ihrem eigenen Schaden gethan; wollt ihr aber, daß ich sie soll bedecken lassen, so soll es gleich geschehen. Außer diesen Worten sagte Seine Excellenz noch Manches zu meinen Gunsten in Gegenwart vieler Herren; ich aber versetzte, er möge doch die Gnade haben, und mir Gelegenheit verschaffen, daß ich das Modell endigen könnte: denn ich wünschte, sowohl mit dem großen als dem kleinen ihm ein Geschenk zu machen. Er antwortete mir, daß er eins wie das andere annehme, und ich solle alle Bequemlichkeit haben, die ich verlange. Diese geringe Kunst richtete mich wieder auf, und war Ursache, daß ich wieder nach und nach gesund wurde: denn der viele Verdruß und die großen Uebel hatten mich dergestalt niedergedrückt, daß ich irgend einer Aufmunterung bedurfte, um nur wieder einige Hoffnung fürs Leben zu schöpfen.

Es war nun ein Jahr vorbei, daß ich jenes Gut von Sbietta auf gedachte Weise besaß, und ich mußte nun nach ihren Giftmischereien und andern Schelmstreichen bemerken, daß es mir so viel nicht eintrug als sie mir versprochen hatten. Da ich nun, außer dem Hauptcontracte, von Sbietta selbst noch eine besondere Handschrift hatte, wodurch er mir vor Zeugen die bestimmten Einkünfte zusagte, so ging ich zu den Herren Räthen, welche der Zeit Everhard Serristori und Friedrich Ricci waren. Alphons Quistelli war Fiscal, und kam auch mit in ihre Sitzung; der Namen der übrigen erinnere ich mich nicht; es war auch ein Alessandri darunter: genug, alles Männer von großer Bedeutung. Als ich nun meine Gründe den Herren vorgelegt hatte, entschieden sie alle mit einer Stimme, Sbietta habe mir mein Geld zurückzugeben. Der einzige Friedrich Ricci widersprach: denn er bediente sich zur selbigen Zeit meines Gegners in seinen Geschäften. Alle waren verdrießlich, daß Friedrich Ricci die Ausfertigung ihres Schlusses verhinderte, und einen erstaunlichen Lärm machte, indem Everhard Serristori und die Andern Widerpart hielten. Dadurch ward die Sache so lange aufgehoben bis die Stunde der Session verflossen war. Nachdem sie aus einander gegangen waren, fand mich Herr Alessandri auf dem Platze

der Nunciata, und sagte ohne Rücksicht mit lauter Stimme: Friedrich Ricci hat so viel über uns andere vermocht, daß du wider unsren Willen bist verlebt worden.

Darüber mag ich nun nichts weiter sagen, denn der oberste Gewalthaber der Regierung müßte darüber unruhig werden: genug, mir geschah eine so auffallende Ungerechtigkeit, bloß weil ein reicher Bürger sich jenes Hutmans bediente.

Zur Zeit da der Herzog in Livorno war, ging ich, ihm aufzuwarten, in Absicht, eigentlich mir Urlaub von ihm zu erbitten: denn ich fühlte meine Kräfte wieder, und da ich zu nichts gebraucht wurde, so that es mir leid, meine Kunst so sehr hintanzusehen. Mit diesen Entschlüsse kam ich nach Livorno, und fand meinen Herzog, der mich aufs Beste empfing. Ich war verschiedene Tage daselbst, und ritt täglich mit Seiner Exzellenz aus: denn gewöhnlich ritt er vier Miglien am Meer hin, wo er eine kleine Festung anlegte, und er sah gern, daß ich ihn unterhielt, um die große Menge von Personen dadurch von ihm abzuhalten.

Eines Tags, als er mir sehr günstig schien, fing ich an von dem Sbietta, nämlich von Peter Maria d'Anterigoli, zu sprechen, und sagte: Ich will Ew. Exzellenz einen wundersamen Fall erzählen, damit Sie die Ursache erfahren, warum ich das Modell des Neptun, woran ich in der Loge arbeitete, nicht fertig machen konnte. Ich erzählte nun alles aufs Genaueste und nach der vollkommensten Wahrheit, und als ich an das Gift kam, so sagte ich: Wenn mich Seine Exzellenz jemals als einen guten Diener geschächtet hätten, so sollten Sie den Sbietta oder diejenigen, welche mir das Gift gegeben, eher belohnen als bestrafen, weil das Gift, indem es nicht so stark gewesen, mich umzubringen, mir als ein gewaltiges Mittel gedient habe, den Magen und die Gedärme von einer tödtlichen Verschleimung zu reinigen, die mich vielleicht in drei bis vier Jahren umgebracht hätte; durch diese sonderbare Medicin aber bin ich wieder auf zwanzig Jahre lebensfähig geworden, wozu ich denn auch mehr als jemals Lust habe, und Gott von Herzen danke, da er das Uebel, das er über mich geschickt, so sehr zu meinem Besten gewendet hat. Der Herzog hörte mir über zwei Miglien Wegs

mit Aufmerksamkeit zu, und sagte nur: O die bösen Menschen! Ich aber versetzte, daß ich ihnen Dank schuldig sey, und brachte das Gespräch auf andere angenehme Gegenstände.

Eines Tags trat ich sodann mit Vorsatz zu ihm, und als ich ihn in guter Stimmung fand, bat ich, er möchte mir Urlaub geben, damit ich nicht einige Jahre, worin ich noch etwas nütze wäre, unthätig verlebte; was das Geld betreffe, das ich an der Summe für meinen Perseus noch zu fordern habe, so könne mir dasselbe nach Gefallen ausbezahlt werden. Dann dankte ich Seiner Excellenz mit umständlichen Ceremonieen, worauf ich aber keine Antwort bekam; vielmehr schien es mir als wenn er es übel genommen hätte. Den andern Tag begegnete mir Herr Bartholomäus Concino, einer von den ersten Secretären des Herzogs, und sagte mir halb trozig: Der Herzog meint, wenn du Urlaub willst, so wird er dir ihn geben; willst du aber arbeiten, so sollst du auch zu thun finden, mehr als du gedenkst. Ich antwortete, daß ich nichts Besseres wünsche als zu arbeiten, und Seiner Excellenz mehr als irgend Jemand, er möchte Pabst, Kaiser oder König seyn. Ja, viel lieber wollte ich Seiner Excellenz um einen Pfennig dienen als einem Andern für einen Ducaten. Dann sagte er: Wenn du so denkst, so seyd ihr einig ohne Weiteres. Drum gehet nach Florenz zurück, und seyd gutes Muths! denn der Herzog will euch wohl. Und so ging ich nach Florenz.

In dieser Zeit beging ich den großen Fehler, daß ich mit obgedachtem Schietta nicht allein einen veränderten Contract einging, sondern daß ich ihm auch noch eine Hälfte eines andern Gutes abkaufte; das letzte geschah im December 1566. Doch ich will weiter dieser Sache nicht gedenken, und alles Gott überlassen, der mich so oft aus manchen Gefahren gerissen hat.

Ich hatte nun mein marmornes Crucifix geendigt, nahm es von der Erde auf und brachte es in einiger Höhe an der Wand an, wo es sich viel besser als vorher ausnahm, wie ich wohl erwartet hatte. Ich ließ es darauf Jeden sehen, der kommen wollte. Nun geschah es nach Gottes Willen, daß man dem Herzog und der Herzogin auch davon sagte, so daß sie eines Tags nach ihrer Rückkehr von Pisa unerwartet mit dem ganzen

Adel ihres Hofes in mein Haus kamen, nur um das Crucifix zu sehen. Es gefiel so sehr, daß beide Herrschaften sowohl als alle Edelleute mir unendliche Lobeserhebungen ertheilten.

Da ich nun sah, daß ihre Excellenzen so wohl zufrieden mit dem Werke waren, und es so sehr lobten, auch ich Niemand gewußt hätte, der würdiger gewesen wär es zu besitzen, so machte ich ihnen gern ein Geschenk damit, und bat nur, daß sie mit mir in das Erdgeschoß gehen möchten. Auf diese Worte standen sie gefällig auf, und gingen aus der Werkstatt in das Haus. Dort sah die Herzogin mein Modell des Neptun und des Brunnens zum erstenmal, und es fiel ihr so sehr in die Augen, daß sie sich mit lautem Ausdruck von Verwunderung zum Herzog wendete, und sagte: Bei meinem Leben, ich hätte nicht gedacht, daß dieses Werk den zehnten Theil so schön seyn könnte. Der Herzog wiederholte darauf verschiedenemale: Hab ichs euch nicht gesagt? So sprachen sie untereinander zu meinen Ehren lange Zeit, und schienen mich gleichsam um Vergebung zu bitten. Darauf sagte der Herzog, ich solle mir einen Marmor nach Belieben aussuchen, und eine Arbeit für ihn anfangen. Auf diese gütigen Worte versezte ich: Wenn Sie mir dazu die Bequemlichkeit verschaffen wollen, so würde ich Ihnen zu Liebe gern ein so schweres Werk unternehmen. Darauf antwortete der Herzog schnell: Du sollst alle Bequemlichkeit haben, die du verlangst, und was ich dir von selbst geben werde, soll noch viel mehr werth seyn. Mit so gefälligen Worten gingen sie weg, und ließen mich höchst vergnügt zurück. Als aber viele Wochen vergingen ohne daß man meiner gedachte, und ich nun wohl sah, daß man zu nichts Anstalt mache, gerieth ich beinah in Verzweiflung.

In dieser Zeit schickte die Königin von Frankreich (Katharina von Medicis) Herrn Baccio del Bene an unsren Herzog, um von ihm in Eile eine Geldhülfe zu verlangen, womit er ihr auch aushalf wie man sagt. Gedachter Abgesandter war mein genauer Freund, und wir sahen uns oft. Als er mir nun die Kunst erzählte, die Seine Excellenz ihm bewies, fragte er mich auch, was ich für Arbeit unter den Händen hätte? Darauf erzählte ich ihm den Fall mit dem Neptun und dem Brunnen. Er aber sagte mir im Namen der Königin: Thro Majestät

wünsche sehr, das Grab Heinrichs (II.), ihres Gemahls, geendigt zu sehen; Daniel da Volterra habe ein großes Pferd von Erz unternommen, sein Termin aber sey verlaufen, und überhaupt sollten an das Grab die herrlichsten Zierrathen kommen: wollte ich nun nach Frankreich in mein Castell zurückkehren, so wolle sie mir alle Bequemlichkeit verschaffen, wenn ich nur Lust hätte ihr zu dienen. Darauf versetzte ich gedachtem Baccio, er solle mich vom Herzog verlangen, und wenn der es zufrieden sey, so würde ich gern nach Frankreich zurückkehren. Darauf sagte Herr Baccio fröhlich: So gehen wir zusammen! und nahm die Sache als schon ausgemacht an. Den andern Tag, als er mit dem Herzog sprach, kam auch die Rede auf mich, worauf er denn sagte, daß wenn Seine Excellenz es zufrieden wären, so würde sich die Königin meiner bedienen. Darauf versetzte der Herzog sogleich: Benvenuto ist der geschickte Mann, wofür ihn die Welt kennt; aber jetzt will er nicht mehr arbeiten, worauf er sogleich das Gespräch veränderte. Den andern Tag sagte mir Herr Baccio alles wieder; ich aber konnte mich nicht halten, und sagte: Wenn ich, seitdem mir Seine Excellenz nichts mehr zu arbeiten gibt, eines der schwersten Werke vollendet habe, das mich mehr als 200 Scudi von meiner Armut kostet, was würde ich gehabt haben, wenn man mich beschäftigt hätte! Ich sage, man thut mir sehr Unrecht. Der gute Mann erzählte dem Herzog alles wieder; dieser aber sagte, das sey nur Scherz: er wolle mich behalten. Auf diese Weise stand ich verschiedene Tage an, und wollte mit Gott davon gehen. Nachher wollte die Königin nicht mehr in den Herzog dringen lassen, weil es ihm unangenehm zu seyn schien.

Zu dieser Zeit ging der Herzog mit seinem ganzen Hof und allen seinen Kindern, außer dem Prinzen, der in Spanien war, in die Niederungen von Siena und von da nach Pisa. Das Gift jener bösen Ausdünstungen ergriff den Cardinal zuerst; er verfiel in ein pestilenzialisches Fieber, das ihn in wenig Tagen ermordete. Er war des Herzogs rechtes Auge, schön und gut; es war recht Schade um ihn. Ich ließ verschiedene Tage vorbeigehen bis ich glaubte, daß die Thränen getrocknet seyen; dann ging ich nach Pisa.

A n h a n g

zur

Lebensbeschreibung des Benvenuto Cellini,

bezüglich auf

Sitten, Kunst und Technik.

## In h a l t.

- |       |   |       |  |
|-------|---|-------|--|
| I.    | Borwort.  | X.    | Kolosßen.  |
| II.   | Gleichzeitige Künstler.   | XI.   | Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.                  |
| III.  | Näherer Einfluß.  | XII.  | Stammtafel der Medicis.  |
| IV.   | Cartone.  | XIII. | Schilderung Cellinis.  |
|       | 1. Des Michel Angelo.   | XIV.  | Letzte Lebensjahre.  |
|       | 2. Des Leonhard da Vinci.   |       | Hinterlassene Werke.   |
| V.    | Antike Zierrathen.  |       | 1. Goldschmiedearbeit.   |
| VI.   | Vorzügliches technisches<br>Talent.   |       | 2. Plastische.   |
| VII.  | Tractate über den technischen<br>Theil der Goldschmiedekunst<br>und Sculptur. |       | Perseus.   |
| VIII. | Goldschmiedegeschäft.   |       | Crucifix.  |
|       | 1. Kenntniß der Edelsteine.   |       | Ganymed.   |
|       | 2. Fassen derselben.  |       | Cosmus I. Büste.   |
|       | Folien.   |       | Bronzen von Fontainebleau.                                       |
|       | Tinten.   |       | Restaurirter Camée.  |
|       | Spiegel.  |       | 3. Zeichnungen.  |
|       | 3. Niello.  | XV.   | Hinterlassene Schriften.   |
|       | 4. Filigran.  |       | 1. Lebensbeschreibung.   |
|       | 5. Email.   |       | Uebersetzung derselben.  |
|       | 6. Getriebene Arbeit.   |       | 2. Zwei Discurse.  |
|       | 7. Große Spiegel.   |       | Ueber Goldschmiedekunst.   |
|       | 8. Münzen und Medaillen.  |       | Ueber Sculptur.  |
|       | 9. Grosserie.   |       | 3. Kleine Auffäße.   |
|       | Gefäße.   |       | 4. Poetische Versuche.   |
|       | Statuen.  |       | 5. Ungedruckte Papiere und<br>Nachrichten.                       |
| IX.   | Sculptur.   | XVI.  | Ueber die Grundsätze, wonach<br>man das Zeichnen lernen<br>soll. |
|       | 1. Erzguß.  | XVII. | Ueber den Rangstreit der<br>Sculptur und Malerei.                |
|       | 2. Marmorarbeit.  |       |  |
|       | Steine.   |       |  |
|       | Statuen.  |       |  |

## I.

## Vorwort.

Wenn hinter einem Werke wie die Lebensbeschreibung Cellinis eine Nachschrift den Leser anziehen sollte, so müßte sie etwas Gleichartiges leisten, und zu einem lebhaften Anschauen der Zeitumstände führen, welche die Ausbildung einer so merkwürdigen und sonderbaren Person bewirken konnten.

Indem uns aber, dieser Forderung im ganzen Umfange Genüge zu thun, Vorarbeiten, Kräfte, Entschluß und Gelegenheit abgehen, so gedenken wir für diesmal skizzenhaft, aphoristisch und fragmentarisch einiges beizubringen, wodurch wir uns jenem Zweck wenigstens annähern.

## II.

## Gleichzeitige Künstler.

Wenn von Jahrhunderten und andern Epochen die Rede ist, so wird man die Betrachtung vorzüglich dahin richten, welche Menschen sich auf dieser Erde zusammengefunden, wie sie sich berührt oder aus der Ferne einigen Einfluß auf einander bewiesen; wobei der Umstand, wie sie sich den Jahren nach gegen einander verhalten, von der größten Bedeutung ist. Deshalb führen wir die Namen gleichzeitiger Künstler, in chronologischer Ordnung, dem Leser vor, und überlassen ihm, sich einen flüchtigen Entwurf jenes großen Zusammenwirkens selbst auszubilden.

Hiebei drängt sich uns die Betrachtung auf, daß die vorzüglichsten im funfzehnten Jahrhundert geborenen Künstler auch das sechzehnte erreicht, und mehrere eines hohen Alters genossen:

durch welches Zusammentreffen und Bleiben wohl die herrlichen Kunstscheinungen jener Zeiten mochten bewirkt werden, um so mehr als man die Anfänge, deren sich schon das vierzehnte Jahrhundert rühmen konnte, von Jugend auf vor Augen hatte.

Und zwar lebten, um nur die merkwürdigsten anzuführen, im Jahre 1500, als Cellini geboren wurde,

Gentile Bellini,  
 Johann Bellini,  
 Lucas Signorelli,  
 Leonhard da Vinci,  
 Peter Perugino,  
 Andreas Mantegna,  
 Sansovino,  
 Fra Bartolommeo,  
 Franz Rustici,  
 Albrecht Dürer,  
 Michel Angelo,  
 Balthasar Peruzzi,  
 Tizian,  
 Giorgione,  
 Raphael,  
 Andreas del Sarto,  
 Primatizzio,  
 Franz Penni,  
 Julius Romano,  
 Correggio,  
 Polidoro von Caravaggio,  
 Rosso,  
 Holbein,

der erste in einem Alter von einundachtzig, der letzte von zwei Jahren. Ferner wurden in dem ersten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts geboren:

Perin del Vaga,  
 Parmegianino,  
 Daniel da Volterra,  
 Jacob Bassano,  
 Bronzino,

Franz Salviati,  
 Georg Vasari,  
 Andreas Sciafone und  
 Tintoretto.

In einer so reichen Zeit ward Cellini geboren, und von einem solchen Elemente der Mitwelt getragen. Der unterrichtete Leser rufe sich die Eigenschaften dieser Männer summarisch in Gedanken zurück, und er wird über das Gedränge von Verdiensten erstaunen, welches jene Epoche verschwenderisch hervorbrachte.

### III.

#### Näherer Einfluß auf Cellini.

Wenden wir nun unsern Blick auf die Vaterstadt des Künstlers, so finden wir in derselben eine höchst lebendige Kunstmilie.

Ohne umständlich zu wiederholen was anderwärts bei manchen Gelegenheiten über die Bildung der Florentinischen Schule von mehrern, besonders auch von unsfern Freunden in dem ersten Stück des dritten Bandes der Prophyläen, unter dem Artikel Masaccio abgehandelt worden, begnügen wir uns hier, eine summarische Uebersicht zu geben.

Cimabue ahmt die neuen Griechen nach, mit einer Art dunkler Ahnung, daß die Natur nachzuahmen sey. Er hängt an der Tradition, und hat einen Blick hinüber in die Natur, versucht sich also hüben und drüben.

Giotto lernt die Handgriffe der Malerei von seinem Meister, ist aber ein außerordentlicher Mensch, und erobert das Gebiet der Natur für die Kunst.

Seine Nachfolger, Gaddi und Andere, bleiben auf dem Naturwege.

Orgagna hebt sich höher und schließt sich an die Poesie, besonders an die Gestalten des Dante.

Brunelleschi, Donato und Ghiberti, drei große Männer, ergreifen dem Geist und der Form nach die Natur und rücken die Bildhauer kunst vor. Der erste erfand vielleicht die Gesetze der Perspective, wenigstens benutzt er sie früh, und befördert diesen Theil der Kunst, worauf denn aber leider eine

Art technischer Raserei, das Eine Gefundene durch alle Be-  
dingungen durchzuarbeiten, fast hundert Jahre dauert, und das  
echte Kunstsstudium sehr zurücksetzt.

Masaccio steht groß und einzig in seiner Zeit, und rückt  
die Malerei vor. Alles drängt sich nun, in der von ihm ge-  
machten Capelle zu studiren, weil die Menschen, wenn sie auch  
das Rechte nicht deutlich verstehen, es doch allgemein empfinden.

Masaccio wird nachgeahmt, insofern er sich der Natur in  
Gestalt und Wahrheit der Darstellung nähert, ja sogar an Kunfts-  
fertigkeit übertroffen vom ältern Lippi, Botticelli, Ghir-  
landajo, welche aber alle in der Naternachahmung stecken bleiben.

Endlich treten die großen Meister auf, Leonhard da  
Vinci, Fra Bartolommeo, Michel Angelo und Raphael.

#### IV.

#### Cartone.

So stark auch die Eindrücke dieser früheren meisterhaften Ar-  
beiten auf das Gemüth des jungen Künstlers mögen gewesen  
seyn, wie er selbst hie und da zu bezeugen nicht unterläßt, so  
war ihm doch vorzüglich die Wirkung bedeutend und erinnerlich,  
welche zwei gleichzeitige Werke auf ihn ausgeübt hatten: Cartone  
des Leonhard da Vinci und des Michel Angelo, die sogleich bei  
ihrer Entstehung die Aufmerksamkeit und den Nachseifer der ganzen  
lebenden Kunstwelt erregten.

Von jeher hatten sowohl die Vorsteher des Florentinischen  
Staats als einzelne Gilden und Gesellschaften sich zur Ehre ge-  
rechnet, durch Architectur, Sculptur und Malerei die Zeiten  
ihrer Administration zu verherrlichen, und besonders geistlichen  
Gebäuden durch bildende Kunst einen lebendigen Schmuck zu ver-  
schaffen.

Nun waren die Medicis vertrieben, und das schöne Kunst-  
capital, das Lorenz, besonders in seinem Stadtgarten, gesammelt  
hatte, woselbst er eine Bildhauerschule unter der Aufsicht des  
alten Bertoldo anlegte, war in den Tagen der Revolution durch  
das leidenschaftliche Ungestüm der Menge zerstreut und vergeudet.  
Eine neue republicanische Verfassung trat ein. Für den großen

Rath war ein neuer Saal gebaut, dessen Wände, durch Veranstellung Peter Soderinis, des Gonfalonieres, und seiner Regimentsgenossen, von den würdigsten Künstlern jener Zeit belebt werden sollten.

Leonhard da Vinci, ungefähr im siebenundvierzigsten Jahre, hatte sich von Mailand, nach dem Einmarsch der Franzosen, auf Florenz zurückgezogen, woselbst Michel Angelo, ungefähr im sechsundzwanzigsten, mit größter Anstrengung den Studien oblag. Man verlangte von beiden Künstlern Cartone zu großen Gemälden, worauf man glückliche Kriegsthaten der Florentiner bewundern wollte.

Schon Cellini hegte die Meinung, als wären die auf gedachten Cartonen vorgestellten Thaten und Ereignisse in dem Kriege vorgefallen, welchen die Florentiner gegen die Pisaner führten, der sich mit der Eroberung von Pisa endigte. Die Gründe, warum wir von dieser Meinung abgehen, werden wir zunächst anzeigen, wenn wir vorher eine Darstellung jener Kunstwerke mit Hülfe älterer Ueberlieferungen und neuerer Nachrichten im Allgemeinen versucht haben.

Nicolaus Piccinini, Feldherr des Herzogs Philipp von Mailand, hatte um die Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts einen Theil von Tuscien weggenommen, und stand gegen die Päpstlichen und Florentinischen Truppen unfern von Arezzo. Durch einige Kriegsunfälle im obern Italien genöthigt, berief ihn der Herzog zurück; die Florentiner, denen dieß bekannt wurde, befahlen den übrigen, sorgfältig ein Treffen zu vermeiden, wozu Piccinini, um bei seinem Abzug ehrenvoll zu erscheinen, sehr geneigt war.

### 1.

#### Carton des Michel Angelo.

Die Florentinischen Anführer standen nicht genugsam auf ihrer Hüt, so wie überhaupt die lose Art Krieg zu führen in damaliger Zeit, ingleichen die Insubordination der Truppen, über alle Begriffe geht. Die Hitze war heftig, die Soldaten hatten zum großen Theil, um sich zu erfrischen oder zu ergeßen, das Lager verlassen.

Unter diesen Umständen kommt Piccinini herangezogen. Ein Florentiner, dessen Namen uns die Geschichte bewahrt, Michael Attendulo, entdeckt zuerst den Feind, und ruft die zerstreuten Krieger zusammen. Wir glauben ihn in dem Manne zu sehen, der fast im Centrum des Bildes steht, und, indem er vorschreitet, mit seiner kriegerischen Stimme die Trompete zu begleiten und mit ihr zu wetteifern scheint.

Mag nun der Künstler den Umstand, daß die Krieger sich eben im Flusßbad erquicken, als der Feind unerwartet heranzieht, in der Geschichte vorgefunden, oder aus seinem Geiste geschöpft haben, wir finden dieses gehörigste Motiv hier angewendet. Das Baden steht, als das höchste Symbol der Aspannung, entgegen gesetzt der höchsten Kraftäußerung im Kampfe, zu der sie auf gefordert werden.

In dieser, durch den unerwarteten Aufruf belebten Menge ist beinahe jede Behendigkeit des menschlichen Alters, jede Bewegung, jeder Gesichtszug, jede Pantomime von Bestürzung, Schreck, Haß, Angst, Eile und Eifer dargestellt. Wie Funken aus einem glühenden Eisen unter dem Hammer, gehen alle diese Gemüthszustände aus ihrem Mittelpunkt heraus. Einige Krieger haben das Ufer erreicht, andere sind im raschen Fortschritt dazu begriffen, noch andere unternehmen einen kühn gewagten Felsen sprung; hier tauchen zwei Arme aus dem Wasser auf, die dem Felsen zutappen, dort flehen ein paar andere um Hülfe; Gefährten beugen sich über, Gefährten zu retten, andere stürzen sich vorwärts zum Beistand. Oft nachgeamt ist das gluthvolle Antlitz des grimmen, in Waffen grau gewordenen Kriegers, bei dem jede Sehne in ungeheurer Anstrengung dahin arbeitet, die Kleider mit Gewalt über die träufelnden Glieder zu ziehen, indem er zürnend widerwillig mit dem einen Fuß durch die verkehrte Deffnung hindurchfährt.

Mit dieser kriegerischen Hast, mit diesem edeln Unmuth, hat der sinnvolle Künstler die langsam bedächtige Eleganz eines halb abgewendeten Jünglings, der eifrig bemüht ist, sich die Buckeln seiner Rüstung unterwärts der Knöchel zuzuschnallen, in den sprechendsten Contrast gesetzt. Hier ist auch ein Eilen, aber es ist Methode darin. Ein dritter schwingt seinen Kürasß auf die

Schulter, indes ein vierter, der ein Anführer zu seyn scheint, unbekümmert um Schmuck, kampffertig mit geschwungenem Sper einen Vormann über den Haufen rennt, der sich eben gebückt hat, eine Waffe aufzusammeln. Ein Soldat, der selbst ganz nackt ist, schnallt an dem Harnisch seines Kriegscameraden herum, und dieser, gegen den Feind gefehrt, scheint ungeduldig den Grund zu stampfen. Erfahrung, Wuth, gealterte Kraft, jugendlicher Muth und Schnelligkeit, hinausdrängend oder in sich zurückgezogen, weitefern mit einander in kraftvollen Ausbrüchen. Nur Ein Motiv beseelt diese ganze Scene des Tumults: Streitbegierde, Eifer, mit dem Feinde gemein zu werden, um durch die größte Anstrengung die verschuldete Fahrlässigkeit wieder abzubüßen."

Dieses gelang denn auch, wie uns die Geschichte weiter erzählt. Vergebens griffen die Truppen des Piccinini das verbündete Heer der Päpstlich-Florentinischen Truppen zu wiederholtenmalen an: hartnäckig widerstanden diese, und schlugen zuletzt, begünstigt durch ihre Stellung, den oft wiederkehrenden Feind zurück, dessen Fahnen, Waffen und Gepäck den Siegern in die Hände fielen.

## 2.

## Carton des Leonhard da Vinci.

Hatte Michel Angelo den zweifelhaften Anfang des Treffens in einer vielfachen Composition dargestellt, so wählte Leonhard da Vinci den letzten schwankenden Augenblick des Sieges, und trug ihn in einer künstlichen gedrängten Gruppe vor, die wir, infofern sie sich aus der Beschreibung des Vasari und Anderer entwickeln lässt, unsren Lesern darzustellen suchen.

Vier Soldaten zu Pferde, wahrscheinlich ein Paar von jedem Heere, sind mit einander in Conflict gesetzt; sie kämpfen um eine Standarte, deren Stab sie alle angefaßt haben. Zwei widerstreben einander von beiden Seiten, sie heben die Schwerter empor, sich zu verwunden oder, wie es auch scheinen will, den Stab der Standarte durchzuhauen.

Ein dritter, wahrscheinlich im Vordergrunde, wendet sein Pferd gleichsam zur Flucht, indem er mit umgewandetem Körper

und ausgestrecktem Arm die Stange festhält, und durch diese gewaltsame Bewegung das Siegeszeichen den Uebrigen zu entzießen strebt, indessen ein vierter, vermutlich von hinten, gerade hervorwärts dringt, und indem er die Stange selbst gefaßt hat, mit aufgehobenem Schwert die Hände derer, die sie ihm streitig machen, abzuhauen droht. Charakter und Ausdruck dieses letzten, als eines entschieden gewaltigen, in den Waffen grau gewordenen Kriegers, der hier mit einer rothen Mütze erscheint, wird besonders gerühmt, so wie der Zorn, die Wuth, die Siegesbegier in Gebärden und Mienen der Uebrigen, zu denen die Strcitlust der Pferde sich gesellt, deren zwei mit verschränkten Füßen auf einander einhauen, und mit dem Gebiß, als natürlichen Waffen, wie ihre Reiter mit künstlichen, sich bekämpfen; wobei der Meister, welcher diese edle Thiergattung besonders studirt hatte, mit einem seltenen Talente glänzen konnte.

So zeigte diese geschlossene, in allen ihren Theilen aufs künstlichste angeordnete Handlung den dringenden letzten Moment eines unaufhaltshamen Sieges.

Unterwärts kämpften zwei Figuren, in Verkürzung, zwischen den Füßen der Pferde. Ein Krieger, beinahe auf die Erde ausgestreckt, sollte im Augenblick ein Opfer des wüthend eindringenden Gegners werden, der gewaltsam ausholt, um mit dem Dolch des Unterliegenden Kehle zu treffen. Aber noch widerstand mit Füßen und Armen der Unglückliche der Uebermacht, die ihm den Tod drohte.

Genug, alle Figuren, Menschen und Thiere, waren von gleicher Thätigkeit und Wuth belebt, so daß sie ein Ganzes von der größten Natürlichkeit und der höchsten Meisterschaft darstellten.

---

Beide Werke, welche die Bewunderung und den Nachleifer aller künstlerischen Zeitgenossen erregten, und höher als andere Arbeiten dieser großen Meister geschätzt wurden, sind leider verloren gegangen. Wahrscheinlich hatte die Republik weder Kräfte noch Ruhe genug, einen so groß gefaßten Gedanken ausführen zu lassen, und schwerlich fühlten sich die Medicis geneigt, als sie

bald zur Herrschaft wieder zurückkehrten, daß, was jene begonnen hatten, zu vollenden.

Andere Zeiten, andere Sorgen, sowohl für Künstler als für Oberhäupter! Und sehen wir nicht in unsren Tagen das mit großem Sinne und Enthusiasmus entworfene, mit schätzbarem Kunstverdienst begonnene revolutionäre Bild Davids, den Schwur im Ballhause vorstellend, unvollendet? Und wer weiß, was von diesem Werke in drei Jahrhunderten übrig sehn wird?

Doch was überhaupt so manche Kunstuunternehmungen in Florenz zum Stocken brachte, war die Erwählung Johannis von Medicis zum Römischen Pabste. Ihm, der unter dem Namen Leo X. so große Hoffnungen erregte und erfüllte, zog alles nach, was unter einem solchen Gestirn zu gedeihen werth war, oder werth zu sehn glaubte.

Wie lange nun aber jene Cartone in den Sälen, in welchen sie aufgehängt gewesen, unversehrt geblieben; ob sie abgenommen, versteckt, vertheilt, versendet oder zerstört worden, ist nicht ganz gewiß.

Indessen trägt der Ritter Bandinelli wenigstens den Verdacht, daß er den Carton des Michel Angelo in den ersten unruhigen Zeiten des Regimentswechsels zerschnitten habe, wodurch uns der Verlust eines solchen Werks noch unerträglicher wird als wenn wir ihn der gleichgültigen Hand des Zufalls zuschreiben müßten. Späterhin klingt wieder etwas von ihm nach, und Fragmente scheinen in Mantua aufzutauchen; doch alle Hoffnung, einen Originalzug wieder davon zu erblicken, ist für Liebhaber verloren. Der Carton des Leonhard da Vinci soll erhalten und nach Frankreich geschafft worden seyn, wo er denn aber auch verschwunden ist.

Desto wichtiger bleibt uns die Nachricht, daß dieser Werke Gedächtniß nicht allein in Schriften aufbewahrt, sondern auch noch in nachgebildeten Kunstwerken übrig ist.

Von der Leonhardischen Gruppe findet sich eine nicht allzu große Copie im Poggio Imperiale, wahrscheinlich von Bronzino. Ferner ist sie in dem Gemälde des Leonhard, welches die Anbetung der Könige vorstellt, im Hintergrund als ein Beiwerk angebracht. Auch soll davon ein Kupfer von Gerhard Edelinc,

jedoch nach einer schlechten, manierirten Zeichnung eines Niederländer, in den Sammlungen vorkommen.

Von dem Werke des Michel Angelo waren bisher nur wenige Figuren auf einem Kupfer aus damaliger Zeit bekannt; gegenwärtig aber hat uns Heinrich Füßli, ein würdiger Bewunderer des großen Michel Angelo, eine Beschreibung des Ganzen gegeben, wobei er eine kleine Copie, welche sich zu Holkham in England befindet, zum Grunde legte.

Wir haben unsere obige Beschreibung daher entlehnt, und wünschen nichts mehr als daß Füßli in England und Morghen in Italien die Herausgabe gedachter Werke in Kupfer besorgen und befördern mögen. Sie würden sich um die Kunstgeschichte ein großes Verdienst erwerben, so wie solches von dem letzten durch den Stich des Mailändischen Abendmahls bereits geschehen ist.

Möge doch die Kupferstecherkunst, die so oft zu geringen Zwecken gemißbraucht wird, immer mehr ihrer höchsten Pflicht gedenken, und uns die würdigsten Originale, welche Zeit und Zufall unaufhaltsam zu zerstören in Bewegung sind, durch tüchtige Nachbildung einigermaßen zu erhalten suchen!

Nebrigens können wir uns nicht enthalten, im Vorbeigehen anzumerken, daß die Composition des Michel Angelo, durch die er jenen Aufruf zur Schlacht dargestellt, mit der Composition des jüngsten Gerichtes große Ähnlichkeit habe, indem in beiden Stücken die Wirkung von einer einzigen Person augenblicklich auf die Menge übergeht. Eine Vergleichung beider Bilder wird deshalb dereinst höchst interessant werden, und die Huldigung, die wir dem großen Geiste des Verfassers zollen, immer vermehren.

Schließlich rechtfertigen wir mit Wenigem, daß wir in Darstellung der historischen Gegenstände von der gewöhnlichen Meinung abgewichen.

Cellini nimmt als bekannt an, daß beide Cartone solche Kriegsgegenheiten vorstellen, welche bei Gelegenheit der Belagerung von Pisa, zu Anfang des funfzehnten Jahrhunderts, vorfallen; Vasari hingegen deutet nur den einen Gegenstand, welchen Michel Angelo behandelt, dorthin, erzählt aber, daß

Leonhard auf dem seinigen einen Vorfall aus der Schlacht zwischen den verbündeten Florentinisch-Päpstlichen Truppen gegen Nicolaus Piccinini, Felsenherrn des Herzogs von Mailand, in der Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts gewählt habe.

Nun begann diese Schlacht mit einem merkwürdigen Ueberfall, wie Macchiavell im fünften Buche seiner Florentinischen Geschichte mit folgenden Worten umständlich erzählt:

„Niemand war bewaffnet, Alles entfernt vom Lager, wie nur ein Feder, entweder Lust zu schöpfen — denn die Hitze war groß — oder sonst zum Vergnügen sich verlieren möchte.“

Wir glauben hier den Anlaß jenes Bildes, das Michelangelo ausgeführt, zu erblicken, wobei ihm jedoch die Ehre der Erfindung des Badens, als des höchsten Symbols einer völligen Auflösung kriegerischer Thätigkeit und Aufmerksamkeit, zukommen dürfte.

Wir werden in dieser Meinung um so mehr bestärkt, als in einer sehr ausführlichen Beschreibung der Belagerung und Eroberung von Pisa von Palmerius, so wie in den Pisanischen Annalen des Tronci, welcher sonst die ganze Geschichte nicht zu Gunsten der Florentiner darstellt, keine Spur eines solchen Ueberfalls zu finden ist.

Bedenkt man zunächst, daß es nicht wohl schicklich für eine Regierung gewesen wäre, durch Kunstwerke den alten Grossl gegen die Pisaner, welche nun schon seit hundert Jahren die Thrigen geworden, zu erneuern und zu verewigen, so läßt sich dagegen vermuthen, daß ein gemeiner, leidenschaftlicher Florentiner überall, wo er Krieg und Streit sah, sich der bekämpften, überwundenen, unterjochten Pisaner erinnerte, anstatt daß von dem so bedeutenden Sieg über Piccinini keine sinnliche Spur übrig geblieben war, und kein Nationalhaß die Erinnerung an denselben schärfe.

Was hierbei noch zweifelhaft bleibt, findet vielleicht bei erregter Aufmerksamkeit bald seine Auflösung.

## V.

### Antike Zierrathen.

Wenn nun gleich Cellini von Jugend auf an menschliche Gestalt und ihre Darstellung im höchsten Sinne geführt worden,

so zog ihn doch sein Metier und vielleicht auch eine gewisse subalterne Neigung zu den Zierrathen hin, welche er an alten Monumenten und sonst sehr häufig vor sich fand und studirte.

Er gedenkt seines Fleīzes auf dem Campo Santo zu Pisa und an einer nachgelassenen, unübersehlichen Sammlung des Philipp Lippi, welcher dergleichen Gegenstände sorgfältig nachahmte, um sie in seinen Gemälden anzubringen.

## VI.

### Vorzügliches technisches Talent.

Das allgemeine technische Talent, das unserm Benvenuto angeboren war, konnte bei der Goldschmiedezunft, die sich nach allen Seiten hin verbreiten durfte, und sehr viel Geschicklichkeit und Anstrengung von ihren Gesellen forderte, genugsaamen Anlaß zur Thätigkeit finden und sich stufenweise, durch vielfältige Praktik, zu der Höhe der Sculptur, auf der er unter seinen Zeitgenossen einen bedeutenden Platz einnimmt, hinaufbilden.

## VII.

### Zwei Abhandlungen über Goldschmiedearbeiten und Sculptur.

Wenn er uns nun in seiner Lebensbeschreibung nächst seinen Schicksalen auch seine Werke von Seiten der Erfindung und Wirkung bekannt macht, so hat er in ein paar Abhandlungen uns das einzelne Technische dargestalt beschrieben, daß ihm unsere Einbildungskraft auch in die Werkstatt folgen kann.

Aus diesen Schriften machen wir einen summarischen Auszug, durch welchen der Leser, der sich bisher am Leben und an der Kunst ergeht, sich nun auch das Handwerk einigermaßen vergegenwärtigen, die Terminologie deutlich machen, und so zu einem vollständigern Anschauen, wenn ihm darum zu thun ist, gelangen kann.

## VIII.

## Goldschmiedegeschäft.

## 1.

## Kenntniß der Edelsteine.

Die Aristotelische Lehre beherrschte zu damaliger Zeit alles, was einigermaßen theoretisch heißen wollte. Sie kannte nur vier Elemente, und so wollte man auch nur vier Edelsteine haben. Der Rubin stellte das Feuer, der Smaragd die Erde, der Sapphir das Wasser und der Diamant die Luft vor. Rubinen von einiger Größe waren damals selten und galten achtfach den Werth des Diamanten. So stand auch der Smaragd in hohem Preise. Die übrigen Edelsteine kannte man wohl; doch schloß man sie entweder an die vier genannten an, oder man versagte ihnen das Recht, Edelsteine zu heißen.

Daz einige Steine im Dunkeln leuchteten, hatte man bemerkt: man schrieb es nicht dem Sonnenlichte zu, dem sie dieses Leuchten abgewonnen hatten, sondern einer eigenen, inwohnenden Kraft und nannte sie Karsunkel.

## 2.

## Fassen der Edelsteine.

Bei dem Fassen der Edelsteine behandelte man die Folien mit der äußersten Sorgfalt. Es sind dieses gewöhnlich dünne, glänzende, farbige Metallblättchen, welche den farbigen Steinen untergelegt werden, um Farbe und Glanz zu erhöhen. Doch thun auch andere Materialien den gleichen Dienst, wie zum Beispiel Cellini durch feingeschnittene, hochrothe Seide, mit der er den Ringkasten gefüllt, einen Rubin besonders erhöht haben will. Ueberhaupt thut er sich auf die Geschicklichkeit, Folien zu vervollständigen und anzuwenden, viel zu Gute. Er tadeln bei gefärbten Steinen die allzu dunkle Folie mit Recht, indem keine Farbe erscheint, wenn nicht Licht durch sie hindurch fällt. Der Diamant erhält eine Unterlage aus dem feinsten Lampenruß bereitet; schwächeren Diamanten legte man auch ein Glas unter.

## 3.

## Niello.

Mit Strichen eingegrabene Zierrathen oder Figuren in Kupfer oder Silber wurden mit einer schwarzen Masse ausgefüllt. Diese Art zu arbeiten war schon zu Cellinis Zeiten abgekommen, wahrscheinlich weil sie durch die Kupferstecherkunst, die sich daher ableitete, vertrieben worden war. Jeder, der sich bemüht hatte, kunstreiche Striche ins Metall zu graben, mochte sie lieber durch Abdruck vervielfacht sehen, als sie ein- für allemal mit einer schwarzen Masse ausfüllen.

Diese Masse bestand aus einem Theil Silber, zwei Theilen Kupfer und drei Theilen Blei, welche zusammengeschmolzen und nachher in einem verschlossenen irdenen Gefäß mit Schwefel zusammengeschüttelt worden, wodurch eine schwarze körnige Masse entsteht, welche sodann durch öftere Schmelzungen verfeinert wird. Zum Gebrauch wurde sie gestoßen, und die eingegrabene Metallplatte damit überschmolzen, nach und nach wieder abgefeilt, bis die Platte zum Vorschein kam und endlich die Fläche der gestalt polirt, daß nur die schwarzen Striche reinlich stehen blieben.

Thomas Finiguerra war ein berühmter Meister in dieser Arbeit, und man zeigt in den Kupferstichsammlungen Abdrücke von seinen eingegrabenen, noch nicht mit Niello eingeschmolzenen Platten.

## 4.

## Filigran.

Aus Gold- und Silberdrähten von verschiedener Stärke, so wie aus dergleichen Körnern, wurden Zierrathen zusammengelegt, mit Drachant verbunden und die Löthe gehörig angebracht, sodann auf einer eisernen Platte einem gewissen Feuergrad ausgesetzt und die Theile zusammen gelöthet, zuletzt gereinigt und ausgearbeitet.

## 5.

## Email.

In Gold und Silber wurden flach erhobene Figuren und Zierrathen gearbeitet, diese alsdann mit wohlgeriebenen Emailfarben gemalt und mit großer Vorsicht ins Feuer gebracht, da

denn die Farben wieder als durchsichtiges Glas zusammenschmolzen und der unterliegende metallische Grund zum Vorschein kam.

Man verband auch diese Art zu arbeiten mit dem Filigran und schmolzte die zwischen den Fäden bleibenden Löffnungen mit verschieden gefärbten Gläsern zu: eine Arbeit, welche sehr große Mühe und Genauigkeit erforderte.

## 6.

### Getriebene Arbeit.

Diese war nicht allein halberhoben, sondern es wurden auch runde Figuren getrieben. Die ältern Meister, unter denen Caramosso vorzüglich genannt wird, machten erst ein Urbild von Wachs, gossen dieses in Erz, überzogen das Erz sodann mit einem Goldblech und trieben nach und nach die Gestalt hervor, bis sie das Erzbild herausnahmen und nach genauer Bearbeitung die in das Goldblech getriebenen Figuren zulöhteten. Auf diese Weise wurden Medaillen von sehr hohem Relief, um sie am Hut zu tragen, und kleine, ringsum gearbeitete Crucifixe gefertigt.

## 7.

### Große Siegel

wurden besonders für Cardinäle gearbeitet. Man machte das Modell von Wachs, goß es in Gips aus und drückte in diese Form eine feine, im Feuer nicht schmelzende Erde. Dieses letzte Modell ward zum Grund einer zweiten Form gelegt, in welche man das Metall goß, da denn das Siegel vertieft zum Vorschein kam, welches, mit dem Grabstichel und stählernen Stempeln weiter ausgearbeitet, mit Inschriften umgeben und zuletzt mit einem verzierten Handgriff versehen ward.

## 8.

### Münzen und Medaillen.

Zuerst wurden Figuren, Zierrathen, Buchstaben, theilweise, wie es sich zum Zweck am Besten schickte, erhöht, in Stahl

geschnitten, gehärtet, und sodann mit diesen erhobenen Bunzen der Münzstempel nach und nach eingeschlagen, wodurch man in den Fall kam, viele ganz gleiche Stempel geschwind hervorzubringen. Die Medaillenstempel wurden nachher noch mit dem Grabstichel ausgearbeitet, und beide Sorten entweder mit dem Hammer oder mit der Schraube ausgeprägt. Letzterer gab man schon zu Cellinis Zeiten den Vorzug.

## 9.

## Grosserie.

Hierunter begriff man alle große getriebene Arbeit, besonders von Gefäßen, welche aus Gold oder Silber gefertigt wurden.

Das Metall wurde zuerst gegossen, und zwar bediente man sich dabei eines Ofens mit einem Blasebalg, oder eines Windofens. Cellini erfand eine dritte Art, die er aus der Schale gießen benannte.

Die Formen wurden aus eisernen Platten, zwischen die man eiserne Stäbe legte, zusammengesetzt und mit eisernen Füfern zusammengehalten. Inwendig wurden diese Formen mit Öl und auswendig mit Thon bestrichen.

Die also gegossene Platte wird im Allgemeinen gereinigt, dann geschabt, sodann erhitzt, und mit dem dünnen Theile des Hammers aus den Ecken nach der Mitte und dann von innen heraus, bis sie rund wird, geschlagen. In der Mitte bleibt sie am Stärksten. Im Centrum wird ein Punkt gezeichnet, um welchen die Circle gezogen werden, wonach sich die Form des Gefäßes bestimmt. Nun wird die Platte von gedachtem Punkt aus in einer Schneckenlinie geschlagen, wodurch sie sich nach und nach wie ein Hutkopf vertieft und endlich das Gefäß seine bestimmte Größe erhält. Gefäße, deren Hals enger ist als der Körper, werden auf besondern Amboßen, die man von ihrer Form Ruhzungen nennt, ausgetrieben, so wie überhaupt die Werkzeuge, worauf man schlägt und womit man schlägt, die Arbeit möglich machen und erleichtern.

Nun wird das Gefäß mit schwarzem Pech gefüllt und die Bierrathen, welche darauf kommen sollen, erst gezeichnet und

leicht eingestochen, und die Umriffe mit verschieden geformten Meißeln leicht eingeschlagen, das Pech herausgeschmolzen und auf langen, an dem Ende besonders geformten Amboßen die Figuren nach und nach herausgetrieben. Alsdann wird das Ganze ausgesotten, die Höhlung wieder mit Pech gefüllt und wieder mit Meißeln die Arbeit auswendig durchgeführt. Das Ausschmelzen des Pechs und das Aussieden des Gefäßes wird so oft wiederholt bis es beinahe vollendet ist.

Sodann, um den Kranz und die Handhaben zu erlangen, werden sie von Wachs an das Gefäß angebildet, eine Form gehörig darüber gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da sich denn die Form vom Gefäße ablöst, welche von der Hinterseite zugeschlossen, wohl getrocknet und ausgegossen wird.

Manchmal gießt man auch die Form zum erstenmal mit Blei aus, arbeitet noch feiner in dieses Metall und macht darüber eine neue Form, um solche in Silber auszugießen; wobei man den Vortheil hat, daß man das bleierne Modell aufheben und wieder brauchen kann.

Die Kunst, kleine Statuen aus Gold und Silber zu treiben, war, wie aus dem Vorigen bekannt ist, hoch gebracht; man verweilte nicht lange bei diesem kleinen Format, den man nach und nach bis zur Lebensgröße steigerte. Franz I. bestellte einen solchen Hercules, der die Himmelskugel trug, um Karl V., als er durch Paris ging, ein Geschenk zu machen; allein, ob schon in Frankreich die Grosserie sehr häufig und gut gearbeitet wurde, so konnten doch die Meister mit einer solchen Statue nicht fertig werden, bei welcher das letzte Zusammenlöthen der Glieder äußerst schwierig bleibt. Die Art, solche Werke zu ververtigen, ist verschieden, und es kommt dabei auf mehr oder weniger Gewandtheit des Künstlers an.

Man macht eine Statue von Thon, von der Größe, wie das Werk werden soll; diese wird in mehrere Theile getheilt und theilweise geformt, sodann einzeln in Erz gegossen, die Platten darüber gezogen und die Gestalt nach und nach herausgeschlagen, wobei vorzüglich auf die Stellen zu sehen ist, welche künftig zusammentreffen sollen. Weil nun der Kopf allein aus dem Ganzen getrieben wird, der Körper aber, so wie Arme und

Beine, jedes aus einem Vorder- und Hintertheil besteht, so werden diese erst zusammengelöthet, so daß das Ganze nunmehr in sechs Stücken vorliegt.

Cellini, weil er in der Arbeit sehr gewandt war und sich auf seine Einbildungskraft so wie auf seine Hand verlassen konnte, goß das Modell nicht in Erz, sondern arbeitete aus freier Hand nach dem Thon, indem er das Blech, wie er es nöthig fand, von einer oder der andern Seite behämmerte.

Jene obgenannten sechs Theile der Statue werden nun erst mit Pech ausgegossen und mit Meißeln, so wie von den Gefäßen erzählt worden, ausgearbeitet, mehr als einmal ausgesotten und wieder mit Pech gefüllt und so mit der Arbeit fortgefahren bis das getriebene Werk dem von Erde völlig gleich ist. Dann werden jene Theile mit Silberfäden an einander befestigt, die löthende Materie aufgestrichen und über einem eigens dazu bereiteten Herde gelöthet.

Das Weißfieden hat auch bei so großen Werken seine Schwierigkeit. Cellini verrichtete es bei seinem Jupiter in einem Färbekeßel.

Hierauf gibt Cellini noch Rechenschaft von verschiedenen Arbeiten, die hierher gehören, als vom Vergolden, von Erhöhung der Farbe des Bergoldeten, Versertigung des Aetz- und Scheidewassers und dergleichen.

## IX.

### Sculptur.

#### 1.

##### Erzguß.

Um in Erz zu gießen, macht man zweierlei Arten von Formen.

Bei der ersten geht das Modell verloren, indem man es als Kern benutzt. Es wird in Thon so groß gearbeitet, als der künftige Guß werden soll. Man läßt es um einen Finger breit schwinden und brennt es. Alsdann wird Wachs darüber gezogen und dieses sorgfältig ausbossirt, so daß dadurch das ganze

Bild seinen ersten Umfang wieder erhält. Hierüber wird eine feuerfeste Form gemacht und das Wachs herausgeschmolzen, da denn eine Hohlung bleibt, welche das Erz wieder ausfüllen soll.

Die andere Art zu formen ist folgende.

Das Modell von Thon erhält einen leichten Anstrich von Terpentinwachs und wird mit feinen Metallblättern überlegt. Dieß geschieht deshalb, damit die Feuchtigkeit dem Modell nicht schade, wenn darüber eine Gipsform gemacht wird. Diese wird auf die noch übliche Weise verfertigt und dergestalt eingerichtet, daß sie in mehrere Haupttheile zerfällt, so daß man bequem etwas Wachs oder Teig hineindrücken kann, so stark als künftig der Guß werden soll.

Hierauf wird das Gerippe zur Statue von eisernen Stangen und Drähten zusammengefügt und mit feuerbeständiger Masse überzogen, so lange bis dieser Kern jene eingedrückte Oberhaut berührt; weshalb man immer Form und Kern gegen einander probiren muß. Sodann wird jene Oberhaut aus der Form genommen. Form und Kern werden wechselseitig befestigt und der Raum, den die Oberhaut einnahm, wird mit Wachs ausgegossen. Nun wird die Gipsform wieder abgenommen, und das neue wässerne Grund- und Musterbild durchaus überarbeitet.

Sodann werden wässerne Stäbe von Glied zu Glied geführt, jenachdem künftig das Metall durch verschiedene Wege zu circuliren hat, indem alles, was künftig in der Form hohl bleiben soll, an dem Modell von Wachs ausgearbeitet wird. Ueber diese also zubereitete wässerne Gestalt wird eine feuerbeständige Form verfertigt, an welcher man unten einige Deffnungen läßt, durch welche das Wachs, wenn nunmehr die Form über ein gelindes Feuer gebracht wird, ausschmelzen kann.

Ist alles Wachs aus der Form geflossen, so wird diese nochmals auf das Sorgfältigste getrocknet, und ist alsdann das Metall zu empfangen bereit; das erste Modell aber, welches völlig im Stande geblieben, dient dem Meister und den Gesellen bei künftiger Ausarbeitung des Gusses, welcher folgendermaßen veranstaltet wird.

Man gräbt eine Grube vor dem Ofen weit und tief genug.

In diese wird die Form mit Flaschenzügen hineingelassen, an die untern Deffnungen der Form, durch welche das Wachs ausgeflossen, werden thönerne Röhre angesetzt und nach oben zu geleitet. Der Raum um die Form in der Grube wird mit Erde nach und nach ausgefüllt, welche von Zeit zu Zeit festgestampft wird.

Wie man damit weiter heraufkommt, werden an die obern in der Form gelassenen Deffnungen gleichfalls thönerne Röhren angelegt und solche nach den Forderungen der Kunst mit einander verbunden und zuletzt in einen großen Mund vereinigt, welcher etwas über die Höhe des Hauptes zu stehen kommt. Alsdann wird ein Canal von dem Ofen bis zu gedachtem Munde abhängig gepflastert und das im Ofen geschmolzene Erz in die Form gelassen, wobei es denn sehr viel auf das Glück ankommt, ob sie sich gehörig füllt.

Den Bau des Ofens, die Bereitung und Schmelzung des Metalls übergehen wir, als zu weit von unsren Zwecken entfernt; wie denn überhaupt die technischen Kunstgriffe in diesem Fache in den neuern Zeiten vollkommener ausgebildet worden, wovon sich der Liebhaber aus mehrern Schriften belehren kann.

## 2.

### Marmorarbeit.

Cellini nimmt fünferlei Arten weißen Marmor an, von dem grössten Korn bis zum feinsten. Er spricht alsdann von härtern Steinen, von Porphyrr und Granit, aus denen gleichfalls Werke der Sculptur versfertigt werden; dann von den weichen, als einer Art Kalkstein, welche, indem sie aus dem Bruch kommt, leicht zu behandeln ist, nachher an der Luft verhärtet. Ferner gedenkt er der Florentinischen grauen Sandsteine, welche sehr fein und mit Glimmer gemischt, besonders in der Gegend von Fiesole brechen und gleichfalls zu Bildhauerarbeiten gebraucht werden.

Bei Statuen in Lebensgröße ging man folgendermaßen zu Werke. Man machte ein kleines Modell mit vieler Sorgfalt und arbeitete, theils aus Ungeduld theils im Gefühl seiner

Meisterschaft, öfters gleich nach diesem die Statue im Großen aus dem Marmor heraus. Doch wurden auch nach gedachtem kleinem großen Modelle verfertigt und diese bei der Arbeit zum Grunde gelegt; doch auch alsdann arbeitete man noch leichtsinnig genug, indem man auf den Marmor die Hauptansicht der Statue mit Kohle aufzeichnete, und sofort dieselbe nach Art, eines Hochreliefs herausarbeitete. Zwar erwähnt Cellini auch der Art eine Statue von allen Seiten her zuerst ins Runde zu bringen; er mißbilligt sie aber. Und freilich mußten ohne genaues Maß bei beiden Arten Fehler entstehen, die man bei der ersten, weil man noch Raum in der Tiefe behielt, eher verbessern konnte.

Ein Fehler solcher Art ist der, welchen Cellini dem Bandinelli vorwirft, daß an der Gruppe von Hercules und Cacus die Waden der beiden Streitenden so zusammenschmelzen, daß, wenn sie die Füße aus einander thäten, keinem eine Wade übrigbleiben würde. Michel Angelo selbst ist von solchen Zufällen nicht frei geblieben.

Die Art also, nach Perpendikeln, mit welchen das Modell umgeben wird, die Maße hineinwärts zu nehmen, scheint zu Anfang des sechzehnten Jahrhunderts unbekannt gewesen zu seyn. Wenigstens will Cellini sie selbst erfunden haben, als er in Frankreich nach kleineren Modellen einen ungeheuern Koloss zu fertigen unternahm. Seine Vorrichtungen dazu verdienen erzählt zu werden.

Erst machte er mit großer Sorgfalt ein kleines Modell, so dann ein größeres von drei Ellen. Um solches schlug er einen wagen- und senkrechten Kasten, in welchem das Maß der vierzig Ellen, als so groß der Koloss werden sollte, in verjüngtem Maßstab aufgezeichnet war. Um sich nun zu versichern, daß auf diesem Wege die Form ins Große übertragen werden könne, zeichnete er auf den Fußboden seines Saals ein Profil des Kolosse, indem er jemanden die Maße innerhalb des Kastens nehmen und aussprechen ließ. Als auf diese Weise eine Silhouette gut gelang, schritt er weiter fort und verfertigte zuerst ein Gerippe in der Größe des eingekasteten Modells, indem er einen geraden Stab, der durch den linken Fuß bis zum Kopfe

ging, aufstellte und an diesen, wie ihm sein Modell nachwies, das Gerippe der übrigen Glieder befestigte.

Er ließ darauf einen Baumstamm, vierzig Ellen hoch, im Hove aufrichten und vier gleiche Stämme ins Gevierte um ihn her; diese letzten wurden mit Brettern verschlagen, woraus ein ungeheurer Kasten entstand. Nun ward, nach dem kleinen Modell des Gerippes, das große Gerippe innerhalb des Kastens ausgemessen und aufgebaut. Die Figur stand auf dem linken Fuße, durch welchen der Pfahl ging, den rechten Fuß setzte sie auf einen Helm, welcher so eingerichtet war, daß man in denselben hineingehen und sodann die ganze Figur hinaufsteigen konnte.

Als nun das Gerippe auf diese Weise zu Stande war, überzog man solches mit Gips, indem die Arbeiter die Maße des kleinen Kastens in den großen übertrugen. So wurde in kurzer Zeit durch gemeine Arbeiter dieses ungeheure Modell bis gegen die letzte Haut fertig gebracht und sodann die vordere Brettwand weggenommen, um das Werk übersehen zu können.

Däß der Kopf dieses Kolosses völlig ausgeführt worden und zu artigen Abenteuern Anlaß gegeben, erinnern wir uns aus der Lebensbeschreibung unseres Verfassers; die Vollendung aber des Modells, und noch mehr der Statue in Erz unterblieb, indem die Kriegsunruhen von außen und die Leidenschaften des Künstlers von innen sich solchen Unternehmungen entgegensezten.

## X.

### Flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände.

Können wir uns nun von dem sonderbaren Manne schon eine lebhaftere Vorstellung, einen deutlicheren Begriff machen, wenn wir denselben in seine Werkstatt begleitet, so werden diejenigen seinen Charakter in einem weit hellern Lichte sehen, die mit der Geschichte überhaupt und besonders mit der Florentinischen bekannt sind.

Denn indem man einen merkwürdigen Menschen als einen Theil eines Ganzen seiner Zeit oder seines Geburts- und Wohnorts betrachtet, so lassen sich gar manche Sonderbarkeiten entziffern, welche sonst ewig ein Rätsel bleiben würden. Daher

entsteht bei jedem Leser solcher früheren eigenen Lebensbeschreibungen ein unüberstehlicher Reiz, von den Umgebungen jener Zeiten nähere Kenntniß zu erlangen, und es ist ein großes Verdienst lebhaft geschriebener Memoiren, daß sie uns durch ihre zudringliche Einseitigkeit in das Studium der allgemeinern Geschichte hineinlocken.

Um auf diesen Weg wenigstens einigermaßen hinzudeuten, wagen wir eine flüchtige Schilderung Florentinischer Zustände, die, je nachdem sie Lesern begegnet, zur Erinnerung oder zum Anlaß weiterer Nachforschung dienen mag.

Die Ansänge von Florenz wurden wahrscheinlich in frühen Zeiten von den Fiesolanern, welche die Bergseite jener Gegend bewohnten, in der Ebene zunächst am Arno zu Handelszwecken erbaut, sodann von den Römern durch Colonieen zu einer Stadt erweitert, die, wie sie auch nach und nach an Kräften möchte zugenommen haben, gar bald das Schicksal des übrigen Italiens theilte. Von Barbaren beschädigt, von fremden Gebietern eine Zeit lang unterdrückt, gelang es ihr endlich das Joch abzuschütteln und sich in der Stille zu einer bedeutenden Größe zu erheben.

Unter dem Jahre 1010 wird uns die erste merkwürdige That der Florentiner gemeldet. Sie erobern ihre Mutterstadt und hartnäckige Nebenbuhlerin Fiesole, und versetzen mit Alt-römischer Politik die Fiesolaner nach Florenz.

Von dieser Epoche an ist unserer Einbildungskraft abermals überlassen, eine sich mehrende Bürgerschaft, eine sich ausbreitende Stadt zu verschaffen. Die Geschichte überliefert uns wenig von solcher glücklichen Zeit, in welcher selbst die traurige Spaltung Italiens zwischen Kaiser und Papst sich nicht bis in die Florentinischen Mauern erstreckte.

Endlich leider! zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts trennt sich die angeschwollene Masse der Einwohner zufällig über den Leichtsinn eines Jünglings, der eine edle Braut verflößt, in zwei Parteien und kann drei volle Jahrhunderte durch nicht wieder zur Vereinigung gelangen bis sie, durch äußere Macht genöthigt, sich einem Alleinherrschер unterwerfen muß.

Da mochten denn Bondelmontier und Amideer, Donati und Uberti wegen verletzter Familienehre streiten, gegenseitig bei

Kaiser und Pabst Hülfe suchen und sich nun zu den Guelfen und Ghibellinen zählen, oder schnell reich gewordene, derbgroße Bürger mit armen und empfindlichen Edelleuten sich veruneinigen und so die Cerci und Donati und daraus die Schwarzen und Weißen entstehen, späterhin die Ricci und Albizzi einander entgegen arbeiten: durchaus erblickt man nur ein hin und wieder schwankendes, unzulängliches, parteiisches Streben.

Ritter gegen Bürger, Zünfte gegen den Adel, Volk gegen Oligarchen, Pöbel gegen Volk, Persönlichkeit gegen Menge oder Aristokratie findet man in beständigem Conflict. Hier zeigen sich dem aufmerksamen Beobachter die seltsamen Vereinigungen, Spaltungen, Untervereinigungen und Unterspaltungen, alle Arten von Coalitionen und Neutralisationen, wodurch man die Herrschaft zu erlangen und zu erhalten sucht. Ja sogar werden Versuche gemacht, die oberste Gewalt einem oder mehrern Fremden aufzutragen, und niemals wird Ruhe und Zufriedenheit erzielt.

Die meisten Städte, sagt Machiavelli, besonders aber solche, die weniger gut eingerichtet sind und unter dem Namen von Republiken regiert werden, haben die Art ihrer Verwaltung öfters verändert, und zwar gewöhnlich nicht weil Freiheit und Knechtschaft, wie Viele meinen, sondern weil Knechtschaft und Gesetzlosigkeit mit einander im Streite liegen.

Bei so mannigfältigen Veränderungen des Regiments, bei dem Schwanken der Parteigewalten entsteht ein immerwährendes Hin- und Herwogen von Verbannten, Ausgewanderten und Zurückberufenen, und niemals waren solche Veränderungen ohne Zerstreuung, Zerstörung, Mord, Brand und Plünderung.

Hierbei hat Florenz nicht allein seine eigene Verirrung zu büßen, sondern trägt die Verirrungen benachbarter Städte und Ortschaften, woselbst ähnliche politische Unruhen durch Florentiische Ausgewanderte oft erregt, immer unterhalten werden.

Siena, Pisa, Lucca, Pistoja, Prato beunruhigen auf mancherlei Weise Florenz lange Zeit, und müssen dagegen gar viel von der Hab- und Herrschaft, von den Launen und dem Uebermuth ihrer Nachbarin erdulden bis sie alle zuletzt, außer Lucca, welches sich selbstständig erhält, in die Hände der Florentiner fallen.

Daher wechselseitig ein unauslöschlicher Haß, ein unvertilgbares Mißtrauen. Wenn Benvenuto den Verdacht einer ihm verderblichen Todfeindschaft auf diesen oder jenen wälzen will, so bedarf es nur, daß dieser von Pistoja oder Prato gewesen. Ja bis auf diesen Tag pflanzt sich eine leidenschaftliche Abneigung zwischen Florentinern und Lucchesern fort.

Wie bei ihrer ersten Entstehung, so auch in den späteren Zeiten, erfährt die Stadt das Schicksal des übrigen Italiens, insofern es durch in- oder ausländische große Mächte bestimmt wird.

Der Papst und die Herrscher von Neapel im Süden, der Herzog von Mailand, die Republiken Genua und Venetien im Norden machen ihr auf mancherlei Weise zu schaffen und wirken auf ihre politischen und kriegerischen Anstalten mächtig ein, und dieß um so mehr und so schlimmer als kein Verhältniß, groß oder klein, Festigkeit und Dauer gewinnen konnte. Alles, was sich in Italien getheilt hatte oder Theil am Raube zu nehmen wünschte, Päpste, Könige, Fürsten, Republiken, Geistlichkeit, Barone, Kriegshelden, Usurpatoren, Bastarde, alle schwirren in fortwährendem Streite durch einander. Hier ist an kein dauerhaftes Bündniß zu denken. Das Interesse des Augenblicks, persönliche Gewalt oder Ohnmacht, Verrath, Mißtrauen, Furcht, Hoffnung bestimmen das Schicksal ganzer Staaten wie vorzüglicher Menschen, und nur selten blickt bei Einzelnen oder Gemeinheiten ein höherer Zweck, ein durchgreifender Plan hervor.

Zieht nun gar ein Deutscher Kaiser oder ein anderer Prätdent an der Spitze von schlecht besoldeten Truppen durch Italien und verwirrt durch seine Gegenwart das Verworreene aufs Höchste ohne für sich selbst etwas zu erreichen; zerreißt ein Zwiespalt die Kirche, und gesellen sich zu diesen Uebeln auch die Plagen der Natur, Dürre, Theurung, Hungersnoth, Fieber, Pestilenz, so werden die Gebrechen eines übel regierten und schlecht policirten Staates immer noch fühlbarer.

Liest man nun in den Florentinischen Geschichten und Chroniken, die doch gewöhnlich nur solche Verwirrungen und Unheile anzeigen und vor die Augen bringen, weil sie das breite Fundament bürgerlicher Existenz, wodurch alles getragen wird, als bekannt voraussehen, so begreift man kaum wie eine solche

Stadt entstehen, zunehmen und dauern könne. Wirft man aber einen Blick auf die schöne Lage, in einem reichen und gesunden Thale, an dem Fuße fruchtbare Höhen, so überzeugt man sich, wie ein solches Local, von einer Gesellschaft Menschen einmal in Besitz genommen, nie wieder verlassen werden konnte.

Man denke sich diese Stadt zu Anfang des eilsten Jahrhunderts hergestellt, und ihre genugsame Bevölkerung durch den Einzug der Einwohner von Fiesole ansehnlich vermehrt; man vergegenwärtige sich, was jede wachsende bürgerliche Gesellschaft, nur um ihren eigenen nächsten Bedürfnissen genug zu thun, für technische Thätigkeiten ausüben müsse, wodurch neue Thätigkeiten aufgereggt, neue Menschen herbeizogen und beschäftigt werden.

So finden wir denn schon die Zünfte in früherer Zeit an diese oder jene Partei angeschlossen, bald selbst als Partei, nach dem Regimenter strebend oder an dem Regimenter theilnehmend. Die Kunst der Wollwirker treffen wir schnell in vorzüglicher Aufnahme und besondrem Ansehen, und erblicken alle Handwerker, die sich mit Bauen beschäftigen, in der größten Thätigkeit. Was der Mordbrenner zerstört, muß durch den gewerbsamen Bürger hergestellt werden; was der Kriegsmann zu Schutz und Truhs fordert, muß der friedliche Handwerker leisten. Welche Nahrung, und man kann sagen, welchen Zuwachs von Bevölkerung gewährte nicht die öftere Erneuerung der Mauern, Thore und Thürme, die öftere Erweiterung der Stadt, die Nothwendigkeit, ungeschickt angelegte Festungswerke zu verbessern, die Aufführung der Gemeinde- und Zunfthäuser, Hallen, Brücken, Kirchen, Klöster und Paläste! Ja das Stadtpflaster, als eine ungeheure Anlage, verdient mit angeführt zu werden, dessen bloße Unterhaltung gegenwärtig große Summen aufzehrt.

Wenn die Geschichte von Florenz in diesen Punkten mit den Geschichten anderer Städte zusammentrifft, so erscheint doch hier der seltenere Vorzug, daß sich aus den Handwerkern die Künste früher und allmählig entwickelten. Der Baumeister dirigierte den Maurer, der Tünchner arbeitete dem Maler vor, der Glockengießer sah mit Verwunderung sein tönendes Erz in bedeutende Gestalten verwandelt, und der Steinhauer überließ die edelsten Blöcke dem Bildhauer. Die neuentstandene Kunst, die

sich an Religion festhielt, verweilte in den höhern Gegenden, in denen sie allein gedeiht.

Erregte und begünstigte nun die Kunst hohe Gefühle, so mußte das Handwerk, in Gesellschaft des Handels, mit gefälligen und neuen Productionen der Pracht und Scheinliebe des Einzelnen schmeicheln. Wir finden daher schon frühe Gesetze gegen übermäßigen Prunk, die von Florenz aus in andere Gegenden übergingen.

Auf diese Weise erscheint uns der Bürger, mitten in fort-dauernden Kriegsunruhen, friedlich und geschäftig. Denn ob er gleich von Zeit zu Zeit nach den Waffen griff, und gelegentlich bei dieser oder jener Expedition sich hervorzuthun und Beute zu machen suchte, so ward der Krieg zu gewissen Epochen doch eigentlich durch eine besondere Kunst geführt, die, in ganz Italien, ja in der ganzen Welt zu Hause, um einen mäßigen Sold bald da, bald dort Hülfe leistete oder schadete. Sie suchten mit der wenigsten Gefahr zu fechten, tödteten nur aus Noth und Leidenschaft, waren vorzüglich aufs Plündern gestellt und schonten sowohl sich als ihre Gegner, um gelegentlich an einem andern Ort dasselbe Schauspiel wieder aufführen zu können.

Solche Hülfsstruppen beriefen die Florentiner oft und bezahlten sie gut; nur wurden die Zwecke der Städter nicht immer erreicht, weil sie von den Absichten der Krieger gewöhnlich verschieden waren, und die Heerführer mehrerer zusammenberufener Banden sich selten vereinigten und vertrugen.

Über alles Dieses waren die Florentiner klug und thätig genug gewesen, an dem Seehandel Theil zu nehmen, und ob sie gleich in der Mitte des Landes eingeschlossen lagen, sich an der Küste Gelegenheiten zu verschaffen. Sie nahmen ferner durch mercantilische Colonieen, die sie in der Welt verbreiteten, Theil an den Vortheilen, welche der gewandtere Geist der Italiener über andere Nationen zu jener Zeit davon trug. Genaue Haushaltungsregister, die Baubersprache der doppelten Buchhaltung, die feenmäßigen Wirkungen des Wechselgeschäfts, alles finden wir sowohl in der Mutterstadt thätig und ausgeübt als in den Europäischen Reichen durch unternehmende Männer und Gesellschaften verbreitet. Immer aber brachte über diese rührige und

unzerstörliche Welt die dem Menschen angeborene Ungeschicklichkeit, zu herrschen oder sich beherrschen zu lassen, neue Stürme und neues Unheil.

Den öftern Regimentswechsel und die seltsamen, mitunter beinahe lächerlichen Versuche, eine Constitution zu allgemeiner Zufriedenheit auszuflügeln, möchte sich wohl kaum ein Einheimischer, dem die Geschichte seines Vaterlandes am Herzen läge, im Einzelnen gern ins Gedächtniß zurückrufen; wir eilen um so mehr, nach unsren Zwecken, darüber hin, und kommen zu dem Punkte, wo, bei innerer lebhafter Wohlhabenheit der Volksmasse, aus dieser Masse selbst Männer entstanden, die mit großem Vater- und Bürgersinn nach innen und mit klarem Handels- und Welt Sinn nach außen wirkten.

Gar manche tüchtige und treffliche Männer dieser Art hatten die Aufmerksamkeit und das Vertrauen ihrer Mitbürger erregt; aber ihr Andenken wird vor den Augen der Nachwelt durch den Glanz der Mediceer verdunkelt.

Diese Familie gewährt uns die höchste Erscheinung dessen, was Bürgersinn, der vom Nutzbaren und Tüchtigen ausgeht, ins Ganze wirken kann. Die Glieder dieser Familie, besonders in den ersten Generationen, zeigen keinen augenblicklichen gewalt-samen Trieb nach dem Regiment, welcher sonst manchen Individuen sowohl als Parteien den Untergang beschleunigt; man bemerkt nur ein Festhalten im großen Sinne am hohen Zwecke, sein Haus wie die Stadt, die Stadt wie sein Haus zu behandeln, wodurch sich von innen und außen das Regiment selbst anbietet. Erwerben, Erhalten, Erweitern, Mittheilen, Genießen gehen gleichen Schrittes, und in diesem lebendigen Ebenmaß läßt uns die bürgerliche Weisheit ihre schönsten Wirkungen sehen.

Den Johann Medicis bewundern wir auf einer hohen Stufe bürgerlichen Wohlstandes als eine Art Heiligen; gute Gefühle, gute Handlungen sind bei ihm Natur. Niemand zu schaden, Jedem zu nutzen! bleibt sein Wahlsspruch; unaufgesordert eilt er den Bedürfnissen Anderer zu Hülfe; seine Milde, seine Wohlthätigkeit erregen Wohlwollen und Freundschaft; sogar aufgefordert mischt er sich nicht in die brausenden Parteihändel, nur dann tritt er standhaft auf, wenn er dem Wohl des Ganzen zu

rathen glaubt, und so erhält er sich sein Leben durch, bei wachsenden Glücksgütern, ein dauerhaftes Zutrauen.

Sein Sohn Cosmus steht schon auf einer höhern und gefährlicher Stelle. Seine Person wird angefochten, Gefangenschaft, Todesgefahr, Exil bedrohen und erreichen ihn; er bedarf hoher Klugheit zu seiner Rettung und Erhaltung.

Schon sehen wir des Vaters Tugenden zweckmäßig angewendet; Milde verwandelt sich in Freigebigkeit, und Wohlthätigkeit in allgemeine Spende, die an Bestechung gränzt: so wächst sein Anhang, seine Partei, deren leidenschaftliche Handlungen er nicht bändigen kann. Er lässt diese selbstsüchtigen Freunde gewähren und einen nach dem andern untergehen, wobei er immer im Gleichgewicht bleibt.

Ein großer Handelsmann ist an und für sich ein Staatsmann, und so wie der Finanzminister doch eigentlich die erste Stelle des Reichs einnimmt, wenn ihm auch Andere an Rang vorgehen, so verhält sich der Wechsler zur bürgerlichen Gesellschaft, da er das Zaubermittel zu allen Zwecken in Händen trägt.

An Cosmus wird die Lebensklugheit besonders gepriesen, man schreibt ihm eine größere Uebersicht der politischen Lagen zu als allen Regierungen seiner Zeit, deren leidenschaftliche, planlose Ungeschicklichkeit ihm freilich manches Unternehmen mag erleichtert haben.

Cosmus war ohne frühere literarische Bildung; sein großer, derber Haus- und Weltsinn, bei einer ausgebreiteten Uebung in Geschäften, diente ihm statt aller andern Beihilfe. Selbst Vieles, was er für Literatur und Kunst gethan, scheint in dem großen Sinne des Handelsmanns geschehen zu seyn, der kostliche Waaren in Umlauf zu bringen, und das Beste davon selbst zu besitzen sich zur Ehre rechnet.

Bediente er sich nun der entstehenden bessern Architectur, um öffentlichen und Privatbedürfnissen auf eine vollständige und herrliche Weise genug zu thun, so hoffte seine tiefe Natur in der auslebenden Platonischen Philosophie den Aufschluß manches Räthsels, über welches er, im Laufe seines mehr thätigen als nachdenklichen Lebens, mit sich selbst nicht hatte einig werden können, und im Ganzen ward ihm das Glück, als Genosse einer

nach der höchsten Bildung strebenden Zeit, das Würdige zu kennen und zu nutzen, anstatt daß wohl Andere in ähnlichen Lagen das nur für würdig halten, was sie zu nutzen verstehen.

In Peter, seinem Sohn, der geistig und körperlich ein Bild der Unfähigkeit bei gutem Willen darstellt, sinkt das Glück und das Ansehen der Familie. Er ist ungeschickt genug, sich einzubilden zu lassen, daß er allein bestehen könne ohne die Welt um sich her auf eine oder die andere Weise zu bestechen. Er fordert auf Antrieb eines falschen Freundes die Darlehen, welche der Vater freiwillig selbst Wohlhabenden aufdrang, und wofür man sich kaum als Schuldner erkennen will, zurück, und entfernt alle Gemüther.

Die Partei seines Stammes, welche der bejahrte Cosmus selbst nicht mehr beherrschen konnte, wird noch weniger von ihm gebändigt; er muß sie gewähren lassen, und Florenz ist ihrer unerträglichen Raubsucht ausgesetzt.

Lorenz wird nun schon als Prinz erzogen. Er bereist die Höfe, und wird mit allem Weltwesen früh bekannt. Nach seines Vaters Tode erscheint er mit allen Vortheilen der Jugend an der Spitze einer Partei. Die Ermordung seines Bruders durch die Pazzi und seine eigene Lebensgefahr erhöhen das Interesse an ihm, und er gelangt stufenweise zu hohen Ehren und Einfluß. Seine Vaterstadt erduldet viel um seinetwillen von äußern Mächten, deren Haß auf seine Person gerichtet ist; dagegen wendet er große Gefahren durch Persönlichkeit von seinen Mitbürgern ab. Man möchte ihn einen bürgerlichen Helden nennen: ja man erwartet einmal, daß er sich als Heerführer zeigen werde; doch enthält er sich des Soldatenhandwerks mit sehr richtigem Sinne.

Durch die Vorsteher seiner auswärtigen Handelsverhältnisse bevorteilt und beschädigt, zieht er nach und nach seine Gelder zurück, und legt durch Ankauf größerer Landbesitzungen den Grund des fürstlichen Daseyns. Schon steht er mit den Großen seiner Zeit auf Einer Stufe des Ansehens und der Bedeutung. Er sieht seinen zweiten Sohn im dreizehnten Jahr als Cardinal auf dem Wege zum Päpstlichen Thron, und hat dadurch seinem Hause für alle Stürme künftiger Zeit Schutz und Wiederherstellung von Unglücksfällen zugesichert.

So wie er sich in körperlich-ritterlichen Übungen hervorthat, und an der Falkenjagd ergezte, so war er früh zu literarischen Neigungen und poetischen Versuchen gebildet. Seine zärtlichen enthusiastischen Gedichte haben weniger Auffallendes, weil sie nur an höhere Arbeiten dieser Art erinnern; aber unter seinen Scherzen giebt es Stücke, in denen man eine geistreiche Darstellung geselliger Laune und eine heitere Lebensleichtigkeit bewundert; wie er denn überhaupt im Verhältniß gegen Kinder und Freunde sich einem ausgelassenen lustigen Wesen hingeben konnte. Von Gelehrten, Philosophen, Dichtern häuslich umgeben, sieht man ihn sehr hoch über den dunkeln Zustand mancher seiner Zeitgenossen erhaben. Ja, man könnte eine der katholischen Kirche, dem Päpstthume drohende Veränderung mitten in Florenz vorahnem.

Diesem großen, schönen, heitern Leben setzt sich ein fratzhaftes, phantastisches Ungeheuer, der Mönch Savonarola, un dankbar, störrisch, furchterlich, entgegen, und trübt pfäffisch die in dem Mediceischen Hause erbliche Heiterkeit der Todesstunde.

Eben dieser unreine Enthusiast erschüttert nach Lorenzens Tode die Stadt, die dessen Sohn, der so unschuldige als unglückliche Peter, verlassen, und die großen Mediceischen Besitzthümer mit dem Rücken ansehen muß.

Hätte Lorenz länger leben, und eine fortschreitende stufenhafte Ausbildung des gegründeten Zustandes Statt haben können, so würde die Geschichte von Florenz eines der schönsten Phänomene darstellen; allein wir sollen wohl im Lauf der irdischen Dinge die Erfüllung des schönen Möglichen nur selten erleben.

Oder wäre Lorenzens zweiter Sohn Johann, nachmals Leo X., im Regemente seinem Vater gefolgt, so hätte wahrscheinlich alles ein anderes Ansehen gewonnen. Denn nur ein vorzüglicher Geist konnte die verworrenen Verhältnisse auffassen und die gefährlichen beherrschen; allein leider ward zum zweitenmal der Mediceischen Familie der Name Peter verderblich, als dieser Erstgeborene bald nach des Vaters Tod von der schwärmerisch aufgeregten Menge sich überwältigt, und mit so manchen schönen ahnherrlichen Besitzungen das aufgespeicherte Capital der Künste und Wissenschaften zerstreut sah.

Eine neueingerichtete, republicanische Regierung dauerte etwa sechzehn Jahre. Peter kehrte nie in seine Vaterstadt zurück, und die nach seinem Tode überbliebenen Glieder des Hauses Medicis hatten nach wieder erlangter Herrschaft mehr an ihre Sicherheit als an die Verherrlichung der Vaterstadt zu denken.

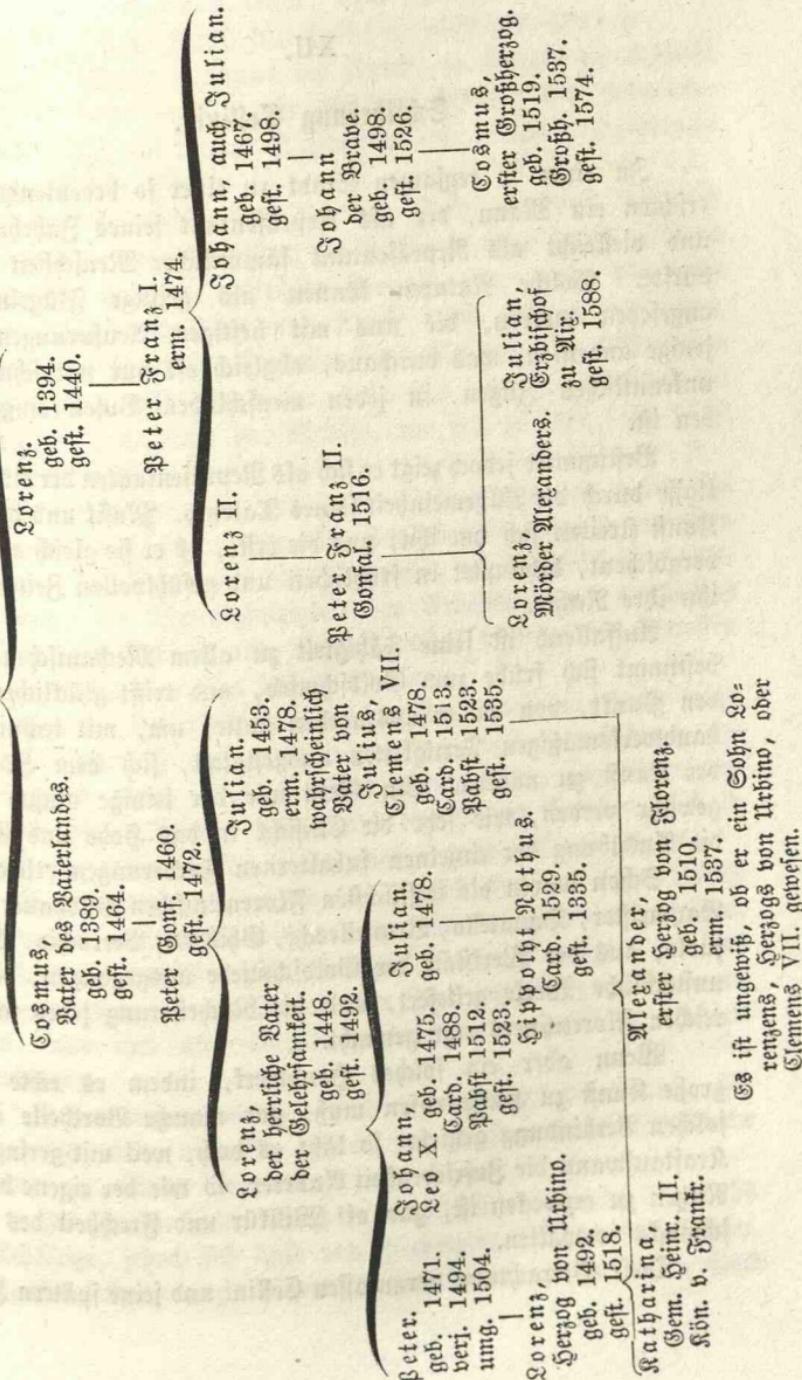
Entfernt nun die Erhöhung Leos X. zur päpstlichen Würde manchen bedeutenden Mann von Florenz, und schwächt auf mehr als Eine Weise die dort eingeleitete Thätigkeit aller Art, so wird doch durch ihn und seinen Nachfolger Clemens VII. die Herrschaft der Mediceer nach einigem abermaligen Glückswchsel entschieden.

Schließen sie sich ferner durch Heirath an das Oesterreichische, an das Französische Haus, so bleibt Cosmus, dem ersten Großherzog, wenig für die Sicherheit seines Regiments zu sorgen übrig; obgleich auch noch zu seiner Zeit manche Ausgewanderte von der Volkspartei in mehrern Städten Italiens einen ohnmächtigen Hass verkochten.

Und so wären wir denn zu den Zeiten gelangt, in denen wir unsren Cellini finden, dessen Charakter und Handlungsweise uns durchaus den Florentiner, im fertigen technischen Künstler sowohl als im schwer zu regierenden Parteigänger darstellt.

Kann sich der Leser nunmehr einen solchen Charakter eher vergegenwärtigen und erklären, so wird er diese flüchtig entworfene Schilderung Florentinischer Begebenheiten und Zustände mit Nachsicht aufnehmen.

## XI. Stammtafel des Hauses Međiciš.



## XII.

## Schilderung Cellinis.

In einer so regsamten Stadt zu einer so bedeutenden Zeit erschien ein Mann, der als Repräsentant seines Jahrhunderts und vielleicht als Repräsentant sämtlicher Menschheit gelten dürfte. Solche Naturen können als geistige Flügelmänner angesehen werden, die uns mit heftigen Aeußerungen dasjenige andeuten, was durchaus, obgleich oft nur mit schwachen, unkenntlichen Zügen, in jeden menschlichen Busen eingeschrieben ist.

Bestimmter jedoch zeigt er sich als Repräsentanten der Künstlerklasse durch die Allgemeinheit seines Talents. Musik und bildende Kunst streiten sich um ihn, und die erste, ob er sie gleich anfangs verabscheut, behauptet in fröhlichen und gefühlvollen Seiten über ihn ihre Rechte.

Auffallend ist seine Fähigkeit zu allem Mechanischen. Er bestimmt sich frühe zum Goldschmied, und trifft glücklicherweise den Punkt, von wo er auszugehen hatte, um, mit technischen, handwerksmäßigen Fertigkeiten ausgestattet, sich dem Höchsten der Kunst zu nähern. Ein Geist wie der seinige mußte bald gewahr werden, wie sehr die Einsicht in das Hohe und Ganze die Ausübung der einzelnen subalternen Forderungen erleichtert.

Schon waren die trefflichsten Florentinischen Bildhauer und Baumeister, Donatello, Brunelleschi, Ghiberti, Verrochio, Pollajuolo, aus der Werkstatt der Goldschmiede ausgegangen, hatten unsterbliche Werke geliefert, und die Nachreifung jedes talentreichen Florentiners rege gemacht.

Wenn aber ein solches Handwerk, indem es echte und große Kunst zu Hülfe rufen muß, gar manche Vortheile einer solchen Verbindung genießt so läßt es doch, weil mit geringerm Kraftaufwand die Zufriedenheit Anderer, so wie der eigene baare Nutzen zu erzielen ist, gar oft Willkür und Frechheit des Geschmacks vorwalten.

Diese Betrachtung veranlassen Cellini und seine späteren Zeit-

genossen: sie producirten leicht, ohne geregelte Kraft; man betrachtete die höhere Kunst als Helferin, nicht als Meisterin.

Cellini schätzte durchaus die Natur, er schätzte die Antiken und ahmte beide nach, mehr, wie es scheint, mit technischer Leichtigkeit als mit tiefem Nachdenken und ernstem, zusammenfassendem Kunstgefühl.

Jedes Handwerk nährt bei den Seinigen einen lebhaften Freiheitsfinn. Von Werkstatt zu Werkstatt, von Land zu Land zu wandern und das gültigste Zeugniß ohne große Umstände augenblicklich durch That und Arbeit selbst ablegen zu können, ist wohl ein reizendes Vorrecht für denjenigen, den Eigensinn und Ungeduld bald aus dieser, bald aus jener Lage treiben ehe er einsehen lernt, daß der Mensch, um frei zu sehn, sich selbst beherrschen müsse.

Zu damaliger Zeit genoß der Goldschmied vor vielen, ja man möchte wohl sagen, vor allen Handwerkern einen bedeutenden Vorzug. Die Kostbarkeit des Materials, die Reinlichkeit der Behandlung, die Mannigfaltigkeit der Arbeiten, das beständige Verkehr mit Großen und Reichen, alles versetzte die Genossen dieser Halbkunst in eine höhere Sphäre.

Aus der Heiterkeit eines solchen Zustandes mag denn wohl Cellinis guter Humor entspringen, den man durchgängig bemerk't, und wenn er gleich öfters getrübt wird, sogleich wieder zum Vorschein kommt, sobald nur das heftige Streben, sobald flammende Leidenschaften einigermaßen wieder Pause machen.

Auch konnte es ihm an Selbstgefälligkeit bei einem immer producibeln, brauchbaren und anwendbaren Talente nicht fehlen, um so weniger als er sich schon zur Manier hinneigte, wo das Subject, ohne sich um Natur oder Idee ängstlich zu bekümmern das, was ihm nun einmal geläufig ist, mit Bequemlichkeit ausführt.

Dessen ungeachtet war er doch keineswegs der Mann, sich zu beschränken, vielmehr reizten ihn günstige äußere Umstände immer an, höhere Arbeiten zu unternehmen.

In Italien hatte er sich innerhalb eines kleinen Maßstabs beschäftigt, jedoch sich bald von Zierrathen, Laubwerk, Blumen, Masken, Kindern zu höhern Gegenständen, ja zu einem Gott

Vater selbst erhoben, bei welchem er, wie man aus der Beschreibung wohl sieht, die Gestalten des Michel Angelo als Muster vor Augen hatte.

In Frankreich wurde er ins Größere geführt; er arbeitete Figuren von Gold und Silber, die letzten sogar in Lebensgröße, bis ihn endlich Phantasie und Talent antrieben, das ungeheure achtzig Fuß hohe Gerippe zum Modell eines Kolosses aufzurichten, woran der Kopf, allein ausgeführt, dem erstaunten Volke zum Wunder und Märchen ward.

Von solchen ausschweifenden Unternehmungen, wozu ihn der barbarische Sinn einer nördlicher gelegenen, damals nur einigermaßen cultivirten Nation verführte, ward er, als er nach Florenz zurückkehrte, gar bald abgerufen. Er zog sich wieder in das rechte Maß zusammen, wendete sich an den Marmor, vervollständigte aber von Erz eine Statue, welche das Glück hatte, auf dem Platze von Florenz, im Angesicht der Arbeiten des Michel Angelo und Bandinelli aufgestellt, neben jenen geschägt und diesen vorgezogen zu werden.

Bei dergleichen Aufgaben fand er sich nun durchaus geneigert, die Natur fleißig zu studiren: denn nach je größerem Maßstabe der Künstler arbeitet, desto unerlässlicher wird Gehalt und Fülle gefordert. Daher kann Cellini auch nicht verläugnen, daß er besonders die schöne weibliche Natur immer in seiner Nähe zu besitzen gesucht, und wir finden durchaus bald derbe, bald reizende Gestalten an seiner Seite. Wohlgebildete Mägde und Haushälterinnen bringen viel Anmut, aber auch manche Verwirrung in seine Wirthschaft, und eine Menge so abenteuerlicher als gefährlicher Romane entspringen aus diesem Verhältnisse.

Wenn nun von der einen Seite die Kunst so nahe mit roher Sinnlichkeit verwandt ist, so leitet sie auf der entgegen gesetzten ihre Jünger zu den höchsten, zartesten Gefühlen. Nicht leicht giebt es ein so hohes, heiteres, geistreiches Verhältniß als das zu Porzia Chigi, und kein sanfteres, liebenvolleres, leiseres als das zu der Tochter des Goldschmieds Raphael del Moro.

Bei dieser Empfänglichkeit für sinnliche und sittliche Schönheiten, bei einem fortdauernden Wohnen und Bleiben unter

allem was alte und neue Kunst Großes und Bedeutendes hervorgebracht, mußte die Schönheit männlicher Jugend mehr als alles auf ihn wirken. Und fürwahr, es sind die anmuthigsten Stellen seines Werks, wenn er hierüber seine Empfindungen ausdrückt. Haben uns denn wohl Poësie und Prosa viele so reizende Situationen dargestellt, als wir an dem Gastmahl finden, wo die Künstler sich mit ihren Mädchen, unter dem Vorſitz des Michel Angelo von Siena, vereinigen, und Cellini einen verkleideten Knaben hinzubringt? Aber auch hiervon ist die natürliche Folge, daß er sich dem Verdacht roher Sinnlichkeit aussetzt, und deshalb manche Gefahr erduldet.

Was uns jedoch aus seiner ganzen Geschichte am Lebhaftesten entgegenspringt, ist die entschieden ausgesprochene allgemeine Eigenschaft des Menschencharakters, die augenblickliche lebhafte Gegenwirkung, wenn sich irgend etwas dem Sehn oder dem Wollen entgegenstellt. Diese Reizbarkeit einer so gewaltigen Natur verursacht schreckliche Explosionen, und erregt alle Stürme, die seine Tage beunruhigen.

Durch den geringsten Anlaß zu heftigem Verdruß, zu unbeherrschlicher Wuth aufgeregt, verläßt er Stadt um Stadt, Reich um Reich, und die mindeste Verlezung seines Besitzes oder seiner Würde zieht eine blutige Rache nach sich.

Furchtbar ausgebreitet war diese Weise zu empfinden und zu handeln in einer Zeit, wo die rechtlichen Bande, kaum geknüpft, durch Umstände schon wieder loser geworden, und jeder tüchtige Mensch bei mancher Gelegenheit sich durch Selbsthilfe zu retten genöthigt war. So stand Mann gegen Mann, Bürger und Fremder gegen Gesetz und gegen dessen Pfleger und Diener. Die Kriege selbst erscheinen nur als große Duelle. Ja hat man nicht schon das unglückliche Verhältniß Karls V. und Franz I., das die ganze Welt beunruhigte, als einen ungeheuern Zweikampf angesehen?

Wie gewaltsam zeigt sich in solchen Fällen der Italiänische Charakter! Der Beleidigte, wenn er sich nicht augenblicklich rächt, verfällt in eine Art von Fieber, das ihn als eine physische Krankheit verfolgt bis er sich durch das Blut seines Gegners geheilt hat. Ja wenig fehlt, daß Papst und Cardinale Einem,

der sich auf diese Weise geholfen, zu seiner Genesung Glück wünschen.

In solchen Zeiten eines allgemeinen Kampfes tritt eine so technisch gewandte Natur zuversichtlich hervor, bereit mit Degen und Dolch, mit der Büchse so wie mit der Kanone sich zu verteidigen und Andern zu schaden. Jede Reise ist Krieg, und jeder Reisender ein gewaffneter Abenteurer.

Wie aber die menschliche Natur sich immer ganz herzustellen und darzustellen genötigt ist, so erscheint in diesen wüsten, sinnlichen Welträumen an unserm Helden so wie an seinen Umgebungen ein sittliches und religiöses Streben, das erste im größten Widerspruch mit der leidenschaftlichen Natur, das andere zu Beruhigung in verdienten und unverdienten unausweichlichen Leiden.

Unserm Helden schwiebt das Bild sittlicher Vollkommenheit, als ein unerreichbares, beständig vor Augen. Wie er die äußere Achtung von Andern fordert, eben so verlangt er die innere von sich selbst, um so lebhafter, als er durch die Beichte auf die Stufen der Lässlichkeit menschlicher Fehler und Laster immer aufmerksam erhalten wird. Sehr merkwürdig ist es, wie er in der Besonnenheit, mit welcher er sein Leben schreibt, sich durchgehends zu rechtfertigen sucht, und seine Handlungen mit den Maßstäben der äußern Sitte, des Gewissens, des bürgerlichen Gesetzes und der Religion auszugleichen denkt.

Nicht weniger treibt ihn die Glaubenslehre seiner Kirche, so wie die drang- und ahnungsvolle Zeit zu dem Wunderbaren. Anfangs beruhigt er sich in seiner Gefangenschaft, weil er sich durch ein Ehrenwort gebunden glaubt, dann befreit er sich auf die künftlichste und kühnste Weise; zuletzt, da er sich hilflos eingekerkert sieht, kehrt alle Thätigkeit in das Innere seiner Natur zurück. Empfindung, Leidenschaft, Erinnerung, Einbildungskraft, Kunstsinn, Sittlichkeit, Religiosität wirken Tag und Nacht in einer ungeduldigen, zwischen Verzweiflung und Hoffnung schwankenden Bewegung, und bringen, bei großen körperlichen Leiden, die seltsamsten Erscheinungen einer innern Welt hervor. Hier begeben sich Visionen, geistig sinnliche Gegenwartnen treten auf, wie man sie nur von einem andern

Heiligen oder Auserwählten damaliger Zeit andächtig hätte rühmen können.

Ueberhaupt erscheint die Gewalt, sich innere Bilder zu wirklich gewissen Gegenständen zu realisiren, mehrmals in ihrer völligen Stärke, und tritt manchmal sehr anmuthig an die Stelle gehinderter Kunstausübung. Wie er sich zum Beispiel gegen die ihm als Vision erscheinende Sonne völlig als ein plastischer Metallarbeiter verhält.

Bei einem festen Glauben an ein unmittelbares Verhältniß zu einer göttlichen und geistigen Welt, in welchem wir das Künstige vorauszuempfinden hoffen dürfen, mußte er die Wunderzeichen verehren, in denen das sonst so stumme Weltall bei Schicksalen außerordentlicher Menschen seine Theilnahme zu äußern scheint. Ja, damit ihm nichts abgehe, was den Gottbegabten und Gottgeliebten bezeichnet, so legte er den Nimbus, der bei aufgehender Sonne einem Wanderer um den Schatten seines Hauptes auf feuchten Wiesen sichtbar wird, mit demütigem Stolz als ein gnädiges Denkmal der glänzenden Gegenwart jener göttlichen Personen aus, die er von Angesicht zu Angesicht in feliger Wirklichkeit glaubte geschaut zu haben.

Aber nicht allein mit den obren Mächten bringt ihn sein wunderbares Geschick in Verhältniß: Leidenschaft und Uebermuth haben ihn auch mit den Geistern der Hölle in Berührung gesetzt.

Bauberei, so hoch sie verpönt seyn möchte, blieb immer für abenteuerlich gesinnte Menschen ein höchst reizender Versuch, zu dem man sich leicht durch den allgemeinen Volksglauben verleiten ließ. Wodurch sich es auch die Berge von Norcia, zwischen dem Sabinerlande und dem Herzogthum Spoleto, von alten Zeiten her verdienen mochten, noch heut zu Tage heißen sie die Sibyllenberge. Ältere Romanschreiber bedienten sich dieses Locals, um ihre Helden durch die wunderlichsten Ereignisse durchzuführen, und vermehrten den Glauben an solche Baubergestalten, deren erste Linien die Sage gezogen hatte. Ein Italiänisches Märchen, Guerino Meschino, und ein altes Französisches Werk erzählen seltsame Begebenheiten, durch welche sich neugierige Reisende in jener Gegend überrascht gefunden, und Meister Cecco

von Ascoli, der wegen nekromantischer Schriften im Jahr 1327 zu Florenz verbrannt worden, erhält sich durch den Anteil, den Chronist, Schreiber, Maler und Dichter an ihm genommen, noch immer in frischem Andenken. Auf jenes Gebirg nun ist der Wunsch unseres Helden gerichtet, als ihm ein Sicilianischer Geistlicher Schätze und andere glückliche Ereignisse im Namen der Geister verspricht.

Raum sollte man glauben, daß, aus solchen phantastischen Regionen zurückkehrend, ein Mann sich wieder so gut ins Leben finden würde; allein er bewegt sich mit großer Leichtigkeit zwischen mehrern Welten. Seine Aufmerksamkeit ist auf alles Bedeutende und Würdige gerichtet, was zu seiner Zeit hervortritt, und seine Verehrung aller Talente nimmt uns für ihn ein.

Mit so viel Parteilichkeit er diesen oder jenen schelten kann, so klar und unbefangen nimmt dieser leidenschaftlich-selbstische Mann an allem Theil, was sich ihm als außerordentliche Gabe oder Geschicklichkeit aufdringt; und so beurtheilt er Verdienste in verschiedenen Fächern mit treffender Schärfe.

Auf diesem Wege erwirbt er sich nach und nach, obgleich nur zum Gebrauch für Augenblicke, den gefaßten Anstand eines Weltmanns; wie er sich denn gegen Päpste, Kaiser, Könige und Fürsten auf das Beste zu betragen weiß.

Der Versuch, sich bei Hofe zu erhalten, will ihm desto weniger gelingen, wobei er, besonders in ältern Tagen, mehr durch Mißtrauen und Grillen als durch seine Eigenheiten, die er in solchen Verhältnissen ausübt, den Obern lästig wird, und bequemern, obgleich an Talent und Charakter viel geringern Menschen den Platz einräumen muß.

Auch als Redner und Dichter erscheint er vortheilhaft. Seine Vertheidigung vor dem Gouverneur von Rom, als er sich wegen entwendeter Juwelen angeklagt sieht, ist eines Meisters werth; und seine Gedichte, obgleich ohne sonderliches poetisches Verdienst, haben durchaus Mark und Sinn. Schade, daß uns nicht mehrere aufbehalten worden, damit wir einen Charakter, dessen Andenken sich so vollständig erhalten hat, auch durch solche Neußerungen genauer kennen lernen!

So wie er nun in Absicht auf bildende Kunst wohl unstreitig

dadurch den größten Vortheil gewann, daß er in dem unschätzlichen Florentinischen Kunstkreise geboren worden, so konnte er als Florentiner, ohne eben auf Sprache und Schreibart zu studiren, vor vielen Andern zu der Fähigkeit gelangen, durch die Feder seinem Leben und seiner Kunst fast mehr als durch Grabstichel und Meißel dauerhafte Denkmale zu setzen.

## XIII.

## Letzte Lebensjahre.

Nach diesem Ueberblick seines Charakters, den wir seiner Lebensbeschreibung verdanken, welche sich bis 1562 erstreckt, wird wohl gefordert werden können, daß wir erzählen, was ihm in acht Jahren, die er nachher noch gelebt, begegnet sey, in denen ihm, wenn er auch mit der äußern Welt mehr in Frieden stand, doch noch manches innere wunderbare Abenteuer zu schaffen machte.

Wir haben, bei seinem ungebändigten Naturwesen, durchaus einen Hinblick auf moralische Forderungen, eine Ehrfurcht für sittliche Grundsätze wahrgenommen; wir konnten bemerken, daß sich sein Geist in Zeiten der Noth zu religiösen Ideen, zu einem gründlichen Vertrauen auf Theilnahme und Einwirkung einer waltenden Gottheit erhob. Da sich nun eine solche Sinnesweise bei zunehmendem Alter zu reinigen, zu verstärken und den Menschen ausschließlicher zu beherrschen pflegt, so stand es seiner heftigen und drangvollen Natur wohl an, daß er, um jenes Geistige, wornach er sich sehnte, recht gewiß und vollständig zu besitzen, endlich den zerstreuten und gefährlichen Laienstand verließ, und in geistlicher Beschränkung Glück und Ruhe zu finden trachtete. Er nahm auch wirklich die Tonsur an, wodurch er den Entschluß, seine Leidenschaften völlig zu bändigen und sich höhern Regionen anzunähern, entschieden genug an den Tag legte.

Allein die allgemeine Natur, die von jeher stärker in ihm als eine jede besondere Richtung und Bildung geherrscht, nötigte ihn gar bald zu einem Rückschritt in die Welt.

Bei seinem mannigfaltigen lebhaften Verhältniß zu dem

andern Geschlecht, woraus er uns in seiner Geschichte kein Geheimniß macht, finden wir doch nur ein einzimal erwähnt, daß er einen ernsten Vorsatz gefaßt habe, sich zu verheirathen.

Ferner gedenkt er im Vorbeigehen zweier natürlicher Kinder, wovon das eine in Frankreich bleibt und sich verliert, das andere ihm auf eine ungeschickte Weise durch einen gewaltsamen Tod entrissen wird.

Nun aber, in einem Alter von mehr als sechzig Jahren, wird es ihm erst klar, daß es läblich sey, eheliche Kinder um sich zu sehen; also bald thut er auf seine geistlichen Grade Verzicht, heirathet und hinterläßt, da er 1570 stirbt, zwei Töchter und einen Sohn, von denen wir keine weitere Nachricht gefunden.

Jedoch existirte ein geschickter, geistreicher, gutgelaunter, wohlhabender Schuster kurz vor der Revolution in Florenz, der den Namen Cellini führte und wegen seiner trefflichen Arbeit von allen Elegants höchst geschägt wurde.

Cellinis Leichenbegängniß zeugt von der Achtung, in der er als Bürger und Künstler stand.

Von seinem letzten Willen ist auch eine kurze Notiz zu uns gekommen.

#### XIV.

#### Hinterlassene Werke.

##### 1.

##### Goldschmiedearbeit.

Von seinen getriebenen Arbeiten in Gold und Silber mag wenig übrig geblieben seyn, wenigstens wüßten wir keine mit Gewißheit anzugeben. Vielleicht ist auch noch gar in diesen letzten Zeiten Manches, was sich hie und da befunden, vermünzt worden.

Uebrigens war sein Ruf so groß, daß ein jedes Kunststück dieser Art ihm von den Aufsehern der Kloster- und Familienhäuser gewöhnlich zugeschrieben wurde. Auch noch neuerlich kündigte man einen Harnisch von vergoldetem Eisen an, der

aus seiner Werkstatt ausgegangen seyn soll. (Journal de Francfort No. 259. 1802.)

Indessen findet sich in Albertollis drittem Bande, auf der zwanzigsten Tafel, der Kopf eines zum Opfer geschmückten Widders, an welchem die thierische Natur, das strenge Fell, die frischen Blätter, das gewundene Horn, die geknüpfte Binde mit einer zwar modernen, jedoch bedeutenden, kräftigen, geistreichen, geschmackvollen Methode sowohl im Ganzen dargestellt als im Einzelnen ausgeführt.

Man wird sich dabei des Einhornkopfes erinnern, den Cellini als Vase des großen Hornes, das der Papst dem König in Frankreich zu schenken gedachte, vorschlug.

In dem Jahre 1815 erfuhren wir durch einen aufmerksamen reisenden Kunstsiebhaber, daß jenes goldene Salzfäß, welches in Cellinis Leben eine so große Rolle gespielt, noch vorhanden sey, und zwar zu Wien im achten Zimmer des untern Belvederes, nebst andern Schätzen, welche von dem Schloße Ambras dahin versetzt worden, glücklich aufbewahrt werde.

Sehr wohlgerathene Zeichnungen dieses wundersamen Kunstwerkes, welches den Charakter des Künstlers vollkommen ausspricht, befinden sich auf der großherzoglichen Bibliothek zu Weimar. Man hat die runden Figuren von zwei Seiten genommen, um ihre Stellungen deutlicher zu machen, besonders aber auch um die unendlichen, bis ins Kleinsten ausgesührten Nebenwerke dem Beschauer vors Gesicht zu bringen. Ebenso verfuhr man mit den halberhobenen Arbeiten der ovalen Vase, welche erst im Zusammenhang mit dem Aufsatz, sodann aber flach und streifenweise vorgestellt sind.

So viel bekannt, war dieses Werk für Franz I. bestimmt, und kam als Geschenk Karls IX. an den Erzherzog Ferdinand von Österreich, und wurde nebst andern unübersehbaren Schätzen auf dem Schloß Ambras bis auf die neuesten Zeiten bewahrt. Nun können Kunstsiebende sich glücklich schätzen, daß dieses Werk, welches die Verdienste und Seltsamkeiten des sechzehnten Jahrhunderts in sich schließt, vollkommen erhalten und jedem zugänglich ist.

## 2.

## Plastische Arbeiten.

Größere Arbeiten hingegen, wo er sich in der Sculptur als Meister bewiesen, sind noch übrig und bestätigen das Gute, das er von sich selbst, vielleicht manchmal allzu lebhaft, gedacht haben mag.

An seinem Perseus, der in der Loge auf dem Markte zu Florenz steht, lässt sich Manches erinnern, wenn man ihn mit den höhern Kunstwerken, welche uns die Alten hinterlassen, vergleicht; doch bleibt er immer das beste Werk seiner Zeit, und ist den Werken des Bandinelli und Ammanati vorzuziehen.

Ein Crucifix von weißem Marmor in Lebensgröße, auf einem schwarzen Kreuze, ist das letzte bedeutende Werk, dessen Cellini in seiner Lebensbeschreibung erwähnt. Es war ein Eigenthum des Großherzogs Cosmus, der es eine Zeit lang in seiner Garderobe aufbewahren ließ; wo es sich aber gegenwärtig befindet, lässt sich nicht mit Gewissheit angeben.

Diejenigen, welche die Merkwürdigkeiten des Escorial beschreiben, behaupten, daß es dort aufbewahrt werde; und wirklich zeigt man den Reisenden daselbst ein solches Crucifix von vortrefflicher Arbeit.

Anton de la Puente meldet in seiner Reisebeschreibung durch Spanien, daß in einem Durchgange hinter dem Sitz des Priors und dem Portal der Kirche ein Altar gesehen werde, worauf ein Crucifix von Marmor stehe. Die Figur, sagt er, ist in Lebensgröße, und vortrefflich von Benvenuto Cellini gearbeitet. Der Großherzog von Toscana hat es dem Könige Philipp II. zum Geschenk gesandt. Der Name des Künstlers ist auf dem Kreuz bezeichnet, nämlich: Benvenutus Cellinus, civis Florentinus faciebat. 1562.

Ferner bemerkt Pater Siguenza als ein wunderbares Ereigniß, daß in eben demselben Jahre der Ort zum Bau bestimmt, und mit dem Bau des Escorials der Anfang gemacht worden, und daß in eben denselben Monaten Cellini sein Werk angefangen habe. Er setzt hinzu, daß es von dem Orte

der Ausschiffung auf den Schultern bis nach dem Escorial getragen worden.

Ueberdies nimmt Paul Mini in seinem Discorso sopra la nobilità di Firenze 1593 als bekannt an, daß Spanien ein bewundernswertes Crucifix von unserm Verfasser besitze.

Gegen diese Nachrichten streiten aber die Herausgeber der oft angeführten Tractate über Goldschmiedekunst und Sculptur, indem sie behaupten, daß Cellinis Crucifix, welches erst für die kleine Kirche im Palaste Pitti bestimmt gewesen, nachher in die unterirdische Capelle der Kirche St. Lorenz gebracht worden, wo es sich auch noch zu ihrer Zeit (1731) befindet.

Die neuesten Nachrichten aus Florenz melden, es sey ein solches Crucifix aus gedachter unterirdischer Capelle auf Befehl des letzten Großherzogs vor wenigen Jahren in die Kirche St. Lorenz gebracht worden, wo es gegenwärtig auf dem Hauptaltar aufgerichtet stehe. Es sey wesentlich von dem Spanischen verschieden, und keins als eine Copie des andern anzusehen.

Das Spanische sey durchaus mit sich selbst übereinstimmender, nach einer höhern Idee geformt. Der sterbende oder vielmehr gestorbene Christus trage dort das Gepräge einer höhern Natur, der Florentinische hingegen sey viel menschlicher gebildet. Der ganze Körper zeige sichtbare Spuren des vorhergegangenen Leidens, doch sey der Kopf voll Ausdruck einer schönen Ruhe. Arme, Brust und Leib bis zur Hüfte sind sorgsam gearbeitet, eine etwas düftige, aber wahre Natur. Schenkel und Beine erinnern an gemeine Wirklichkeit.

Ueber den Künstler, der es verfertigt, ist man in Florenz selbst nicht einig. Die meisten schreiben es dem Michel Angelo zu, dem es gar nicht angehören kann, einige dem Johann von Bologna, wenige dem Benvenuto.

Vielleicht läßt sich künstig durch Vergleichung mit dem Petrus, einer heinre gleichzeitigen Arbeit unseres Künstlers, eine Auflösung dieser Zweifel finden.

Ein von ihm zum Ganymed restaurirter vortrefflicher Apoll befand sich zu Florenz, an welchem freilich die neuen ins Mannerite und Bielfache sich neigenden Theile von der edeln Einfalt des alten Werks merklich abweichen.

Das Brustschild in Bronze von Cosmus I. steht wahrscheinlich auch noch zu Florenz, dessen sehr gezielter Harnisch als ein Beispiel der großen Liebhaberei unseres Künstlers zu Laubwerk, Masken, Schnörkeln und dergleichen angeführt werden kann.

Die halberhobene Nymphe in Bronze, welche er für eine Pforte in Fontainebleau gearbeitet, ist zur Revolutionszeit abgenommen worden, und stand vor einigen Jahren in Paris, zwar unter seinem Namen, doch an einem Orte, wohin nur wenige Fremde gelangten, in dem letzten Theile der Galerie des Museums, welche zunächst an den Palast der Tuilerien stößt; die Decke war zum Theil eingebrochen und sollte erst gebaut werden, daher auch die freie Ansicht des Basreliefs durch altes Bauholz und dergleichen gehindert war.

Die beiden Victorien, welche in den Gehren über der Nymphe an dem Thor zu Fontainebleau angebracht waren, standen in dem Vorrath des Französischen Museums bei den Augustinern ohne daß dort der Name des Meisters bekannt war.

Ein von ihm durch ein Stück getriebener Goldarbeit restaurirter Camee, ein zweispänniges Fuhrwerk vorstellend, fand sich in der Gemmensammlung zu Florenz.

### 3.

#### Zeichnungen.

Eine Zeichnung des goldenen Salzfasses, das in der Lebensbeschreibung eine so wichtige Rolle spielt, war in der Florentinischen Zeichnungssammlung zu finden.

Mehrere von ihm angefangene Bildhauerarbeiten, so wie eine Anzahl großer und kleiner Modelle, wovon das Verzeichniß noch vorhanden, sind schon früher zerstreut worden und verloren gegangen.

## XV.

## Hinterlassene Schriften.

## 1.

## Lebensbeschreibung.

Indem wir zu bewundern Ursache haben, daß eine allgemeinere Ausbildung, als gewöhnlich dem Künstler zu Theil zu werden pflegt, aus einer so gewaltsamen Natur durch Uebung eines mannigfaltigen Talents hervorgegangen, so bleibt uns nicht unbemerkt, daß Cellini seinen Nachruhm fast mehr seinen Schriften als seinen Werken zu verdanken habe. Seine Lebensbeschreibung, ob sie gleich beinahe zweihundert Jahre im Manuscript verweilte, ward von seinen Landsleuten höchst geschätzt, und im Original, wovon er den Anfang selbst geschrieben, das Ende aber dictirt hatte, so wie in vielfältigen Abschriften aufbewahrt.

Und gewiß ist dieses Werk, das der Deutsche Herausgeber genugsam kennt, um es völlig zu schätzen, das er aber nicht nach seiner Ueberzeugung preisen darf, weil man ihm Parteilichkeit vorwerfen könnte, ein sehr schätzbares Document, worin sich ein bedeutendes und gleichsam unbegränztes Individuum und in demselben der gleichzeitige sonderbare Zustand vor Augen legt.

Unter den fremden Nationen, die sich um dieses Werk bekümmerten, ging die Englische voran. Ihrer Liebe zu biographischen Nachrichten, ihrer Neigung, seltsame Schicksale merkwürdiger, talentreicher Menschen zu kennen, verdankt man, wie es scheint, die erste, und, so viel ich weiß, einzige Ausgabe der Cellinischen Lebensbeschreibung. Sie ist, unter dem Schild eines geheuchelten Druckorts, Köln, ohne Jahrzahl, wahrscheinlich in Florenz um 1730 herausgekommen. Sie ward einem angesehenen und reichen Engländer, Richard Boyle, zugeschrieben, und dadurch seinen Landsleuten, mehr aber noch durch eine Uebersetzung des Thomas Nugent, welche in London 1771 herauskam, bekannt.

Dieser Uebersetzer bedient sich einer bequemen und gefälligen Schreibart, doch besitzt er nicht Ort- und Sachkenntniß genug, um schwierige Stellen zu entziffern. Er gleitet vielmehr gewöhnlich darüber hin. Wie er denn auch, zu Schonung mancher Leser, das Derbe, Charakteristische meistens verschwächt und abrundet.

Von einer ältern Deutschen Uebersetzung hat man mir erzählt, ohne sie vorweisen zu können. Lessing soll sich auch mit dem Gedanken einer solchen Unternehmung beschäftigt haben; doch ist mir von einem ernstern Vorſatz nichts Näheres bekannt geworden.

Dumouriez sagt in seiner Lebensbeschreibung, daß er das Leben Cellinis im Jahr 1777 übersetzt, aber niemals Zeit gehabt habe, seine Arbeit herauszugeben. Leider scheint es, nach seinen Ausdrücken, daß das Manuscript verloren gegangen, wodurch wir des Vortheils entbehren, zu sehen, wie ein geistreicher Franzose in seiner Sprache die Originalität des Cellini behandelt habe.

## 2.

## Zwei Abhandlungen.

Die Tractate von der Goldschmiede- und Bildhauerkunst, von denen wir oben einen Auszug gegeben, wurden von ihm 1565 geschrieben, und 1568, also noch bei seinen Lebzeiten, gedruckt. Als nun im vergangenen Jahrhundert sein Leben zum erstenmal herauskam, gedachte man auch jener Tractate wieder, und veranstaltete, da die erste Ausgabe längst vergriffen war, eine neue, Florenz 1731, wobei sich eine lehrreiche Vorrede befindet, welche wir bei unsren Arbeiten zu nutzen gesucht haben.

## 3.

## Kleine Aussähe.

Ein Mann, der mit so entschiedenem Hange zur Reflexion von sich selbst in einer Lebensbeschreibung, von seinem Handwerk in einigen Tractaten Rechenschaft gegeben, mußte sich zuletzt

gedrungen fühlen, auch die Regeln seiner Kunst, insofern er sie einsehen gelernt, den Nachkommen zu überliefern. Hierin hatte er Leonhard da Vinci zum Vorgänger, dessen fragmentarischer Tractat im Manuscript circulirte, und hoch verehrt ward.

Je unzufriedener man mit der Methode ist, durch die man gebildet worden, desto lebhafter entsteht in uns der Wunsch, einer Folgewelt den nach unserer Einsicht bessern Weg zu zeigen.

Cellini unternahm auch wirklich ein solches Werk, das aber bald ins Stocken gerieth, und als Fragment zu uns gekommen ist. Es enthält eine Anleitung, wie man sich das Skelett bekannt machen soll, mit so vieler Liebe zum Gegenstand geschrieben, daß der Leser den Knochenbau von unten heraus entstehen und wachsen sieht bis endlich das Haupt, als der Gipfel des Ganzen, sich hervorthut.

Wir haben diese wenigen Blätter unsern Lesern in der Uebersetzung vorlegen wollen, damit diejenigen, die dem Verfasser günstig sind, ihn auch in dem sonderbaren Zustand erblicken, wo er sich gern als Theoretiker zeigen möchte.

Wie wenig seine leidenschaftliche, nur aufs Gegenwärtige gerichtete Natur ein dogmatisches Talent zuläßt, erscheint so auffallend als begreiflich, und wie er sich aus dem didaktischen Schritt durch diesen und jenen Nebengedanken, durch freundschaftliche oder feindselige Gesinnungen ablenken läßt, giebt zu heitern Betrachtungen Anlaß.

Ein Gleiches gilt von dem Aufsatze über den Rangstreit der Malerei und Sculptur; wie denn beide kleinen Schriften manches Merkwürdige und Belehrende enthalten.

## 4.

## Poetische Versuche.

Die beschränkte Form der Sonette, Terzinen und Stanzen, durch die Natur der Italiänischen Sprache höchst begünstigt, war allen Köpfen der damaligen Zeit durch fleißiges Lesen früherer Meisterwerke und fortdauernden Gebrauch des Verseprunks bei jeder Gelegenheit dergestalt eingeprägt, daß Jeder, auch ohne

Dichter zu sehn, ein Gedicht hervorzu bringen, und sich an die lange Reihe, die sich von den Gipfeln der Poesie bis in die prosaischen Ebenen erstreckte, mit einem Zutrauen anzuschließen wagte durste.

Verschiedene Sonette und andere kleine poetische Versuche sind seiner Lebensbeschreibung theils vorgesetzt, theils eingewebt, und man erkennt darin durchaus den ernsten, tiefen, nachsinnenden, weder mit sich noch der Welt völlig zufriedenen Mann. Wenige findet der Leser durch Gefälligkeit eines Kunstdreundes übersetzt, andere sind weggeblieben, so wie ein langes sogenanntes Capitolo in Terzinen zum Lobe des Kerkers. Es verdient im Original gelesen zu werden, ob es gleich die auf eine Uebersetzung zu verwendende Mühe nicht zu lohnen schien. Es enthält die Umstände seiner Gefangenschaft, welche dem Leser schon bekannt geworden, auf eine bizarre Weise dargestellt, ohne daß dadurch eine neue Ansicht der Gegebenheiten oder des Charakters entstehen kann.

## 5.

## Ungedruckte Papiere und Nachrichten.

Verschiedene seiner Landsleute bewahrten sorgfältig andere Manuskripte, davon sich in Florenz noch manches, besonders in der Bibliothek Riccardi, finden soll. Vorzüglich werden einige Haushaltungs- und Rechnungsbücher geschäzt, welche über die Lebensweise jener Zeiten besondere Aufschlüsse geben. Vielleicht bemüht sich darum einmal ein Deutscher Reisender, aufgefordert durch das Interesse, daß denn auch wohl endlich unsere Nation an einem so bedeutenden Menschen, und durch ihn aufs Neue an seinem Jahrhundert nehmen möchte.

## XVI.

## Ueber die Grundsätze, nach welchen man das Zeichnen erlernen soll.

Unter andern wundersamen Kunstfertigkeiten, welche in dieser unserer Stadt Florenz ausgeübt worden, und worin sie nicht

allein die Alten erreicht, sondern gar übertrffen hat, kann man die edelsten Künste der Sculptur, Malerei und Baukunst nennen, wie sich künftig an seinem Ort wird beweisen lassen.

Aber weil mein Hauptvorsatz ist, über die Kunst, ihre wahren Grundsätze, und wie man sie erlernen soll, zu reden, ein Vorhaben, welches auszuführen meine Vorfahren große Neigung gehabt, sich aber nicht entschließen können, einem so nützlichen und gefälligen Unternehmen den Anfang zu geben, so will ich, obgleich der geringere von so vielen und vortrefflichen Geistern, damit ein solcher Nutzen den Lebenden nicht entgehe, auf die beste Weise, wie die Natur mir es reichen wird, dieses Geschäft übernehmen, und mit aller Anstrengung, doch so faßlich als es sich nur thun läßt, diesen ruhmwerthen Vorsatz durchzuführen suchen.

Es ist wahr, daß Manche zu Anfang eines solchen Unternehmens eine große Abhandlung zur Einleitung schreiben würden, weil so eine ungeheure Maschine zu bewegen man sehr viele Instrumente nöthig hat. Solche große Vorbereitungen erregen jedoch mehr Ueberdruß als Vergnügen, und deshalb wollen wir den Weg einschlagen, der uns besser dünkt, daß wir von den Künsten reden, welche andern zum Grunde liegen, und so nach und nach eine jede in Thätigkeit setzen, wie sie eingreift. Auf diese Weise wird man alles in einem bessern Zusammenhang im Gedächtniß behalten. Deshalb wir auch ohne Weiteres mit Bedacht zu Werke gehen.

Ihr Fürsten und Herren, die ihr euch an solchen Künsten vergnügt, ihr vortrefflichen Meister und ihr Jünglinge, die ihr euch noch erst unterrichten wollt, wißt für gewiß, daß das schönste Thier, das die Natur hervorgebracht, der Mensch sey, daß das Haupt sein schönster Theil und der schönste und wundersamste Theil des Hauptes das Auge sey.

Will nun jemand eben deshalb die Augen nachahmen, so muß er darauf weit größere Kunst verwenden als auf andere Theile des Körpers. Deshalb scheint mir die Gewohnheit, die man bis auf den heutigen Tag beibehält, sehr unschicklich, daß Meister ihren armen zarten Knaben gleich zu Anfang ein menschliches Auge zu zeichnen und nachzuahmen geben. Dasselbe ist

mir in meiner Jugend begegnet, und ich denke, es wird Andern auch so gegangen seyn.

Aus oben angeführten Ursachen halte ich aber für gewiß, daß diese Art keineswegs gut sey, und daß man weit schicklicher und zweckmäßiger leichtere und zugleich nützlichere Gegenstände den Schülern vorlegen könne.

Wollten jedoch einige stöfische Pedanten oder irgend ein Sudler gegen mich rechten und anführen, daß ein guter Fechtmeister seinen Schülern zu Anfang die schwersten Waffen in die Hände giebt, damit ihnen die gewöhnlichen desto leichter scheinen, so könnte ich gar Vieles dagegen auf das Schönste versezen; allein das wäre doch in den Wind gesprochen, und ich, der ich ein Liebhaber von Resultaten bin, begnüge mich, ihnen mit diesen Worten den Weg verrannt zu haben, und wende mich zu meiner leichtern und nützlicheren Methode.

Weil nun das Wichtigste eines solchen Talentes immer die Darstellung des nackten Mannes und Weibes bleibt, so muß Derjenige, der so etwas gut machen, und die Gestalten gegenwärtig haben will, auf den Grund des Nackten gehen, welches die Knochen sind. Hast du dieses Gebäude gut im Gedächtniß, so wirst du weder bei nackten noch bekleideten Figuren einen Irrthum begehen, welches viel gesagt ist. Ich behaupte nicht, daß du dadurch mehr oder minder Anmuth deinen Figuren verschaffst; es ist hier die Rede, sie ohne Fehler zu machen, und dieses, kann ich dich versichern, wirst du auf meinem Weg erreichen.

Nun betrachte, ob es nicht leichter sey, einen Knochen zum Anfang zu zeichnen als ein Auge?

Hierbei verlange ich, daß du zuerst den Hauptknochen des Beines zeichnest; denn wenn man einen solchen dem Schüler von dem zartesten Alter vorlegt, so wird er einen Stab zu zeichnen glauben. Fürwahr, in den edelsten Künsten ist es von der größten Wichtigkeit, wenn man sie überwinden und beherrschen will, daß man Muth fasse, und kein Kind wird so kleinmüthig seyn, das ein solches beinernes Stäbchen, wo nicht auf das erste-, doch auf das zweitemal nachzuahmen sich verspräche, wie solches bei einem Auge nicht der Fall seyn würde. Alsdann

wirst du die kleine Röhre, welche wohl über die Hälfte dünner ist als die große, mit dem Hauptknochen gehörig zusammenfügen, und also nachzeichnen lassen. Ueber diese beiden sethest du den Schenkelknochen, welcher einzeln und stärker ist, als die beiden vorhergehenden.

Dann fügst du die Kniestiebe zwischenein und lässest den Schüler diese vier Knochen sich recht ins Gedächtniß fassen, indem er sie von allen Seiten zeichnet, sowohl von vorn und hinten als von den beiden Profilen. Sodann wirst du ihnen die Knochen des Fußes nach und nach erklären, welche der Schüler, von welchem Alter er sey, zählen und ins Gedächtniß prägen muß.

Daraus wird sich ergeben, daß wenn sich jemand die Knochen des ganzen Beines bekannt gemacht, ehe er an den Kopf kommt, ihm alle andern Knochen leicht scheinen werden, und so wird er nach und nach das schöne Instrument zusammen setzen lernen, worauf die ganze Wichtigkeit unserer Kunst beruht.

Laß nachher den Schüler einen der schönen Hüftknochen zeichnen, welche wie ein Becken geformt sind, und sich genau mit dem Schenkelknochen verbinden, da wo dessen Ende gleich einer Kugel an einen Stab befestigt ist. Dagegen hat der Beckenknochen eine wohl eingerichtete Vertiefung, in welcher der Schenkelknochen sich nach allen Seiten bewegen kann, wobei die Natur gesorgt hat, daß er nicht über gewisse Gränzen hinausschreite, in welchen sie ihn mit Sehnen und andern schönen Einrichtungen zurückhält.

Ist nun dieses gezeichnet und dem Gedächtniß wohl eingedrückt, so kommt die Reihe an einen sehr schönen Knochen, welcher zwischen den beiden Hüftknochen befestigt ist. Er hat acht Deffnungen, durch welche die Meisterin Natur mit Sehnen und andern Vorrichtungen das ganze Knochenwerk zusammenhält. Am Ende von gedachtem Bein ist der Schluß des Rückgrates, welcher als ein Schwänzchen erscheint, wie er es denn auch wirklich ist.

Dieses Schwänzchen wendet sich in unsfern warmen Gegenden nach innen; aber in den kältesten Gegenden, weit hinten im Norden, wird es durch die Kälte nach außen gezogen, und ich

habe es vier Finger breit bei einer Menschenart gesehen, die sich Iberni nennen, und als Monstra erscheinen; es verhält sich aber damit nicht anders, als wie ich gesagt habe.

Sodann läßtest du den wunderbaren Rückgrat folgen, der über gedachtem heiligen Bein aus vierundzwanzig Knochen besteht. Sechzehn zählt man bis dahin, wo die Schultern anfangen, und acht bis zur Verbindung mit dem Haupte, welchen Theil man den Nacken nennt. Der letzte Knochen hat eine runde Vertiefung, in welcher der Kopf sich trefflich bewegt.

Von diesem Knochen mußt du einige mit Vergnügen zeichnen, denn sie sind sehr schön; sie haben eine große Deffnung, durch welche der Strang des Rückenmarks durchgeht.

An dieses Knochenwerk des Rückens schließen sich vierundzwanzig Rippen, zwölf auf jeder Seite, so daß man das Zimmerwerk einer Galeere zu sehen glaubt. Dieses Rippentwesen mußt du oft zeichnen, und dir wohl von allen Seiten bekannt machen. Du wirst finden, daß sie sich am sechsten Knochen, vom heiligen Bein an gerechnet, anzusetzen anfangen. Die vier ersten stehen frei. Von diesen sind die beiden ersten klein und ganz knöchern: die erste ist klein, die zweite größer, die dritte hat ein klein Stückchen Knorpel an der Spitze, die vierte aber ein größeres, die fünfte ist auch noch nicht mit dem Brustknochen verbunden, wie die übrigen sieben. Dieser Knochen ist porös wie ein Bimsstein, und macht einen Theil des ganzen Rippentwerks aus.

Einige dieser sieben Rippen haben den dritten, einige den vierten Theil Knorpel, und dieser Knorpel ist nichts anderes als ein zarter Knochen ohne Mark. Auf alle Weise läßt er sich mehr einem Knochen als einer Sehne vergleichen: denn der Knochen ist zerbrechlich, der Knorpel auch, die Sehne aber nicht.

Nun verstehst du wohl! Wenn du dieses Rippentwesen gut im Gedächtniß hast, und dazu kommst, Fleisch und Haut darüber zu ziehen, so wisse, daß die fünf untersten freien Rippen, wenn sich der Körper dreht oder vor- und rückwärts biegt, unter der Haut viele schöne Erhöhungen und Vertiefungen zeigen, welches eben die schönen Dinge sind, welche an dem Körper des Menschen unfern des Nabels erscheinen.

Diejenigen, welche nun diese Knochen nicht gut im Gedächtniß haben, wie mir einige einbildische Maler, ja Schmierer vorgekommen sind, die sich auf ihr Gedächtnißlein verlassen, und ohne ander Studium als schlechter und oberflächlicher Anfänge zur Arbeit rennen, nichts Gutes verrichten, und sich dergestalt gewöhnen, daß sie, wenn sie auch wollten, nichts Tüchtiges leisten können: mit diesem Handwerkswesen, wobei sie noch der Geiz bethört, schaden sie denen, die auf dem guten Wege der Studien sind, und machen den Fürsten Schande, die, indem sie sich von solcher Behendigkeit bethören lassen, der Welt zeigen, daß sie nichts verstehen. Die trefflichen Bildhauer und Maler versetzen ihre Arbeiten für viele hundert Jahre, zum Ruhme der Fürsten und zur größten Zierde ihrer Städte. Da solche Werke nun ein so langes Leben haben sollen, so erwarte nicht, mächtiger und würdiger Fürst, daß man sie geschwind vollbringe. Die gute Arbeit braucht vielleicht nur zwei oder drei Jahre mehr als die schlechte. Nun bedenke, ob sie nicht, da sie so viele Jahre leben soll, diesen Aufschub verdient.

Habe ich mich nun ein wenig von meinem Hauptzwecke entfernt, so lehre ich gleich dahin wieder zurück.

Über diesem Rippenbau befinden sich noch zwei Knochen außer der Ordnung, die sich beide auf den Brustknochen auflegen, und, mit einiger Wendung, sich mit den Schulterknochen verbinden. Du brauchst sie nicht besonders zu zeichnen wie mehrere der andern, sondern zugleich mit dem Rippenkasten mußt du dir sie wohl in das Gedächtniß eindrücken: es sind dieses die Schlüsselbeine.

Diejenigen Knochen, mit welchen sie sich hinterwärts verbinden, haben die Form zweier Schaufeln. Es sind sehr schöne Knochen, die, weil sie gewisse Erhöhungen haben, unter der Haut erscheinen, und daher von deinem Schüler anstatt des Auges zu zeichnen sind. Es kommt viel darauf an, daß er sie recht kenne. Denn wenn ein Arm einige Gewalt brauchen will, so macht dieser Knochen verschiedene schöne Bewegungen, welche der, der es versteht, auf dem Rücken wohl erkennen kann, weil sich diese Knochen sehr von den Muskeln auszeichnen. Man nennt sie Schulterblätter.

An diesen sind die Armknochen befestigt, welche den Beinen ähnlich, obgleich viel kleiner, sind. Wenn du dich mit diesen beschäftigst, so brauchst du es gerade nicht auf eben die Art zu thun, wie du es mit den Füßen gehalten hast. Denn wenn du in der Ordnung, wie ich dir angezeigt habe, bis zu den Armen gelangt bist, so kannst du diese alsdann gewiß, zugleich mit der Hand, zeichnen, welches eine künstliche und schöne Sache ist. Auch diese Theile mußt du genugsam, nach allen Seiten hin, zeichnen, und zwar sowohl die rechte als die linke.

Bist du so weit gelangt, so kannst du dich gleichsam zum Vergnügen an dem wundersamen Knochen des Schädelns versuchen, den du alsdann, wenn du fleißig und anhaltend die untern Theile studirt hast, mit Ernst vornehmen magst.

Hast du ihn nun von irgend einer Seite gezeichnet, und deine Arbeit gefällt dir, so mußt du suchen, ihn mit den untern Theilen zu verbinden und dieses von allen Seiten und in allen Wendungen thun. Denn wer die Knochen des Schädelns nicht gut in Gedanken hat, der wird keinen Kopf, er sey, von welcher Art er wolle, mit einiger Unmuth ausführen können.

Das Beste wäre, daß du während der Zeit, wenn du das menschliche Knochengerüste zeichnest, nichts weiter vornähmest, um dein Gedächtniß nicht zu beschweren. Nun mußt du noch dieses wissen, daß du auch das Maß aller dieser Theile dir bekannt zu machen hast, auf daß du mit mehr Sicherheit Sehnen und Muskeln darüber ziehen kannst, womit die göttliche Natur mit so vieler Kunst das schöne Instrument verbindet.

Wenn du nun diese Knochen messen willst, so mußt du sie so aufstellen, als wenn es ein lebendiger Mensch wäre, zum Beispiel der Fuß muß sich in seiner Pfanne befinden, welche Richtung er auch nehme.

Den Körper kannst du daher kühnlich zurecht rücken, daß er auf zwei Beinen stehe, und den Kopf ein wenig zur Seite wenden. Auch kannst du dem Arm einige Handlung geben.

Nachher magst du das Gerippe, hoch oder niedrig, sitzen lassen und ihm verschiedene Wendungen und Bewegungen geben. Dadurch wirst du dir ein wundersames Fundament bereiten, das

dir die großen Schwierigkeiten unserer göttlichen Kunst erleichtern wird.

Damit ich dir ein Beispiel zeige und den größten Meister anführe, so betrachte die Werke des Michel Agnolo Buonarotti, dessen hohe Weise, die von allen andern und von Allem, was man bisher gesehen, so sehr verschieden ist, nur darum so wohl gefallen hat, weil er das Gefüge der Knochen genau betrachtete. Dich hievon zu überzeugen, betrachte alle seine Werke, sowohl der Sculptur als Malerei, wo die an ihrem Ort wohlbezeichneten Muskeln ihm kaum so viel Ehre machen als die sichere Andeutung der Knochen und ihres Uebergangs zu den Sehnen, wodurch das künstliche Gebäude des Menschen erst entschieden Gestalt, Maß und Verbindung erhält.

## XVII.

### Ueber den Rangstreit der Sculptur und Malerei.

Man zeichnet mit verschiedenen Materien und auf verschiedene Weise, mit Kohle, Bleiweiß und der Feder. Die Zeichnungen mit der Feder werden gearbeitet, indem man eine Linie mit der andern durchschneidet und mehr Linien aufsetzt, wo man die Schatten verstärken will; soll er schwächer seyn, so lässt man es bei weniger Linien bewenden, und für die Lichter bleibt das Papier ganz weiß. Gedachte Art ist sehr schwer, und nur wenige Künstler haben sie vollkommen zu behandeln gewußt. Auf diesem Wege sind die Kupferstiche erfunden worden, in welchen sich Albrecht Dürer als ein wahrhaft bewundernswürdiger Meister bewiesen hat, sowohl durch die Lebhaftigkeit und Feinheit der Zeichnung als durch die Bartheit des Stichs.

Man zeichnet auch noch auf andere Weise, indem man, nach vollendetem Umriss mit der Feder, den Pinsel nimmt und mit mehr oder weniger in Wasser aufgelöster und verdünnter Tusche nach Bedürfniß hellern und dunklern Schatten anbringt. Diese Art nennt man Aquarell.

Ferner färbt man mit verschiedenen Farben das Papier, und bedient sich der schwarzen Kreide, den Schatten, und des

Bleiweißes, das Licht anzugeben. Dieses Weiß wird auch gerieben, mit etwas Arabischem Gummi vermischt und in Stäbchen, so stark als eine Feder, zu gedachtem Zwecke gebraucht.

Ferner zeichnet man mit Rothstein und schwarzer Kreide. Mit diesen Steinen wird die Zeichnung überaus angenehm, und besser als auf die vorige Weise. Alle guten Zeichner bedienen sich derselben, wenn sie etwas nach dem Leben abbilden; denn wenn sie mit gutem Bedacht Arm oder Fuß auf diese oder jene Weise gestellt haben, und sie ihn nachher anders zu bewegen gedenken, höher oder niedriger, vor oder zurück, so können sie es leicht thun, weil sich mit ein wenig Brotkrume die Striche leicht wegwischen lassen, und deswegen wird diese Weise für die beste gehalten.

Da ich nun von der Zeichnung rede, so sage ich nach meinem Dafürhalten, die wahre Zeichnung sey nichts anders als der Schatten des Runden, und so kann man sagen, daß das Runde der Vater der Zeichnung sey; die Malerei aber ist eine Zeichnung, mit Farben gefärbt, wie sie uns die Natur zeigt.

Man malt auf zweierlei Weise, einmal daß man die sämmtlichen Farben nachahmt, wie wir sie in der Natur vorfinden; sodann daß man nur das Helle und Dunkle ausdrückt, welche letztere Art in unsfern Zeiten in Rom wieder aufgebracht worden, von Polidoro und Maturino, außerordentlichen Zeichnern, welche unter der Regierung Leos, Hadrians und Clemens unendliche Werke darin ververtigt haben, ohne sich mit den Farben abzugeben.

Indem ich nun aber zu der Art, wie man zeichnet, zurückkehre und besonders meine Beobachtungen über die Verkürzung mittheilen will, so erzähle ich, daß, wenn wir, mehrere Künstler zusammen studirten, ließen wir einen Mann von guter Gestalt und frischem Alter in einer geweißten Kammer, entweder sitzend oder stehend, verschiedene Stellungen machen, wobei man die schwersten Verkürzungen beobachten konnte. Dann setzten wir ein Licht an die Rückseite, weder zu hoch noch zu tief, noch zu weit entfernt von der Figur, und befestigten es sobald es uns den wahren Schatten zeigte. Dieser wurde denn alsbald umgezogen, und man zeichnete die wenigen Linien, die man im

Schatten nicht hatte sehen können, in den Umriss hinein, als die Falten am Arm, die von der Biegung des Ellbogens herkommen, und so an andern Theilen des Körpers.

Dieses ist die wahre Art zu zeichnen, durch die man ein trefflicher Maler wird, wie es unserm außerordentlichen Michel Agnolo Buonarotti gelungen ist, der, wie ich überzeugt bin, aus keiner andern Ursache in der Malerei so viel geleistet hat als weil er der vollkommenste Bildhauer war und in dieser Kunst mehr Kenntnisse hatte, als Niemand anders zu unsren Zeiten.

Und welch ein größeres Lob kann man einer schönen Malerei geben, als wenn man sagt, sie trete dergestalt hervor, daß sie als erhoben erscheine. Daraus lernen wir, daß das Runde und Erhobene als der Vater der Malerei, einer angenehmen und reizenden Tochter, angesehen werden müsse.

Der Maler stellt nur eine der acht vornehmsten Ansichten dar, welche der Bildhauer sämmtlich leisten muß. Daher wenn dieser eine Figur, besonders eine nackte, ververtigen will, nimmt er Erde oder Wachs und stellt die Theile nach und nach auf, indem er von den vordern Ansichten anfängt. Da findet er nun Manches zu überlegen, die Glieder zu erhöhen und zu erniedrigen, vorwärts und rückwärts zu wenden und zu biegen. Ist er nun mit der vordern Ansicht zufrieden und betrachtet die Figur auch von der Seite, als einer der vier Hauptansichten, so findet er oft, daß sie weniger gefällig erscheint; deswegen er die erste Ansicht, die er bei sich schon festgesetzt hatte, wieder verderben muß, um sie mit der zweiten in Uebereinstimmung zu setzen. Und es begegnet wohl, daß ihm jede Seite neue Schwierigkeiten entgegentrete. Ja, man kann sagen, daß es nicht etwa nur acht, sondern mehr als vierzig Ansichten giebt: denn wie er nur seine Figur im Geringsten wendet, so zeigt sich eine Muskel entweder zu sehr oder zu wenig, und es kommen die größten Verschiedenheiten vor. Daher muß der Künstler von der Anmut der ersten Ansicht gar Manches aufopfern, um die Uebereinstimmung rings um die ganze Figur zu leisten; welche Schwierigkeit so groß ist, daß man niemals eine Figur gesehen hat, welche sich gleich gut von allen Seiten ausnähme.

Will man aber die Schwierigkeit der Bildhauerkunst sich

recht vorstellen, so kann man die Arbeiten des Michel Agnolo zum Maßstabe nehmen. Denn wenn er ein lebensgroßes Modell mit aller gehörigen Sorgfalt, die er bei seinen Arbeiten zu beobachten pflegte, vornahm, so endigte er es gewöhnlich in sieben Tagen. Zwar habe ich ihn auch manchmal ein solches nacktes Modell von Morgens bis auf den Abend mit allem gehörigen Kunstsleiß vollenden sehen; dieses leistete er manchmal, wenn ihn unter der Arbeit ein wundersamer wüthender Paroxysmus überfiel. Wir können daher im Allgemeinen sieben Tage annehmen. Wollte er aber eine solche Statue in Marmor ausführen, so brauchte er sechs Monate, wie man öfters beobachtet hat.

Auch könnte die Zahl der Werke, welche Michel Agnolo gemacht, zum Beweis der Schwierigkeit der Bildhauerkunst dienen: denn für Eine Figur in Marmor brachte er hundert gemalte zu Stande, und bloß deswegen, weil die Malerei nicht an der Schwierigkeit so vieler Ansichten haftet. Wir dürfen daher wohl schließen, daß die Schwierigkeit der Bildhauerei nicht bloß von der Materie herkomme, sondern die Ursache in den größern Studien liege, die man machen, und in den vielen Regeln, die man beobachten muß, um etwas Bedeutendes zu leisten, welches bei der Malerei nicht der Fall ist. Daher glaube ich mit aller Bescheidenheit behaupten zu können, daß die Bildhauerkunst der Malerei weit vorzuziehen sey.

Da mich nun aber diese Meinung noch auf eine andere führt, die einen verwandten Gegenstand betrifft, so halte ich für schädlich, auch dieselbe hier vorzutragen.

Ich bin nämlich überzeugt, daß diejenigen Künstler, welche durch Uebung der Bildhauerkunst den menschlichen Körper mit seinen Proportionen und Maßen am Besten verstehen, auch die bessern Architekten seyn werden, vorausgesetzt, daß sie die andern Studien dieser nöthigen und trefflichen Kunst nicht versäumt haben. Denn nicht allein haben die Gebäude einen Bezug auf den menschlichen Körper, sondern die Proportion und das Maß der Säulen und anderer Zierrathen haben daher ihren Ursprung, und wer eine Statue mit ihren übereinstimmenden Maßen und Theilen zu machen versteht, dem wird es auch in der Baukunst

gelingen, weil er gewohnt ist, große Schwierigkeiten zu überwinden und mit besonderm Fleiß zu arbeiten; daher er denn auch ein besonderes Urtheil sich über die Gebäude erwerben wird.

Dadurch will ich aber nicht behaupten, daß nur der treffliche Bildhauer ein guter Baumeister seyn könne: denn Bramante, Raphael und viele andere Maler haben auch mit großem Sinn und vieler Anmuth sich in der Baukunst bewiesen; doch sind sie nicht zu der Höhe gelangt, auf welcher sich unser Buonarotti gezeigt hat, welches nur daher kam, weil er besser als jeder Andere eine Statue zu machen verstand. Deswegen finden wir so viel Zierlichkeit und Anmuth in seinen architektonischen Werken, daß unsere Augen sich an ihrem Anschauen niemals genug sättigen können. Dieses habe ich nicht sowohl um des Streites der Bildhauerkunst und der Malerei willen hier anführen wollen, sondern weil es Viele giebt, denen nur ein kleines Lichtchen in der Zeichenkunst geschiene und die, als völlige Idioten, sich unterstehen, Werke der Baukunst zu unternehmen. Dieß begegnete dem Meister Terzo, einem Ferraresischen Krämer, der mit einer gewissen Neigung zur Baukunst und mit Hülfe einiger Bücher, die davon handelten, welche er fleißig las, mehrere bedeutende Männer überredete und viele Gebäude aufführte. Ja, er ward so kühn, daß er sein erstes Gewerb verließ und sich der Baukunst ganz ergab. Er pflegte zu sagen, die vollkommensten Meister dieser Kunst seyen Bramante und Anton da San Gallo gewesen; außer diesen nehme er es mit jedem auf. Dadurch erworb er sich den Spitznamen Terzo (der dritte).

Wußte denn der Mann nicht, daß Brunelleschi der erste gewesen, der die Baukunst nach so vielen Jahren wieder aufgeweckt, nachdem sie unter den Händen barbarischer Handwerker völlig erloschen! Wohl haben sich nachher Bramante, Anton da San Gallo und Balthasar Peruzzi hervorgehan; aber zuletzt ist sie auf den höchsten Grad der Vortrefflichkeit durch Michel Agnolo gelangt, welcher, da er die lebhafteste Kraft der Zeichnung durch das Mittel der Bildhauerkunst erlangt, vieles an dem Tempel von St. Peter in Rom veränderte, was jene angegeben hatten, wobei er sich nach dem allgemeinen Urtheil den guten Regeln der Architectur mehr angenähert.

Uebrigens behalte ich mir vor, ein andermal mehr hierüber zu sprechen, da ich denn auch die Perspective abhandeln und nächst dem, was ich aus mir selbst mitzutheilen denke, auch unzählige Bemerkungen des Leonhard da Vinci, die ich aus einer schönen Schrift desselben gezogen, überliefern werde.

Daher will ich nicht länger säumen und dasjenige, was ich bisher gesagt habe, denen übergeben, die mit größern und bessern Gründen ohne Leidenschaft diese Dinge abzuhandeln werden im Stande seyn.

---

# Rameaus Nefse.

Ein Dialog von Diderot.

Aus dem Manuscript übersetzt.

Vertumnis, quotquot sunt, natus inquis.  
HORAT. *Serm. Lib. II. Sat. VII. v. 14.*

Es mag schön oder häßlich Wetter seyn, meine Gewohnheit bleibt auf jeden Fall um fünf Uhr Abends im Palais Royal spazieren zu gehen. Mich sieht man immer allein, nachdenklich auf der Bank d'Argenson. Ich unterhalte mich mit mir selbst von Politik, von Liebe, von Geschmack oder Philosophie, und überlasse meinen Geist seiner ganzen Leichtfertigkeit. Mag er doch die erste Idee verfolgen, die sich zeigt, sie sey weise oder thöricht! So sieht man in der Allée de Foi unsere jungen Liederlichen einer Courtisane auf den Fersen folgen, die mit unverschämtem Wesen, lachendem Gesicht, lebhaften Augen, stumpfer Nase dahingeht; aber gleich verlassen sie diese um eine andere, necken sie sämmtlich und binden sich an keine. Meine Gedanken sind meine Dirnen.

Wenn es gar zu kalt oder regnicht ist, flüchte ich mich in den Café de la Régence und sehe zu meiner Unterhaltung den Schachspielern zu. Paris ist der Ort in der Welt, und der Café de la Régence der Ort in Paris, wo man das Spiel am Besten spielt. Da, bei Rey, versuchen sich gegen einander der profunde Légal, der subtile Philidor, der gründliche Mayot. Da sieht man die bedeutendsten Züge, da hört man die gemeinsten Reden. Denn kann man schon ein geistreicher Mann und ein großer Schachspieler zugleich seyn, wie Légal, so kann man auch ein großer Schachspieler und albern zugleich seyn, wie Foubert und Mayot.

Eines Nachmittags war ich dort, beobachtete viel, sprach wenig und hörte so wenig als möglich, als eine der wunderlichsten Personnagen zu mir trat, die nur jemals dieses Land hervorbrachte, wo es doch Gott an vergleichen nicht fehlen ließ.

Es ist eine Zusammensetzung von Hochsinn und Niederträchtigkeit, von Menschenverstand und Unsinn; die Begriffe vom Ehrbaren und Unehrbarren müssen ganz wunderbar in seinem Kopf durch einander gehen: denn er zeigt, was ihm die Natur an guten Eigenschaften gegeben hat, ohne Prahlerei, und was sie ihm an schlechten gab, ohne Scham. Uebrigens ist er von einem festen Körperbau, einer außerordentlichen Einbildungskraft und einer ungewöhnlichen Lungenstärke. Wenn ihr ihm jemals begegnet, und seine Originalität hält euch nicht fest, so verstopft ihr eure Ohren gewiß mit den Fingern oder ihr entflieht. Gott, was für schreckliche Lungen!

Und nichts gleicht ihm weniger als er selbst. Manchmal ist er mager und zusammengefallen, wie ein Kranker auf der letzten Stufe der Schwindfucht: man würde seine Zähne durch seine Backen zählen; man sollte glauben, er habe mehrere Tage nichts gegessen oder er käme aus la Trappe. Den nächsten Monat ist er feist und völlig, als hätte er die Tafel eines Financiers nicht verlassen, oder als hätte man ihn bei den Bernhardinern in die Kost gegeben. Heute, mit schmutziger Wäsche, mit zerrissenen Hosen, in Lumpen gekleidet und fast ohne Schuhe geht er mit gebeugtem Haupte, entzieht sich den Begegnenden: man möchte ihn anrufen, ihm Almosen zu geben. Morgen, gepudert, haussirt, frisirt, wohl angezogen, trägt er den Kopf hoch: er zeigt sich und ihr würdet ihn beinahe für einen ordentlichen Menschen halten.

So lebt er von Tag zu Tag, traurig oder heiter, nach den Umständen. Seine erste Sorge des Morgens, wenn er aufsteht, ist sich zu bekümmern, wo er zu Mittag speisen wird. Nach Tische denkt er auf eine Gelegenheit zum Nachtessen, und auch die Nacht bringt ihm neue Sorgen. Bald erreicht er zu Fuß ein kleines Dachstübchen, seine Wohnung, wenn nicht die Wirthin, ungeduldig, den Miethzins länger zu entbehren, ihm den Schlüssel schon abgefördert hat. Bald wirft er sich in eine Schenke der Vorstadt, wo er den Tag zwischen einem Stück Brot und Krug Bier erwartet. Hat er denn auch die sechs Sous Schlafgeld nicht in der Tasche, was ihm wohl manchmal begegnet, so wendet er sich an einen Miethkutscher, seinen Freund, oder an den Kutschler

eines großen Herrn, der ihm ein Lager auf Stroh neben seinen Pferden vergönnt. Morgens hat er denn noch einen Theil seiner Matraze in den Haaren. Ist die Jahreszeit gelind, so spaziert er die ganze Nacht auf dem Cours oder den Elyseischen Feldern hin und wieder; mit dem Tag erscheint er sogleich in der Stadt, gekleidet von gestern für heute, und von heute manchmal für den Ueberrest der Woche.

Dergleichen Originale kann ich nicht schätzen; andere machen sie zu ihren nächsten Bekannten, sogar zu Freunden. Des Jahrs können sie mich einmal festhalten, wenn ich ihnen begegne, weil ihr Charakter von den gewöhnlichen absticht und sie die lästige Einförmigkeit unterbrechen, die wir durch unsere Erziehung, unsere gesellschaftlichen Conventionen, unsere hergebrachten Unständigkeiten eingeführt haben. Kommt ein solcher in eine Gesellschaft, so ist er ein Kümmerchen Sauerteig, das das Ganze hebt, und jedem einen Theil seiner natürlichen Individualität zurückgibt. Er schüttelt, er bewegt, bringt Lob oder Tadel zur Sprache, treibt die Wahrheit hervor, macht rechtlche Leute kenntlich, entlarvt die Schelme, und da horcht ein Vernünftiger zu und sondert seine Leute.

Diesen kannt ich seit langer Zeit; er kam öfters in ein Haus, wo ihm sein Talent den Eingang verschafft hatte. Die Leute hatten eine einzige Tochter. Er schwur dem Vater und der Mutter, daß er ihre Tochter heirathen würde. Diese zuckten die Achseln, lachten ihm ins Gesicht und versicherten ihm, er sei närrisch. Doch sah ich den Augenblick kommen, wo die Sache gemacht war. Er verlangte von mir einige Thaler, die ich ihm gab. Er hatte sich, ich weiß nicht wie, in einigen Häusern eingeschlichen, wo sein Couvert bereit stand; aber man hatte ihm die Bedingung gemacht, er solle niemals ohne Erlaubniß reden. Da schwieg er nun und aß vor Bosheit: es war lustig, ihn in diesem Zwang zu sehen. Sobald er es wagte, den Tractat zu brechen und den Mund aufzuthun, sogleich beim ersten Wort riefen alle Gäste: O Rameau! Dann funkelte die Wuth in seinen Augen, und er fiel mit neuer Gewalt über das Essen her.

Ihr wart neugierig, den Namen des Mannes zu wissen; da habt ihr ihn. Es ist der Better des berühmten Tonkünstlers

der uns von Lullis Kirchengesang gerettet hat, den wir seit hundert Jahren psalmodiren, ein Wetter des Mannes, der so viel unverständliche Visionen und apokalyptische Wahrheiten über die Theorie der Musik schrieb, wovon weder er noch sonst irgend ein Mensch jemals etwas verstanden hat, in dessen Opern man Harmonie findet, einzelne Brocken guten Gesangs, unzusammenhängende Ideen, Lärm, Aufflügen, Triumphen, Lanzen, Glorien, Murmeln und Victorien, daß den Sängern der Athem ausgehen möchte; des Mannes, der, nachdem er den Florentiner begraben hat, durch Italiänische Virtuosen wird begraben werden, wie er vorausfühlte, und deshalb mißmuthig, traurig und ärgerlich ward; denn Niemand hat hösere Laune, nicht einmal eine hübsche Frau, die Morgens eine Blatter auf der Nase gewahr wird, als ein Autor, der sich bedroht sieht, seinen Ruf zu überleben, wie Marivaux und Crebillon, der Sohn, beweisen.

Er tritt zu mir: Ach, mein Herr Philosoph, treff ich Euch auch einmal! Was macht Ihr denn hier unter den Augenichtsen? verliert Ihr auch Eure Zeit mit Holzschieben? (So nennt man aus Verachtung das Schach- oder Damenspiel.)

Ich. Nein, aber wenn ich nichts Besseres zu thun habe, so ist's eine augenblickliche Unterhaltung, denen zuzusehen, die gut schieben.

Er. Also eine seltene Unterhaltung. Nehmt Légal und Philidor aus, die übrigen verstehen nichts.

Ich. Und Herr de Bussi, was sagt Ihr zu dem?

Er. Der ist als Schachspieler was Demoiselle Clairon als Schauspielerin ist; beide wissen von diesen Spielen alles, was man davon lernen kann.

Ich. Ihr seyd schwer zu befriedigen. Ich merke, nur den vorzüglichsten Menschen laßt Ihr Gnade widerfahren.

Er. Ja im Schach- und Damenspiel, in der Poesie, Redekunst, Musik und andern solchen Possen. Wozu soll die Mittelmäßigkeit in diesen Fällen?

Ich. Beinahe geb ich Euch Recht. Aber doch müssen sich viele auf diese Künste legen, damit der Mann von Genie hervortrete. Er ist dann der Eine in der Menge. Aber lassen wir das gut sehn! Seit einer Ewigkeit habe ich Euch nicht gesehen.

Ich denke niemals an Euch, wenn ich Euch nicht sehe. Aber es freut mich jedesmal, wenn ich Euch wiederfinde. Was habt Ihr gemacht?

Er. Das, was Ihr, ich und alle die Andern machen, Gutes, Böses und Nichts. Dann hab ich Hunger gehabt und gegessen, wenn sich dazu Gelegenheit fand. Ferner habt ich Durst und manchmal hab ich getrunken; indessen ist mir der Bart gewachsen, und da hab ich mich rasieren lassen.

Ich. Daran habt Ihr übel gethan: denn der Bart nur fehlt Euch zum Weisen.

Er. Freilich, meine Stirn ist groß und runzelig, mein Auge blitzt, die Nase springt vor, meine Wangen sind breit, meine Augenbrauen breit und dicht, der Mund wohl gespalten, die Lippen umgeschlagen, und das Gesicht vierrecht. Wüßt Ihr wohl, dieses ungeheure Kinn, wär es von einem langen Barte bedeckt, es würde sich in Erz oder Marmor recht gut ausnehmen.

Ich. Neben Cäsar, Marc Aurel, Sokrates.

Er. Nein, ich stünde lieber zwischen Diogenes und Phryne. Unverschämt bin ich wie der eine, und die andere besuch ich gern.

Ich. Ihr befindet Euch immer wohl?

Er. Ja, gewöhnlich; aber heute nicht besonders.

Ich. Und wie? mit Euerm Silenenbauch, mit einem Gesicht —

Er. Einem Gesicht, das man für die Rückseite nehmen könnte. Wüßt Ihr, daß böse Laune, die meinen Onkel ausdorrt, wahrscheinlich seinen Neffen fett macht?

Ich. A propos! den Onkel, seht Ihr ihn manchmal?

Er. Ja, manchmal auf der Straße vorbeigehen.

Ich. Thut er Euch denn nichts Gutes?

Er. Thut er jemand Gutes, so weiß er gewiß nichts davon. Es ist ein Philosoph in seiner Art; er denkt nur an sich, und die übrige Welt ist ihm wie ein Blasebalgsnagel. Seine Tochter und Frau können sterben, wenn sie wollen; nur daß ja die Glocken im Kirchspiegel, mit denen man ihnen zu Grabe läutet, hübsch die Duodecime und Septdecime nachklingen, so ist alles recht. Er ist ein glücklicher Mann! und besonders weiß ich an Leuten von Genie zu schätzen, daß sie nur zu Einer Sache gut sind, darüber hinaus zu nichts. Sie wissen nicht, was es heißt,

Bürger, Väter, Mütter, Vettern und Freunde zu sehn. Unter uns, man sollte ihnen durchaus gleichen, aber nur nicht wünschen, daß der Same zu gemein würde. Menschen muß es geben, Menschen von Genie nicht. Nein, wahrhaftig nicht! Sie sind, die unsere Welt umgestalten, und nun ist im Einzelnen die Thorheit so allgemein und mächtig, daß man sie nicht ohne Händel verdrängt. Da macht sichs nun zum Theil, wie sichs die Herren eingebildet haben, zum Theil bleibt's wie es war. Daher kommen die zwei Evangelien, des Harlekins Rock! . . . Nein! die Weisheit des Mönchs im Rabelais, das ist die wahre Weisheit für unsere Ruhe und für die Ruhe der andern. Seine Schuldigkeit thun, so gut es gehen will, vom Herrn Prior immer Gutes reden und die Welt gehen lassen wie sie Lust hat: sie geht ja gut; denn die Menge ist damit zufrieden. Wüßt ich Geschichte, so wollt ich Euch zeigen, das Uebel hierunter ist immer von genialischen Menschen hergekommen; aber ich weiß keine Geschichte, weil ich nichts weiß. Der Teufel hole mich, wenn ich jemals was gelernt habe, und ich befind' mich nicht schlechter deshalb. Ich war eines Tags an der Tafel eines königlichen Ministers, der Verstand für ein Dutzend hat. Er zeigte uns klar, so klar, wie zweimal zwei vier ist, daß nichts den Völkern nützlicher sey als die Lüge, nichts aber schädlicher als die Wahrheit. Ich befinne mich nicht mehr auf seine Beweise, aber es folgte sonnenklar daraus, daß die Leute von Genie ganz abscheulich sind, und daß man ein Kind, wenn es bei seiner Geburt ein Charakterzeichen dieses gefährlichen Naturgeschenks an der Stirn trüge, sogleich ersticken oder ins Wasser werfen sollte.

Ih. Und doch, diese Personen, die vom Genie so übel sprechen, behaupten alle Genie zu haben.

Er. Im Stillen schreibt sichs wohl ein jeder zu; aber ich glaube doch nicht, daß sie sich unterstünden, es zu bekennen.

Ih. Das geschieht aus Bescheidenheit. Und also habt Ihr einen schrecklichen Haß gegen das Genie gefaßt?

Er. Für mein ganzes Leben.

Ih. Aber ich erinnere mich wohl der Zeit, da Ihr in Verzweiflung wart, nur ein gemeiner Mensch zu sehn. Ihr könnt nie glücklich werden, wenn Euch das Eine wie das Andere

quält. Man sollte seine Partei ergreifen und daran festhalten. Wenn ich Euch auch zugebe, daß die genialischen Menschen gewöhnlich ein wenig sonderbar sind, oder, wie das Sprichwort sagt, kein großer Geist sich findet ohne einen Gran von Narrheit, so läßt man die Genies doch nicht fahren. Man wird die Jahrhunderte verachten, die keine hervorgebracht haben. Sie werden die Ehre des Volks sehn, bei dem sie lebten. Früh oder spät errichtet man ihnen Statuen und betrachtet sie als Wohlthäter des Menschengeschlechts. Verzeihe mir der vortreffliche Minister, den Ihr anführt, aber ich glaube, wenn die Lüge einen Augenblick nutzen kann, so schadet sie nothwendig auf die Länge. Im Gegentheil nutzt die Wahrheit nothwendig auf die Länge, wenn sie auch im Augenblick schadet. Daher käm ich in Versuchung, den Schluß zu machen, daß der Mann von Genie, der einen allgemeinen Irrthum verschreit, oder einer großen Wahrheit Eingang verschafft, immer ein Wesen ist, das unsere Verehrung verdient. Es kann geschehen, daß dieses Wesen ein Opfer des Vorurtheils und der Geseze wird, aber es giebt zwei Arten Geseze: die einen sind unbedingt billig und allgemein, die andern wunderlich; nur durch Verblendung oder durch Nothwendigkeit der Umstände bestätigt. Diese bedecken den, der sie übertritt, nur mit einer vorübergehenden Schande, einer Schande, die von der Zeit auf die Richter und Nationen zurückgeworfen wird, um ewig an ihnen zu haften. Sokrates oder das Gericht, das ihm den Schierling reichte, wer von beiden ist nun der Entehrte?

Er. Das hilft ihm auch was Rechts! Ist er deswegen weniger verdammt worden? Ist sein Todesurtheil weniger vollzogen? War er nicht immer ein unruhiger Bürger, und indem er ein schlechtes Gesez verachtete, hat er nicht die Narren zur Verachtung der guten angeregt? War er nicht ein kühner und wunderlicher Mann, und seyd Ihr nicht ganz nah an einem Geständniß, das den Männern von Genie wenig günstig ist?

Ich. Hört mich, lieber Mann! Eine Gesellschaft sollte keine schlechten Geseze haben. Hätte sie nur gute, sie käme niemals in Gefahr, einen Mann von Genie zu verfolgen. Ich habe nicht zugegeben, daß das Genie unauflöslich mit der

Bosheit verbunden sey, noch die Bosheit mit dem Genie. Ein Thor ist öfter ein Bösewicht als ein Mann von Geist. Wäre nun auch ein Mann von Genie gewöhnlich in der Unterhaltung hart, rauh, schwer zu behandeln, unerträglich, wär er auch ein Bösewicht, was wolltet Ihr daraus folgern?

Er. Daß man ihn ersäufen sollte.

Ih. Sachte, lieber Freund! So sagt mir doch! Nun ich will nicht Guern Onkel zum Beispiel nehmen: das ist ein harter und roher Mann, ohne Menschlichkeit, geizig, ein schlechter Vater, schlechter Gatte, schlechter Onkel; und dabei ist es noch nicht einmal ganz entschieden, daß er ein Mann von Genie sey, daß er es in seiner Kunst sehr weit gebracht habe, daß man sich in zehn Jahren noch um seine Werke bekümmern werde. Aber Racine? der hatte doch Genie, und galt nicht für den besten Mann. Aber Voltaire?

Er. Drängt mich nicht! denn ich weiß zu folgern.

Ih. Was würdet ihr nun vorziehen, daß Racine ein guter Mann gewesen wäre, völlig eins mit seinem Comptoir, wie Briasson, oder mit seiner Elle, wie Barbier, ein Mann, der regelmäßig alle Jahre seiner Frau ein rechtmäßiges Kind macht, guter Gatte, guter Vater, guter Onkel, guter Nachbar, ehrlicher Handelsmann und nichts weiter; oder daß er schelmisch, verrätherisch, ehrgeizig, neidisch gewesen wäre, aber Verfasser von Andromache, Britannicus, Iphigenia, Phädra und Athalia?

Er. Hätte er zu der ersten Art gehört, das möchte für ihn das Beste gewesen seyn.

Ih. Das ist sogar unendlich wahrer als Ihr selbst empfindet.

Er. Ja, so seyd ihr Andern! Wenn wir etwas Gutes sagen, so soll es, wie bei Narren und Schwärmern, der Zufall gethan haben. Ihr Andern nur versteht euch selbst. Ja, Herr Philosoph, ich verstehe mich, und verstehe mich eben so gut, als Ihr Euch versteht.

Ih. Nun, so laßt sehen, warum denn für ihn?

Er. Darum weil alle die schönen Sachen, die er da gemacht hat, ihm nicht 20000 Franken eingetragen haben. Wäre er ein guter Seidenhändler in der Straße St. Denis oder St. Honoré gewesen, ein guter Materialienhändler im Großen, ein

besuchter Apotheker, da hätte er ein großes Vermögen zusammengebracht und dabei alle Arten Vergnügen genossen. Er hätte von Zeit zu Zeit einem armen Teufel von Lustigmacher, wie mir, ein Goldstück gegeben, und man hätte ihn zu lachen gemacht, man hätte ihm gelegentlich ein hübsches Mädchen verschafft, um eine ewige langweilige Beiwohnung bei seiner Ehefrau zu unterbrechen. Wir hätten bei ihm vortrefflich gegessen, großes Spiel gespielt, vortrefflichen Wein getrunken, vortreffliche Liqueure, vortrefflichen Kaffee, man hätte Landfahrten gemacht. Ihr seht doch, daß ich mich darauf verstehe. Ihr lacht? Schon gut! Nur werdet Ihr doch zugeben, so wär' es auch besser für seine Umgebungen gewesen.

Ich. Ganz gewiß! Nur müßte er den durch ein rechtmäßiges Gewerbe errungenen Reichtum nicht auf eine schlechte Weise verwenden. Alle die Spieler müßte er von seinem Hause entfernen, alle diese Schmarotzer, alle diese süßlichen Jäherren, alle diese Windbeutel, diese unnützen, verkehrten Menschen. Mit Stockprügeln müßte er durch seine Lehrburschen den dienstbaren Gefälligen todtschlagen lassen, der durch eine saubere Mannigfaltigkeit den Ehemann von dem Abgeschmack einer einformigen Beiwohnung zu retten sucht.

Er. Todtschlagen? Herr, todtschlagen? Niemand schlägt man tot in einer wohl policirten Stadt. Es ist eine ehrbare Beschäftigung; viele Personen, sogar mit Titeln, schämen sich ihrer nicht. Und wozu, ins Teufels Namen! soll man denn sein Geld verwenden, als auf einen guten Tisch, gute Gesellschaft, gute Weine, schöne Weiber, Vergnügen von allen Farben, Unterhaltungen aller Art? Eben so gern möchte ich ein Bettler seyn, als ein großes Vermögen ohne diese Genüsse besitzen. Nun aber wieder von Racine. Dieser Mann taugte nur für die Unbekannten, für die Zeit, wo er nicht mehr war.

Ich. Ganz recht! Aber wägt einmal das Gute und das Böse! In tausend Jahren wird er Thränen entlocken, er wird in allen Ländern der Erde bewundert werden, Menschlichkeit wird er einflößen, Mitleiden, Zärtlichkeit. Man wird fragen, wer er war? woher gebürtig? man wird Frankreich beneiden. Einige Wesen haben durch ihn gelitten, die nicht mehr sind, an

denen wir beinahe keinen Theil nehmen. Wir haben nichts mehr zu fürchten, weder von seinen Lastern noch von seinen Fehlern. Besser wär es freilich gewesen, wenn die Natur zu den Talenten eines großen Mannes auch die Gesinnungen des Rechtschaffenen gegeben hätte. Er war ein Baum, der einige in seiner Nachbarschaft gepflanzte Bäume verdirren machte, der die Pflanzen erstickte, die zu seinen Füßen wuchsen; aber seinen Gipfel hat er bis in die Wolken erhoben, seine Äste sind weit verbreitet, seinen Schatten hat er denen gegönnt, die kommen und kommen werden, um an seinem majestätischen Thron zu ruhen; Früchte des feinsten Geschmacks hat er hervorgebracht, und die sich immer erneuern. Freilich könnte man wünschen, auch Voltaire wäre so sanft wie Duclos, so offen wie der Abbé Trublet, so gerade wie der Abbé d'Olivet; aber da das nun einmal nicht seyn kann, so laßt uns die Sache von der wahrhaft interessanten Seite betrachten, laßt uns einen Augenblick den Punkt vergessen, wo wir im Raum und in der Zeit stehen. Verbreiten wir unsern Blick über künftige Jahrhunderte, entfernte Regionen, künftige Völker, denken wir an das Wohl unserer Gattung, und wenn wir hierzu nicht groß genug sind, verzeihen wir wenigstens der Natur, daß sie weiser war als wir! Gießt auf Greuzens Kopf kaltes Wasser, vielleicht löscht ihr sein Talent mit seiner Eitelkeit zugleich aus. Macht Voltairen unempfindlicher gegen den Tadel, und er vermag nicht mehr in die Seele Meropens hinabzusteigen, Euch nicht mehr zu rühren.

Er. Aber wenn die Natur so mächtig als weise war, warum machte sie diese Männer nicht eben so gut als groß?

Ich. Seht Ihr denn aber nicht, daß mit solchen Forderungen Ihr die Ordnung des Ganzen umwerft? denn wäre hier unten alles vortrefflich, so gäb es nichts Vortreffliches.

Er. Ihr habt Recht! denn darauf kommt es doch hauptsächlich an, daß wir beide da seyen, Ihr und ich, und daß wir eben Ihr und ich seyen; das andere mag gehen, wie es kann! Die beste Ordnung der Dinge, scheint mir, ist immer die, worin ich auch gehöre, und hole der Henker die beste Welt, wenn ich nicht dabei seyn sollte! Lieber will ich seyn, und selbst ein impertinenter Schwäger seyn, als nicht seyn.

Ich. Feder denkt wie Ihr, und doch will Feder an der Ordnung der Dinge, wie sie sind, etwas aussetzen, ohne zu merken, daß er auf sein eigen Daseyn Verzicht thut.

Er. Das ist wahr.

Ich. Nehmen wir darum die Sachen, wie sie sind, bedenken wir, was sie uns kosten und was sie uns eintragen, und lassen wir das Ganze, das wir nicht genug kennen, um es zu loben oder zu tadeln, und das vielleicht weder böse noch gut ist, wenn es nothwendig ist, wie viele Leute sich einbilden!

Er. Von allem, was Ihr da vorbringt, versteh ich nicht viel. Wahrscheinlich ist es Philosophie, und ich muß Euch sagen, damit geb ich mich nicht ab. So ganz, wie ich bin, möchte ich wohl gern ein Anderer seyn, selbst auf die Gefahr, ein Mann von Genie zu werden, ein großer Mann. Ja, gesteh ichs nur, hier ist etwas, das mir es sagt! Ich habe niemals einen dergleichen Loben hören, daß mich dieses Lob nicht heimlich rasend gemacht hätte. Neidisch bin ich. Wenn ich etwas von ihrem Privatleben vernehme, das sie heruntersetzt, das hör ich mit Vergnügen, das nähert uns einander, und ich extrage leichter meine Mittelmäßigkeit. Ich sage mir: Freilich du hättest niemals Mahomet oder die Lobrede auf Maupou schreiben können. Und so war, so bin ich voller Verdrüß, mittelmäßig zu seyn. Ja, ja, mittelmäßig bin ich und verdrießlich. Niemals habe ich die Ouvertüre der galanten Indien spielen hören, niemals singen hören: Profonds abîmes du Ténare, Nuit, éternelle nuit, ohne mir mit Schmerzen zu sagen dergleichen wirst du nun niemals machen. Und so war ich denn eifersüchtig auf meinen Onkel, und fänden sich bei seinem Tod einige gute Clavierstücke in seinem Portefeuille, so würd ich mich nicht bedenken, Ich zu bleiben, und Er zu seyn.

Ich. Ifts weiter nichts als das, was Euch verdrießt, das ist doch nicht sehr der Mühe werth.

Er. Nichts! nichts! das sind Augenblicke, die vorübergehen. (Dann sang er die Ouvertüre der galanten Indien, die Arie: Profonds abîmes, und fuhr fort:) Da seht, das Etwas, das hier an mich spricht, sagt mir, Nameau, du möchtest gern die beiden Stücke gemacht haben; hättest du die beiden Stücke

gemacht, du machtest mehr dergleichen. Hättest du eine gewisse Anzahl gemacht, so spielte man dich, so sänge man dich überall. Du könntest mit aufgehobenem Kopfe gehen, dein Gewissen würde von deinem eigenen Verdienste zeugen. Die Andern wiesen mit Fingern auf dich. Das ist der, sagte man, der die artigen Gavotten gemacht hat. (Nun sang er die Gavotten. Dann mit der Miene eines gerührten Mannes, der in Freude schwimmt, dem die Augen feucht werden, rieb er sich die Hände und sprach:) Du hättest ein gutes Haus (er streckte die Arme aus, um die Größe zu bezeichnen), ein gutes Bett (er sank nachlässig darauf hin), gute Weine (er schien sie zu kosten, indem er mit der Zunge am Gaumen flatschte), Kutsch und Pferde (er hob den Fuß auf hineinzusteigen), hübsche Weiber (er umfasste sie schon und blickte sie wollüstig an). Hundert Lumpenhunde lämen täglich mich zu beräuchern. (Er glaubte sie um sich zu sehen. Er sah Palissot, Poinsinet, die Frérons, Vater und Sohn, La Porte; er hörte sie an, brüstete sich, billigte, lächelte, verschmähte, verachtete sie, jagte sie fort und rief sie zurück. Dann sprach er weiter:) So sagte man dir Morgens, daß du ein großer Mann bist, so läseßt du in der Geschichte der drei Jahrhunderte, daß du ein großer Mann bist: du wärst Abends überzeugt, daß du ein großer Mann bist, und der große Mann Nameau, der Bitter, schließe bei dem sanftesten Geräusch des Lobes ein, das um sein Ohr säuselte. Selbst schlafend würde er eine zufriedene Miene zeigen, seine Brust erweiterte sich, er holte mit Bequemlichkeit Athem, er schnarchte wie ein großer Mann. (Und als er das sagte, ließ er sich weichlich auf einen Sitz nieder, schloß die Augen und ahmte den glücklichen Schlaf nach, den er sich vorgesetzt hatte. Nach einigen Augenblicken eines solchen süßen Ruhegenusses wachte er auf, streckte die Arme, gähnte, rieb sich die Augen, und suchte seine abgeschmackten Schmeichler noch um sich her.)

Ih. So glaubt Ihr, daß der Glückliche ruhig schläft?

Er. Ob ichs glaube? Ich armer Teufel, wenn ich Abends mein Dachstübchen erreicht habe, wenn ich auf mein Lager gekrochen, unter meiner Decke kümmerlich zusammengeschroben bin, dann ist meine Brust enge, das Athemholen schwach! es ist eine

Art von leiser Klage, die man kaum vernimmt, anstatt daß ein Financier sein Schlafgemach erschüttert, und die ganze Strafe in Erstaunen setzt. Aber was mich heute betrübt, ist nicht, daß ich nur kümmerlich schlafe und schnarche.

Ich. Traurig ißt's immer.

Er. Was mir begegnet ist noch viel trauriger.

Ich. Und was?

Er. Ihr habt an mir immer einigen Anteil genommen, weil ich ein armer Teufel bin, den Ihr im Grund verachtet, aber der Euch unterhält.

Ich. Das ist wahr.

Er. So laßt Euch sagen! (Ehe er anfängt, seufzt er tief, bringt seine beiden Hände vor die Stirn, dann beruhigt er seine Gesichtszüge und sagt:) Ihr wißt, ich bin unwissend, thöricht, närrisch, unverschämt, gaunerisch, gefräzig.

Ich. Welche Lobrede!

Er. Sie ist durchaus wahr. Kein Wort ist abzudingen; keinen Widerspruch deshalb, ich bitt Euch! Niemand kennt mich besser als ich selbst, und ich sage nicht alles.

Ich. Euch nicht zu erzürnen, stimm ich mit ein.

Er. Nun denkt, ich lebte mit Personen, die mich eben sehr wohl leiden konnten, weil ich auf einen hohen Grad diese Eigenschaften sämmtlich besaß.

Ich. Das ist doch wunderbar. Bisher glaubte ich, man verbärge sie vor sich selbst, oder man verziehe sie sich, aber man verachte sie an Andern.

Er. Sie sich verbergen, könnte man das? Seyd gewiß, wenn Palissot allein ist und sich selbst betrachtet, sagt er sich ganz andere Sachen! Seyd gewiß, sein College und er, einander gegenüber, bekennen sich offenherzig, daß sie zwei gewaltige Schurken sind. An Andern diese Eigenschaften verachten? Meine Leute waren viel billiger, und mir ging es vortrefflich bei ihnen. Ich war der Hahn im Korb. Abwesend ward ich gleich vermißt; man hätschelte mich. Ich war ihr kleiner Nameau, ihr artiger Nameau, ihr Nameau der Narr, der Unverschämte, der Unwissende, der Faule, der Fresser, der Schalksnarr, das große Thier. Jedes dieser Beifürter galt mir ein Lächeln, eine Lieb-

Kosung, einen kleinen Schlag auf die Achsel, eine Ohrfeige, einen Fußtritt, bei Tafel einen guten Bissen, den man mir auf den Teller warf, nach Tische eine Freiheit, die ich mir nahm, als wenn es nichts bedeutete: denn ich bin ohne Bedeutung. Man macht aus mir, vor mir, mit mir alles was man will, ohne daß es mir auffällt. Die kleinen Geschenke, die mir zuregneten — Dummer Hund, der ich bin! das hab ich alles verloren. Alles hab ich verloren, weil ich einmal Menschenverstand hatte, ein einzigesmal in meinem Leben. Ach, wenn mir das jemals wieder begegnet!

Ich. Wovon war denn die Rede?

Er. Nameau, Nameau! hatte man dich deshalb aufgenommen? welche Narrheit, ein bisschen Geist, ein bisschen Vernunft zu haben! Nameau, mein Freund, das wird dich lehren das zu bleiben, wozu Gott dich gemacht hat, und wie deine Beschützer dich haben wollen. Nun hat man dich bei den Schultern genommen, dich zur Thüre geführt und gesagt: Fort, Schuft! laß dich nicht wieder sehen! Das will Sinn haben, glaub ich, will Vernunft haben? Fort mit dir! Dergleichen haben wir übrig! Nun gingst du, und bissest in die Finger. In die verfluchte Zunge hättest du vorher beißen sollen. Warum warst du nicht klüger? Nun bist du auf der Gasse ohne einen Pfennig, und weißt nicht wohin. Du warst genährt: Mund, was begehrst du? Und nun halt dich wieder an die Höfen! Gut logirt und überglücklich wirst du nun sehn, wenn man dich wieder ins Dachstübchen läßt; wohl gebettet warst du, und Stroh erwartet dich wieder zwischen dem Kutscher des Herrn von Soubise und Freund Robbé. Statt eines sanften und ruhigen Schlafs hörst du mit einem Ohr das Wiehern und Stampfen der Pferde, und mit dem andern das tausendmal unerträglichere Geräusch trockener, harter, barbarischer Verse. Unglücklich, übelberathen, von tausend Teufeln besessen!

Ich. Aber gäb es denn kein Mittel, Euch wieder zurückzuführen? Ist denn Euer Fehler so groß, so unverzeihlich? An Euerm Platz suchte ich meine Leute wieder auf. Ihr seyd ihnen viel nöthiger als Ihr glaubt.

Er. O gewiß! Jetzt, da ich sie nicht lachen mache, haben sie Langeweile wie die Hunde.

Ich. So ging' ich wieder hin. Ich ließ' ihnen keine Zeit, mich entbehren zu lernen, sich an ehrbare Unterhaltung zu gewöhnen: denn wer weiß, was geschehen kann?

Er. Das fürcht ich nicht; das kann nicht geschehen.

Ich. So vortrefflich Ihr auch sehn mögt, ein Anderer kann Euch ersetzen.

Er. Schwerlich!

Ich. Das sey! Aber ich ginge doch mit diesem entstellten Gesicht, diesem verwirrten Blick, diesem losen Hals, diesen zerzausten Haaren, in diesem wahrhaft tragischen Zustand wie Ihr da steht. Ich würde mich zu den Füßen der Gottheit, und ganz gebückt sagte ich mit leiser, schluchzender Stimme: Vergebung, Madame, Vergebung! ich bin ein Unwürdiger, ein Nichtswürdiger. Es war ein unglücklicher Augenblick: denn Ihr wißt, es begegnet mir niemals, Menschenverstand zu haben, und ich verspreche Euch, es soll in meinem ganzen Leben nicht wieder geschehen. Lustig war es anzusehen, wie er, unterdessen ich sprach, die Pantomime dazu spielte. Er hatte sich niedergeworfen, sein Gesicht an die Erde gedrückt; er schien mit beiden Händen die Spitze eines Pantoffels zu halten; er weinte, er schluchzte, er sagte: Ja, meine kleine Königin, ja das versprech ich, in meinem ganzen Leben soll mirs nicht wieder begegnen. Dann sprang er auf und sagte mit ernstem und bedächtigem Ton:)

Er. Ja, Ihr habt recht! das ist wohl das Beste. Herr Vieillard sagt, sie sey so gut: ich weiß wohl, daß sie es ist; aber sich vor einer solchen Meerkatze zu erniedrigen, eine kleine elende Komödiantin um Barmherzigkeit anzuslehen, eine Creatur, die dem Pfeifen des Parterres nicht ausweichen kann! — Ich Rameau, Sohn des Herrn Rameau, Apothekers von Dijon, ich ein rechtlicher Mann, der niemals das Knie vor irgend Jemand gebeugt hat, ich Rameau, der Vetter dessen, den man den großen Rameau nennt, dessen, der nun gerade und strack und mit freier Bewegung der Arme im Palais Royal spazieren geht, seitdem ihn Herr Carmontel gezeichnet hat, wie er, gebückt und die Hände unter den Rockschößen, sonst einherschlich; ich, der ich Stücke fürs Clavier gesetzt habe, die Niemand spielt, aber die vielleicht allein auf die Nachwelt kommen, die sie spielen wird, ich, genug

ich! Gehen sollt ich? Nein, Herr, das geschieht nicht! (Nun legte er seine rechte Hand auf die Brust und fuhr fort:) Hier fühl ich etwas, das sich regt, das mir sagt: Nameau, das thust du nicht! Es muß doch eine gewisse Würde mit der menschlichen Natur innig verknüpft seyn, die Niemand ersticken kann. Das wacht nun einmal auf, um nichts und wieder nichts, ja um nichts und wieder nichts: denn es giebt andere Tage, da michs gar nichts kostete, so niederträchtig zu seyn als man wollte, Tage, wo ich für einen Pfennig der kleinen Hus den H..... geküßt hätte.

Ich. Ei, mein Freund! sie ist weiß, niedlich, jung, fettlich. Zu so einer Demuthshandlung könnte sich wohl Einer entschließen, der delicater wäre als Ihr.

Er. Verstehen wir uns! Es ist ein Unterschied zwischen H..... küssen. Es giebt ein eigentliches und ein figürliches. Fragt nur den dicken Bergier! er küßt Madame de la M — den H..... im eigentlichem und figürlichen Sinne; und wahrhaftig, das Eigentliche und Figürliche würde mir da gleich schlecht gefallen.

Ich. Behagt Euch das Mittel nicht, das ich euch angebe, so habt doch den Muth, ein Bettler zu seyn!

Er. Es ist hart ein Bettler seyn, indessen es so viel reiche Thoren giebt, auf deren Unkosten man leben kann; und dann sich selbst verachten zu müssen, ist doch auch unerträglich.

Ich. Und kennt Ihr denn dieses Gefühl?

Er. Ob ich es kenne? Wie oft hab ich mir gesagt: Wie, Nameau? Es giebt zehntausend gute Tafeln zu Paris, zu funfzehn bis zwanzig Gedekken eine jede; und von allen diesen Gedekken ist keines für dich? Tausend kleine Schöngäster ohne Talent, ohne Verdienst, tausend kleine Creaturen ohne Reize, tausend platte Intrigants sind gut gekleidet; und du liefest nackend herum, so unfähig wärst du? Wie? du solltest nicht schmeicheln können wie ein Anderer, nicht lügen, schwören, falsch schwören, versprechen, halten oder nicht halten wie ein Anderer? Solltest du nicht können auf vier Füßen kriechen wie ein Anderer? Solltest du nicht den Liebeshandel der Frau begünstigen und das Briefchen des Mannes bestellen können wie ein Anderer? Solltest du

nicht einem hübschen Bürgermädchen begreiflich machen, daß sie übel angezogen ist, daß zierliche Ohrgehänge, ein wenig Schminke, Spangen und ein Kleid nach Polnischem Schnitt sie zum Entzücken kleiden würden? daß diese kleinen Füßchen nicht gemacht sind über die Straße zu gehen, daß ein hübscher Mann, jung und reich sich finde, mit galonirtem Kleid, prächtiger Equipage, sechs großen Lakaien, der sie im Vorbeigehen gesehen habe, der sie liebenswürdig finde, der seit dem Tage weder essen noch trinken könne, der nicht mehr schlafe, der daran sterben werde?

— Aber mein Vater? — Nun nun, euer Vater, der wird anfangs ein wenig böse sehn... — Und meine Mutter? die mir so sehr empfiehlt ein ehrbares Mädchen zu bleiben, die mir immer sagt, über die Ehre gehe nichts in der Welt! — Alte Redensarten, die nichts heißen wollen! — Und mein Beichtvater? — Den seht ihr nicht mehr, oder wenn ihr auf der Grille bestehet, ihm die Geschichte eures Zeitvertreibs zu erzählen, so kostet es euch einige Pfund Zucker und Kaffee. — Es ist ein strenger Mann, der mir schon wegen des Liedchens: „Komm in meine Zelle“ die Absolution verweigert hat. — Nur weil ihr ihm nichts zu geben hattet. Aber wenn ihr vor ihm in Spangen erscheint... — Spangen also soll ich haben? — Gewiß und von aller Art!... mit brillanten Ohrgehängen... — Brillantene Ohrgehänge? — Ja! — Wie die Marquise, die manchmal bei uns Handschuhe kauft? — Völlig so!... in einer schönen Equipage mit Apfelschimmeln, zwei Bediente, ein kleiner Mohr hintendrauf und ein Laufer voraus, Schminke, Schönpfästerchen und die Schlepppe vom Diener getragen... — Zum Ball?... — Zum Ball, zur Oper, zur Komödie. Schon schlägt ihr das Herz vor Freude. Nun spiel ich mit einem Papier zwischen den Fingern. Was ist das? — Nichts, gar nichts! — Ich dächte doch! — Ein Billet. — Und für wen? — Für euch, wenn ihr ein bischen neugierig seyd. — Neugierig? ich bin es gar sehr! Laßt sehen. (Sie liest.) Eine Zusammenkunft? das geht nicht! — Wenn ihr in die Messe geht... — Mama begleitet mich immer. Aber wenn er ein bischen früh käme! ich stehe immer zuerst auf, und bin von allen zuerst im Comptoir. — Er kommt, er gefällt, und ehe man sichs versieht, zwischen Licht und Dunkel

verschwindet die Kleine; man bezahlt mir meine zweitausend Thaler. Und ein solch Talent besitzest du eben so gut! und dir fehlt's an Brot? Schämst du dich nicht, Unglücklicher? Da erinnerte ich mich eines Haufens Schelme, die mir nicht an den Knorren reichten, strohend von Vermögen. Ich ging im Surtout von Baracan; sie waren mit Sammet bedeckt, sie lehnten sich auf ein Rohr mit goldenem Schnabelknopfe, sie haben Aristoteles und Plato am Finger. Und was waren sie früher? Die elendesten Lumpenhunde; jetzt sind sie eine Art Herren. Auf einmal fühlte ich mir Muth, die Seele erhoben, den Geist subtil und fähig zu Allem. Aber diese glücklichen Dispositionen dauern, scheint es, nicht lange: denn bis jetzt hab ich keinen besondern Weg machen können. Dem sey, wie ihm wolle, dieß ist der Text zu meinen öftern Selbstgesprächen. Paraphrasirt sie nach Belieben, nur ziehet mir den Schluß daraus, daß ich die Verachtung meiner selbst kenne, diese Dual des Gewissens, wenn wir die Gaben, die uns der Himmel schenkte, unbenuzt ruhen lassen! Es wäre fast eben so gut nicht geboren zu seyn. (Ich hörte ihm zu, und als er diese Scene des Verführers und des jungen Mädchens vortrug, fühlte ich mich von zwei entgegengesetzten Bewegungen getrieben: ich wußte nicht, ob ich mich der Lust zu lachen oder dem Trieb zur Verachtung hingeben sollte? Ich litt: ich war betroffen von so viel Geschick und so viel Niedrigkeit, von so richtigen und wieder falschen Ideen, von einer so völligen Verkehrtheit der Empfindung, einer so vollkommenen Schändlichkeit und einer so seltenen Offenheit. Er bemerkte den Streit, der in mir vorging, und fragte:) Was habt Ihr?

Ich. Nichts.

Er. Ihr scheint verwirrt.

Ich. Ich bin es auch.

Er. Aber was rathet Ihr mir denn?

Ich. Von etwas Anderm zu reden. Unglücklicher! zu welchem verworfenen Zustand seyd Ihr geboren oder verleitet.

Er. Ich gestehs. Aber laßt Euch meinen Zustand nicht allzusehr zu Herzen gehen: indem ich mich Euch eröffnete, war es meine Absicht nicht, Euch weh zu thun! Ich habe mir bei diesen Leuten etwas gespart. Bedenkst, daß ich gar nichts brauchte,

ganz und gar nichts, und daß man mir für kleine Vergnügen noch so viel zulegte ....

Hier findet sich im Manuscript eine Lücke. Die Scene ist verändert, und die Sprechenden sind in eins der Häuser bei dem Palais Royal gegangen.

(Da fing er an, die Stirne sich mit der Faust zu schlagen, die Lippe zu beißen und mit verwirrtem Blick an der Decke herzusehen. Dabei rief er aus:) Nein, die Sache ist richtig: etwas hab ich bei Seite gebracht; die Zeit ist vergangen, und das ist so viel gewonnen.

Ich. Verloren wollt Ihr sagen.

Er. Nein, nein! gewonnen. Jeden Augenblick wird man reicher. Ein Tag weniger zu leben oder ein Thaler mehr ist ganz eins. Der Hauptpunkt im Leben ist doch nur, frei, leicht, angenehm, häufig alle Abende auf den Nachstuhl zu gehen. O stercus pretiosum! das ist das große Resultat des Lebens in allen Ständen. Im letzten Augenblick hat Einer so viel als der Andere, Samuel Bernard, der mit Rauben, Plündern, Bankerottmachen siebenundzwanzig Millionen in Gold zusammenbringt und zurückfläßt, so gut als Rameau, der nichts zurückläßt, Rameau, dem die Wohlthätigkeit das Leichtentuch schaffen wird, womit man ihn einwickelt. Der Todte hört kein Glockengeläut: umsonst singen sich hundert Pfaffen heiser um seinetwillen; umsonst ziehen lange Reihen von brennenden Kerzen vor ihm und hinterher: seine Seele schreitet nicht neben dem Cremationmeister. Unter dem Marmor faulen oder unter der Erde ist immer faulen. Um seinen Sarg rothe und blaue Kinder oder Niemand haben, was ist daran gelegen? Und dann sieht diese Faust an — sie war strack wie ein Teufel — diese zehn Finger, zehn Stäbe, in eine hölzerne Handwurzel befestigt, diese Sehnen, alte Darmfalten, trockener, straffer, unbiegsamer als die an einem Drehschlerrad gedient haben! Aber ich habe sie so gequält, so geknickt, so gebrochen. Du willst nicht gehen, und ich, bei Gott! ich sage dir, gehen sollst du, und so solls werden. (Und wie er das sagte, hatte er mit der rechten Hand die Finger und die Handwurzel der linken gefasst; er riß sie herauf und herunter,

die Fingerspitzen berührten den Arm, die Gelenke krachten und ich fürchtete, er würde sich die Knochen verrenken.)

Ich. Nehmt Euch in Acht! Ihr thut Euch Schaden.

Er. Fürchtet nichts! das sind sie gewohnt. Seit zehn Jahren hab ich ihnen schon anderes aufzurathen gegeben. So wenig sie dran wollten, haben die Schustre sich doch gewöhnen müssen, sie haben lernen müssen, die Tasten zu treffen und auf den Saiten herumzuspringen. Aber jetzt gehts auch, jetzt gehts. (Sogleich nimmt er die Stellung eines Violinspieler's an. Er summt mit der Stimme ein Allegro von Locatelli; sein rechter Arm ahmt die Bewegung des Bogens nach, die Finger seiner linken Hand scheinen sich auf dem Hals der Violine hin und her zu bewegen. Bei einem falschen Ton hält er inne, stimmt die Saite und kneipt sie mit dem Nagel, um gewiß zu sehn, daß der Ton rein ist; dann nimmt er das Stück wieder auf wo er es gelassen hat. Er tritt den Tact, zerarbeitet sich mit dem Kopfe, den Füßen, den Händen, den Armen, dem Körper, wie ihr manchmal im Concert spirituel Ferrari oder Chiabran oder einen andern Virtuosen in solchen Zuckungen gesehen habt, das Bild einer ähnlichen Marter vorstellend und uns ungefähr denselben Schmerz mittheilend. Denn ist es nicht eine schmerzhafte Sache, an demjenigen nur die Marter zu schauen, der bemüht ist, uns das Vergnügen auszudrücken? zieht einen Vorhang zwischen mich und diesen Menschen, damit ich ihn wenigstens nicht sehe, wenn er sich nun einmal wie ein Verbrecher auf der Folterbank gebärden muß! Aber in der Mitte solcher heftigen Bewegungen und solches Geschrei veränderte mein Mann sein ganzes Wesen bei einer harmonischen Stelle, wo der Bogen sanft auf mehrern Saiten stirbt. Auf seinem Gesicht verbreitete sich ein Zug von Entzücken. Seine Stimme ward sanfter, er behorchte sich mit Wollust. Ich glaubte so gut die Accorde zu hören als er. Dann schien er sein Instrument mit der Hand, in der ers gehalten hatte, unter den linken Arm zu nehmen, die Rechte mit dem Bogen ließ er sinken und sagte:) Nun was denkt Ihr davon?

Ich. Vortrefflich!

Er. Das geht so, dünkt mich. Das klingt ungefähr wie

bei den Andern. (Alsobald lauerte er, wie ein Tonkünstler, der sich vors Clavier setzt. Ich bitte um Gnade für Euch und für mich, sagte ich.)

Er. Nein, nein! weil ich Euch einmal festhalte, sollt Ihr mich auch hören. Ich verlange keinen Beifall, den man giebt ohne zu wissen, warum? Ihr werdet mich mit mehr Sicherheit loben, und das verschafft mir einen Schüler mehr.

Ich. Ich habe so wenig Bekanntschaft, und Ihr ermüdet Euch ganz umsonst.

Er. Ich ermüde niemals! (Da ich sah, daß mich der Mann vergebens dauerte — denn die Sonate auf der Violine hatte ihn ganz in Wasser gesetzt — so ließ ich ihn eben gewähren. Da sitzt er nun vor dem Claviere, mit gebogenen Knieen, das Gesicht gegen die Decke gewendet; man hätte geglaubt, da oben säh er eine Partitur. Nun sang er, präludirte, executirte ein Stück von Alberti oder Galuppi, ich weiß nicht von welchem? Seine Stimme ging wie der Wind, und seine Finger flatterten über den Tasten. Bald verließ er die Höhe, um sich im Bass aufzuhalten, bald ging er von der Begleitung wieder zur Höhe zurück. Die Leidenschaften folgten einander auf seinem Gesichte, man unterschied den Zorn, die Zärtlichkeit, das Vergnügen, den Schmerz, man fühlte das Piano und Forte, und gewiß würde ein geschickterer als ich das Stück an der Bewegung, dem Charakter, an seinen Mienen, aus einigen Zügen des Gesangs erkannt haben, die ihm von Zeit zu Zeit entfuhrten. Aber höchst seltsam war es, daß er manchmal tastete, sich schalt, als wenn er gefehlt hätte, sich ärgerte, das Stück nicht geläufig in den Fingern zu haben. Endlich sagte er:) Nun seht Ihr (und wandte sich um, und trocknete den Schweiß, der ihm die Wangen herunterlief), Ihr seht, daß wir auch mit Dissonanzen umzuspringen wissen, mit überflüssigen Quinten, daß die Verkettung der Dominanten uns geläufig ist. Diese enharmonischen Passagen, von denen der liebe Onkel so viel Lärm macht, sind eben keine Hexerei. Wir wissen uns auch herauszuziehen.

Ich. Ihr habt Euch viele Mühe gegeben, mir zu zeigen, daß Ihr sehr geschickt seyd. Ich war der Mann, Euch aufs Wort zu glauben.

Er. Sehr geschickt! Das nicht. Was mein Handwerk betrifft, das versteh ich ungefähr, und das ist mehr als nöthig; denn ist man denn in diesem Lande verbunden, das zu wissen was man lehrt?

Ich. Nicht mehr als das zu wissen was man lernt.

Er. Richtig getroffen, vollkommen richtig! Nun, Herr Philosoph, die Hand aufs Gewissen, redlich gesprochen, es war eine Zeit, wo Ihr nicht so gefüttert wart wie jetzt.

Ich. Noch bin ichs nicht sonderlich.

Er. Aber doch würdet Ihr im Sommer nicht mehr ins Luxembourg gehen, erinnert Ihr Euch? im...

Ich. Laßt das gut seyn! Ja, ich erinnere mich.

Er. Im Ueberrock von grauem Plüscht...

Ich. Ja doch!

Er. Verschacht an der einen Seite, mit zerrissenen Manschetten und schwarzwollenen Strümpfen, hinten mit weißen Händen geflickt.

Ich. Ja doch, ja! alles, wie's Euch gefällt!

Er. Was machtet Ihr damals in der Allée der Seufzer?

Ich. Eine sehr traurige Gestalt.

Er. Und von da gings übers Pflaster.

Ich. Ganz recht!

Er. Ihr gäbt Stunden in der Mathematik.

Ich. Ohne ein Wort davon zu verstehen. Nicht wahr, dahin wolltet Ihr?

Er. Getroffen!

Ich. Ich lernte, indem ich Andere unterrichtete, und ich habe einige gute Schüler gezogen.

Er. Das ist möglich. Aber es geht nicht mit der Musik wie mit der Algebra oder Geometrie. Jetzt, da Ihr ein stattlicher Herr seyd...

Ich. Nicht so gar stattlich.

Er. Da Ihr Heu in den Stiefeln habt...

Ich. Sehr wenig.

Er. Nun hältet Ihr Eurer Tochter Lehrmeister.

Ich. Noch nicht, denn ihre Mutter besorgt die Erziehung. Man mag gern Frieden im Hause haben.

Er. Frieden im Hause, beim Henker! den hat man nur, wenn man Knecht oder Herr ist, und Herr muß man seyn. Ich hatte eine Frau, Gott sey ihrer Seele gnädig! aber wenn sie manchmal stöckisch wurde, setzte ich mich auf meine Klauen, entfaltete meinen Donner und sagte wie Gott: Es werde Licht! und es ward Licht. Auch haben wir in vier Jahren nicht zehnmal im Eiser gegen einander unsere Stimmen erhoben. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Das thut nichts zur Sache.

Er. Wie alt ist Euer Kind?

Ich. Ins Teufels Namen, laßt mein Kind und sein Alter! Reden wir von den Lehrmeistern, die sie haben wird.

Er. Bei Gott! so ist doch nichts störriger als ein Philosoph! Wenn man Euch nun ganz gehorsamst hätte, könnte man von dem Herrn Philosophen nicht erfahren, wie alt ungefähr Mademoiselle seine Tochter ist?

Ich. Acht Jahre könnt Ihr annehmen.

Er. Acht Jahre! Schon vier Jahre sollte sie die Finger auf den Tasten haben.

Ich. Aber vielleicht ist mir nicht viel daran gelegen, in den Plan ihrer Erziehung ein solches Studium einzuflechten, das so lange beschäftigt und so wenig nutzt.

Er. Und was soll sie denn lernen, wenns beliebt?

Ich. Vernünftig denken, wenns möglich ist — eine seltene Sache bei Männern und noch seltener bei Weibern!

Er. Mit Eurer Vernunft! Laßt sie hübsch, unterhaltend, kokett seyn!

Ich. Keineswegs! Die Natur war stiefmütterlich genug gegen sie und gab ihr einen zarten Körperbau mit einer fühlenden Seele; und ich sollte sie den Mühseligkeiten des Lebens aussetzen, eben als wenn sie derb gebildet und mit einem ehernen Herzen geboren wäre? Nein, wenn es möglich ist, so lehr ich sie, das Leben mit Muth ertragen.

Er. Laßt sie doch weinen, leiden, sich zieren und gereizte Nerven haben, wie die andern, wenn sie nur hübsch, unterhaltend und kokett ist! Wie? keinen Tanz?

Ich. Nicht mehr als nöthig ist, um sich schicklich zu neigen,

sich anständig zu betragen, sich vortheilhaft darzustellen und un-gezwungen zu gehen.

Er. Keinen Gesang?

Ich. Nicht mehr, als nöthig ist um gut auszusprechen.

Er. Keine Musik?

Ich. Gäß es einen guten Meister der Harmonie, gern würde ich sie ihm zwei Stunden täglich anvertrauen, auf ein oder zwei Jahre, aber nicht länger.

Er. Und nun an die Stelle so wesentlicher Dinge, die Ihr ablehnt . . .

Ich. Seß ich Grammatik, Fabel, Geschichte, Geographie, ein wenig Zeichnen und viel Moral.

Er. Wie leicht wär es mir, Euch zu zeigen, wie unnütz alle diese Kenntnisse in einer Welt, wie die unsrige, sind. Was sag ich unnütz? vielleicht gefährlich. Aber daß ich bei einer einzigen Frage bleibe, muß sie nicht wenigstens ein oder zwei Lehrer haben?

Ich. Ganz gewiß!

Er. Ah, da sind wir wieder! Und diese Lehrer, glaubt Ihr denn, daß sie die Grammatik, die Fabel, die Geschichte, die Geographie, die Moral verstehen werden, worin sie Unterricht geben? Possen, lieber Herr, Possen! Besäßen sie diese Kenntnisse hinlänglich, um sie zu lehren, so lehrten sie sie nicht.

Ich. Und warum?

Er. Sie hätten ihr Leben verwendet, sie zu studiren. Man muß tief in eine Kunst oder eine Wissenschaft gedrungen seyn, um die Anfangsgründe wohl zu besitzen. Classische Werke können nur durch Männer hervorgebracht werden, die unter dem Harnisch grau geworden sind. Erst Mittel und Ende klären die Finsternisse des Anfangs auf. Fragt Euern Freund Herrn d'Allembert, den Chorführer mathematischer Wissenschaften, ob er zu gut sey, die Elemente zu lehren? Nach dreißig oder vierzig Jahren Uebung ist mein Onkel die erste Dämmerung musicalischer Theorie gewahr worden.

Ich. O Narr! Erznarr! rief ich aus: wie ist es möglich, daß in deinem garstigen Kopf so richtige Gedanken, vermischt mit so viel Tollheit, sich finden?

Er. Wer Teufel kann das wissen? Wirft sie ein Zufall hinein, so bleiben sie drin. So viel ist gewiß, wenn man nicht alles weiß, so weiß man nichts recht. Man versteht nicht, wo eine Sache hinwill, wo eine andere herkommt, wohin diese oder jene geordnet seyn will, welche vorausgehen oder folgen soll? Unterrichtet man gut ohne Methode? Und die Methode, woher kommt sie? Seht, lieber Philosoph, mir ist, als wenn die Physis immer eine arme Wissenschaft seyn würde, ein Tropfen Wasser, mit einer Stecknadelspitze aus dem unendlichen Ocean geschöpft, ein Sandkörnchen, von der Alpenkette losgelöst. Und nun gar die Ursachen der Erscheinungen! Wahrhaftig es wäre besser, gar nichts zu wissen, als so wenig so schlecht zu wissen. Und da war ich gerade, als ich mich zum Lehrer der musicalischen Begleitung aufwarf. Worauf denkt Ihr?

Ih. Ich denke, daß alles, was Ihr da sagt, auffallender als gründlich ist. Es mag gut seyn! Ihr unterwieset, sagtet Ihr, in der Begleitung und Tonsetzung?

Er. Ja.

Ih. Und wußtet gar nichts davon?

Er. Nein, bei Gott! und deswegen waren jene viel schlimmer als ich, die sich einbildeten, sie verstünden was. Wenigstens verdarb ich weder das Urtheil, noch die Hände der Kinder. Ramen sie nachher von mir zu einem guten Meister, so hatten sie nichts zu verlernen, da sie nichts gelernt hatten, und das war immer so viel Geld und Zeit gewonnen.

Ih. Wie machtet Ihr das aber?

Er. Wie sie's alle machen. Ich kam, ich warf mich in einen Stuhl. Was das Wetter schlecht ist! wie das Pflaster ermüdet! Dann kam es an einige Neuigkeiten. Mademoiselle Lemière sollte eine Vestalin in der neuen Oper machen: sie ist aber zum zweitenmal guter Hoffnung; man weiß nicht, wer sie dupliren wird? Mademoiselle Arnoud hat ihren kleinen Grafen fahren lassen. Man sagt, sie unterhandelt mit Berlin. Unterdessen hat sich der kleine Graf mit dem Porcellan des Herrn von Montamy entschädigt. Im letzten Liebhaberconcert war eine Italienerin, die wie ein Engel gesungen hat. Das ist ein seltener Körper, der Précille. Man muß ihn in dem galanten Mercur

sehen. Die Stelle des Räthsels ist unbezahlbar. Die arme Dumenil weiß nicht mehr, was sie sagt, noch was sie thut. — Frisch, Mademoiselle, Ihr Notenbuch! Und indem Mademoiselle sich gar nicht übereilt, das Buch sucht, das sie verlegt hat, man das Kammermädchen ruft, fahr ich fort: Die Clairon ist wirklich unbegreiflich. Man spricht von einer sehr abgeschmackten Heirath der Mademoiselle — wie heißt sie doch? — einer kleinen Creatur, die er unterhielt, der er zwei, drei Kinder gemacht hat, die schon so Mancher unterhalten hatte. — Geht, Nameau! das ist nicht möglich! — Genug, man sagt, die Sache ist gemacht. Es geht das Gerücht, daß Voltaire todt ist. Desto besser — Warum desto besser? — Da giebt er uns gewiß wieder was Neckisches zum Besten. Das ist so seine Art, vierzehn Tage ehe er stirbt . . . Was soll ich weiter sagen? Da sagte ich nun einiges Unanständige aus den Häusern, wo ich gewesen war: denn wir sind alle große Klätscher. Ich spielte den Narren, man hörte mich an, man lachte, man rief: Er ist doch immer allerliebst! Unterdessen hatte man das Notenbuch unter einem Sessel gesunden, wo es ein kleiner Hund, eine kleine Ratze herumgeschleppt, zerkaut, zerrissen hatte. Nun setzte sich das schöne Kind ans Clavier, nun machte sie erst allein gewaltigen Lärm darauf. Ich nahte mich dann und machte der Mutter heimlich ein Zeichen des Beifalls. — Nun, das geht so übel nicht, sagt die Mutter: man brauchte nur zu wollen; aber man will nicht, man verdirbt lieber seine Zeit mit Schwätzchen, Tändeln, Auslaufen und mit Gott weiß was. Ihr wendet kaum den Rücken, so ist auch schon das Buch zu, und nur, wenn Ihr wieder da seyd, wird es aufgeschlagen. Auch hör ich niemals, daß Ihr einen Verweis gebt. — Unterdessen, da doch was geschehen mußte, so nahm ich ihr die Hände und setzte sie anders. Ich that böse, ich schrie: Sol, sol, sol, Mademoiselle; es ist ein sol. Die Mutter: Mademoiselle, habt Ihr denn gar keine Ohren? Ich stehe nicht am Clavier, ich sehe nicht in Euer Buch und fühle selbst, ein sol muß es seyn. Ihr macht dem Herrn eine unendliche Mühe, behaltet nichts, was er Euch sagt, kommt nicht vorwärts. — Nun sing ich diese Streiche ein wenig auf, zuckte mit dem Kopfe und sagte: Verzeiht, Madame, verzeiht!

Es könnte besser gehen, wenn Mademoiselle wollte, wenn sie ein wenig studierte; aber so ganz übel geht es doch nicht. — An Eurer Stelle hielt' ich sie ein ganzes Jahr an Einem Stücke fest. — Was das betrifft, soll sie mir nicht los bis sie über alle Schwierigkeiten hinaus ist; und das dauert nicht so lange, als Mademoiselle vielleicht glaubt. — Herr Rameau, Ihr schmeichelt ihr; Ihr seyd zu gut. Das ist von der Lection das einzige, was sie behalten und mir gelegentlich wiederholen wird. — So ging die Stunde vorbei. Meine Schülerin reichte mir die Marke mit anmuthiger Armbewegung, mit einem Reverenz, wie sie der Tanzmeister gelehrt hatte. Ich steckte es in meine Tasche und die Mutter sagte: Recht schön, Mademoiselle! Wenn Favillier da wäre, würde er applaudiren. Ich schwätzte noch einen Augenblick der Schicklichkeit wegen, dann verschwand ich. Und das hieß man damals eine Lection in der Begleitung.

Ih. Und heut zu Tage ist es denn anders?

Er. Bei Gott! das sollt ich denken. Ich komme, bin ernsthaft, werfe meinen Muff weg, öffne das Clavier, versuche die Tasten, bin immer eilig, und wenn man mich einen Augenblick warten lässt, so schrei ich, als wenn man mir einen Thaler stähle. In einer Stunde muß ich da und dort seyn, in zwei Stunden bei der Herzogin so und so, Mittags bei einer schönen Marquise, und von da giebts ein Concert bei Herrn Baron von Bagge, rue neuve des petits champs.

Ih. Und indessen erwartet man Euch nirgends.

Er. Das ist wahr!

Ih. Und wozu alle diese kleinen, niederträchtigen Künste?

Er. Niederträchtig? und warum, wenns beliebt? In meinem Stand sind sie gewöhnlich, und ich erniedrige mich nicht, wenn ich handle wie Jedermann. Ich habe sie nicht erfunden, und ich wäre sehr wunderlich und ungeschickt, mich nicht zu bequemen. Wohl weiß ich, daß Ihr mir da gewisse allgemeine Grundsätze anführen werdet von einer gewissen Moral, die sie alle im Munde haben und niemand ausübt. Da mag sich denn finden, daß Schwarz Weiß, und Weiß Schwarz ist. Aber, Herr Philosoph, wenn es ein allgemeines Gewissen giebt, wie eine allgemeine Grammatik, so giebt es auch Ausnahmen in jeder Sprache. Ihr

nennt sie, denk ich, Ihr Gelehrten — und nun, so helfst mir doch! —

Ih. Idiotismen.

Er. Ganz recht! Und jeder Stand hat Ausnahmen von dem allgemeinen Gewissen, die ich gar zu gern Handwerks-Idiotismen nennen möchte.

Ih. Richtig! Fontenelle spricht gut, schreibt gut, und sein Styl wimmelt von Französischen Idiotismen.

Er. Und der Fürst, der Minister, der Financier, die Magistratspersonen, der Soldat, der Gelehrte, der Advocat, der Procurator, der Kaufmann, der Bankier, der Handwerker, der Singmeister, der Tanzmeister sind sehr rechtschaffene Leute, wenn sich gleich ihr Betragen auf mehrern Punkten von dem allgemeinen Gewissen entfernt und voll moralischer Idiotismen befunden wird. Je älter die Einrichtungen der Dinge, je mehr giebts Idiotismen. Je unglücklicher die Zeiten sind, um so viel vermehren sich die Idiotismen. Was der Mensch werth ist, ist sein Handwerk werth, und wechselseitig am Ende, was das Handwerk taugt, taugt der Mensch. Und so sucht man denn das Handwerk so viel als möglich geltend zu machen.

Ih. So viel ich merken kann, soll alle das Rechte geschehen nur sagen: selten wird ein Handwerk rechtlich betrieben, oder wenig rechtliche Leute sind bei ihrem Handwerk.

Er. Gut! die giebts nicht. Aber dagegen giebts auch wenig Schelme außer ihrer Werkstatt. Und alles würde gut gehen, wenn es nicht eine Anzahl Leute gäbe, die man fleißig nennt, genau, streng ihre Pflichten erfüllend, ernst, oder was auf Eins hinauskommt, immer in ihren Werkstätten ihre Handwerke treibend, von Morgen bis auf den Abend, und nichts als das. Auch sind sie die einzigen, die reich werden und die man schätzt.

Ih. Der Idiotismen willen.

Er. Ganz recht! Ihr habt mich verstanden. Also der Idiotismus fast aller Stände — denn es giebt ihrer, die allen Ländern gemein sind, allen Zeiten, wie es allgemeine Thorheiten giebt; genug, ein allgemeiner Idiotismus ist, sich so viel Kunden zu verschaffen als möglich, eine gemeinsame Albernheit ißt, zu

glauben, daß der Geschickteste die meisten habe. Das sind zwei Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, denen man eben nachgeben muß, eine Art Credit; nichts an sich, aber die Meinung macht es zu was. Sonst sagte man: Guter Ruf ist goldenen Gürtel werth. Indessen nicht immer hat der einen goldenen Gürtel, der guten Ruf hat. Aber das ist heut zu Tage gewiß, wer den goldenen Gürtel hat, dem fehlt der gute Ruf nicht. Man muß, wenns möglich ist, den Ruf und den Gürtel haben. Das ist mein Zweck, wenn ich mich geltend mache, und zwar durch das, was Ihr unwürdige, niederträchtige, kleine Kunstgriffe scheltest. Ich gebe meine Stunde, gebe sie gut; das ist die allgemeine Regel. Ich mache die Leute glauben, daß ich deren mehr zu geben habe, als der Tag Stunden hat; das gehört zu den Idiotismen.

Ich. Und Euern Unterricht gebt Ihr gut?

Er. Ja, nicht übel, ganz leidlich. Der Grundbaß meines Onkels hat das alles sehr vereinfacht. Sonst stahl ich meinem Lehrling das Geld. Ja ich stahls, das ist ausgemacht. Jetzt verdien ichs wenigstens so gut als ein anderer.

Ich. Und Ihr stahlt es ohne Gewissensbisse?

Er. Was das betrifft, man sagt, wenn ein Räuber den andern beraubt, so lacht der Teufel dazu. Die Eltern strohten von ungeheuerm, Gott weiß wie erworbenem Gute. Es waren Hofleute, Finanzleute, große Kaufleute, Bankiers, Mäller. Ich und viele Andere, die sie brauchten wie mich, wir erleichterten ihnen die gute Handlung des Wiedererstattens. In der Natur fressen sich alle Gattungen, alle Stände fressen sich in der Gesellschaft; wir strafen einer den andern, ohne daß das Gesetz sich drein mische. Die Deschamps sonst, wie jetzt die Guimard, rächt den Prinzen am Finanzmann; die Modehändlerinnen, der Juwelenhändler, der Tapezier, die Wäscherin, der Gauner, das Kammermädchen, der Koch, der Sattler rächen den Finanzmann an der Deschamps, und indessen ist's nur der Unfähige, der Faule, der zu kurz kommt ohne jemand verkürzt zu haben; und das geschieht ihm recht, und daran seht Ihr, daß alle die Ausnahmen vom allgemeinen Gewissen, alle diese moralischen Idiotismen, über die man so viel Lärm macht und sie Schelmstreiche

nennt, gar nichts heißen wollen, und daß es überhaupt nur darauf ankommt, wer den rechten Blick hat.

Ich. Den Guern bewundere ich.

Er. Und denn das Elend! Die Stimme des Gewissens und der Ehre ist sehr schwach, wenn die Eingeweide schreien. Genug, wenn ich einmal reich werde, muß ich eben auch wiedererstatten, und ich bin fest entschlossen, wiederzuerstatten, auf alle mögliche Weise, durch die Tafel, durchs Spiel, den Wein und die Weiber.

Ich. Aber ich fürchte, Ihr kommt niemals dazu.

Er. Mir ahnt auch so was.

Ich. Wenns Euch aber doch gelänge, was würdet Ihr thun?

Er. Machen wollt ichs, wie alle glücklichen Bettler: der insolenteste Schuft wollt ich sehn, den man jemals gesehen hätte. Erinnern würde ich mich an alles, was sie mir Leids gethan, und ich wollt ihnen die schlechte Behandlung redlich wiedererstatten. Ich mag gern befehlen, und befehlen werd ich. Ich will gelobt sehn, und man wird mich loben. Das sämmtliche Klatschpäck will ich im Sold haben, und wie man mit mir gesprochen hat, will ich mit ihnen sprechen. Frisch, ihr Schurken, man unterhalte mich! und man wird mich unterhalten. Man zerreiße die rechtlichen Leute! und man wird sie zerreißen, wenns ihrer noch giebt. Dann wollen wir Mädchen haben, wir wollen uns duzen, wenn wir betrunknen sind, wir wollen uns betrinken und Märchen erfinden; an allerlei Schieffheiten und Lastern soll es nicht fehlen. Das wird köstlich sehn! Dann beweisen wir, daß Voltaire ohne Genie sey; daß Buffon, immer hoch auf Stelzen herschreitend, aufgeblasen declamire; daß Montesquieu nur ein schöner Geist sey; d'Allembert verweisen wir in seine Mathematik, und gehen solchen kleinen Catonen, wie Ihr, über Bauch und Rücken weg, Euch, die Ihr uns aus Neid verachtet, deren Bescheidenheit nur Stolz andeutet, und deren Enthaltsamkeit durch die Noth geboten wird. Und was die Musik betrifft — hernach wollen wir erst Musik machen!

Ich. An dem würdigen Gebrauch, den Ihr von Guerm Reichthum zu machen gedenkt, seh ich, wie sehr es Schade ist, daß Ihr ein Bettler seyd. Ihr würdet, merk ich, auf eine für

das Menschengeschlecht sehr ehrenvolle Weise leben, auf eine  
Euern Mitbürgern, Euch selbst höchst rühmliche Weise.

Er. Ihr spottet wohl gar, Herr Philosoph, und wißt nicht,  
mit wem Ihrs vorhabt. Ihr merkt nicht, daß ich in diesem  
Augenblick den beträchtlichsten Theil der Stadt und des Hofes  
vorstelle. Unsere Reichen aller Stände haben sich dasselbe gesagt  
oder haben sichs nicht gesagt, dasselbe was ich Euch so eben  
vertraute. So viel ist aber gewiß, das Leben, das ich an ihrer  
Stelle führen würde, ist ganz genau ihr Leben. So seyd Ihr  
nun, Ihr Andern! Ihr glaubt, dieselbige Ehre sey für alle ge-  
macht. Welch wunderliche Grille! Eure Art von Ehre verlangt  
eine gewisse romanhafte Wendung des Geistes, die wir nicht  
haben, eine sonderbare Seele, einen eigenen Geschmack. Diese  
Grillen verziert Ihr mit dem Namen der Tugend; Ihr nennt  
es Philosophie: aber die Tugend, die Philosophie, sind sie denn  
für alle Welt? Wers vermag, halte es, wie er will; aber denkt  
Euch, die Welt wäre weise und philosophisch gesinnt, gesteht nur,  
verteufelt traurig würde sie seyn. Leben soll mir dagegen Sa-  
lomons Philosophie und Weisheit; gute Weine zu trinken, köst-  
liche Speisen zu schlucken, hübsche Weiber zu besitzen, auf weichen  
Betten zu ruhen; übrigens ist alles eitel.

Ich. Wie? sein Vaterland vertheidigen?

Er. Eitelkeit! Es giebt kein Vaterland mehr. Von einem  
Pol zum andern seh ich nur Tyrannen und Sklaven.

Ich. Seinen Freunden zu dienen?

Er. Eitelkeit! Hat man denn Freunde? Und wenn man  
ihrer hätte, sollte man sie in Undankbare verwandeln? Beschts  
genau, und Ihr werdet finden, fast immer iſts Undank, was  
man für geleistete Dienste gewinnt. Die Dankbarkeit ist eine  
Last, und jede Last mag man gern abwerfen.

Ich. Ein Amt haben und dessen Pflichten erfüllen?

Er. Eitelkeit! Habe man eine Bestimmung oder nicht, wenn  
man nur reich ist: denn man übernimmt doch nur ein Geschäft,  
um reich zu werden. Seine Pflichten erfüllen, wohin kann das  
führen? Zur Eifersucht, zur Unruhe, zur Verfolgung. Kommt  
man auf solche Weise vorwärts? Seine Aufwartung machen, die  
Großen sehent, ihren Geschmack aussforchen, ihren Phantasien

nachhelfen, ihren Lastern dienen, ihre Ungerechtigkeiten billigen, das ist das Geheimniß.

Ich. Um die Erziehung seiner Kinder besorgt seyn?

Er. Eitelkeit! Das ist die Sache des Lehrers.

Ich. Aber wenn der Lehrer nach Guern eigenen Grundsätzen seine Pflichten versäumt, wer wird alsdann gestraft?

Er. Ich doch wohl nicht? Aber vielleicht einmal der Mann meiner Tochter oder die Frau meines Sohnes.

Ich. Aber wenn sie sich ins liederliche Leben, ins Laster stürzen?

Er. Das ist standsmäßig.

Ich. Wenn sie sich entehren?

Er. Man mag sich stellen, wie man will, man entehrt sich nicht, wenn man reich ist.

Ich. Wenn sie sich zu Grunde richten?

Er. Desto schlimmer für sie!

Ich. Und wenn Ihr Euch nicht nach dem Betragen Eurer Frau, Eurer Kinder erkundigt, so möchtet Ihr auch wohl Eure Haushaltung vernachlässigen.

Er. Verzeiht! es ist manchmal schwer Geld zu finden, und drum ist es klug, sich von Weitem vorzusehen.

Ich. Und um Eure Frau werdet Ihr Euch wenig bekümmern?

Er. Gar nicht, wenns beliebt. Das beste Betragen gegen seine liebe Hälfte bleibt immer, das zu thun was ihr ansteht. Doch geschähe im Ganzen was Ihr wünscht, so würde die Gesellschaft sehr langweilig seyn, wenn jeder nur darin an sich und sein Gewerb dächte.

Ich. Warum nicht? Der Abend ist niemals schöner für mich, als wenn ich mit meinem Morgen zufrieden bin.

Er. Für mich gleichfalls.

Ich. Was die Weltleute so delicat in ihrem Zeitvertreib macht, das ist ihr tiefer Müßiggang.

Er. Glaubts nicht! Sie machen sich viel zu schaffen.

Ich. Da sie niemals müde werden, so erholen sie sich niemals.

Er. Glaubts nicht! Sie sind immer außer Athem.

Ich. Das Vergnügen ist immer ein Geschäft für sie, niemals ein Bedürfniß.

Er. Desto besser! Das Bedürfniß ist immer beschwerlich.

Ich. Alles nutzen sie ab. Ihre Seele stumpft sich, und die Langeweile wird Herr. Wer ihnen mitten in dem erdrückenden Überfluß das Leben nähme, würde ihnen einen Dienst leisten, eben weil sie vom Glück nur den Theil kennen, der sich am schnellsten abstumpft. Ich verachte nicht die Freuden der Sinne, ich habe auch einen Gaumen, der durch eine feine Speise, durch einen köstlichen Wein geschmeichelt wird; ich habe ein Herz und Auge, ich mag auch ein zierliches Weib besitzen, sie umfassen, meine Lippen auf die ihrigen drücken, Wollust aus ihren Blicken saugen und an ihrem Busen vor Freude vergehen; manchmal missfällt mir nicht ein lustiger Abend mit Freunden, selbst ein ausgelassener: aber ich kann Euch nicht verhalten, mir ist unendlich süßer, dem Unglücklichen geholfen, eine kitzliche Sache geendigt, einen weisen Rath gegeben, ein angenehmes Buch gelesen, einen Spaziergang mit einem werthen Freunde, einer werthen Freundin gemacht, lehrreiche Stunden mit meinen Kindern zugebracht, eine gute Seite geschrieben und der Geliebten zärtliche, sanfte Dinge gesagt zu haben, durch die ich mir eine Umarmung verdiene. Ich kenne wohl Handlungen, welche gethan zu haben ich alles hingäbe, was ich besitze. Mahomet ist ein vortreffliches Werk; aber ich möchte lieber das Andenken des Calas wieder hergestellt haben. Einer meiner Bekannten hatte sich nach Carthagena geflüchtet. Es war ein nachgeborener Sohn aus einem Lande, wo das Herkommen alles Vermögen dem Ältesten zuspricht. Dort vernimmt er, daß sein Erstgeborener, ein verzogener Sohn, seinen zu nachgiebigen Eltern alle Besitzungen entzogen, sie aus ihrem Schloß verjagt habe, daß die guten Alten in einer kleinen Provinzstadt ein kümmerliches Leben führen. Was thut nun dieser Nachgeborene, der, in seiner Jugend hart von den Eltern gehalten, sein Glück in der Ferne gesucht hatte? Er schickt ihnen Hülfe, er eilt, seine Geschäfte zu ordnen, er kommt reich zurück, er führt Vater und Mutter in ihre Wohnung, er verheirathet seine Schwestern. Ach, mein lieber Nameau, diesen Theil seines Lebens betrachtete der Mann

als den glücklichsten! Mit Thränen im Auge sprach er mir davon, und mir, indem ich es Euch erzähle, bewegt sich das Herz vor Freude, und das Vergnügen versetzt mir die Stimme.

Er. Ihr seyd wunderliche Wesen!

Ich. Ihr seyd bedauernswerthe Wesen, wenn Ihr nicht begreift, daß man sich über das Schicksal erheben kann, und daß es unmöglich ist, unglücklich zu seyn unter dem Schutze zwei so schöner Handlungen.

Er. Das ist eine Art Glückseligkeit, mit der ich mich schwerlich befreunden könnte: denn man findet sie selten. So meint Ihr denn also wirklich, man müßte rechtschaffen seyn?

Ich. Um glücklich zu seyn, gewiß!

Er. Indessen seh ich unendlich viel rechtschaffene Leute, die nicht glücklich sind, und unendlich viel Leute, die glücklich sind ohne rechtschaffen zu seyn.

Ich. Das scheint Euch nur so.

Er. Und warum fehlt's mir heute Abend an Nachteßen, als weil ich einen Augenblick Menschenverstand und Offenheit zeigte!

Ich. Keineswegs, sondern weil Ihr sie nicht immer hattet, weil Ihr nicht bei Zeiten fühltet, daß man sich vor allen Dingen einrichten sollte, unabhängig von Knechtschaft zu seyn.

Er. Unabhängig oder nicht, meine Einrichtung ist wenigstens die bequemste.

Ich. Aber nicht die sicherste, die ehrenvollste.

Er. Aber die passendste für meinen Charakter eines Tagediebs, eines Thoren, eines Taugenichts.

Ich. Vollkommen!

Er. Und eben weil ich mein Glück machen kann durch Laster, die mir natürlich sind, die ich ohne Arbeit erwarb, die ich ohne Anstrengung erhalte, die mit den Sitten meiner Nation zusammentreffen, die nach dem Geschmack meiner Beschützer sind, übereinstimmender mit ihren kleinen besondern Bedürfnissen als unbequeme Tugenden, die sie von Morgen bis Abend anklagen würden. Es wäre doch wunderlich, wenn ich mich wie eine verdamte Seele quälte, um mich zu verrenken, um mich anders zu machen, als ich bin, um mir einen fremden Charakter

aufzubinden, die schätzbarsten Eigenschaften, über deren Werth ich nicht streiten will, aber die ich nur mit Anstrengung erwerben und ausüben könnte, und die mich doch zu nichts führten, vielleicht zum Schlimmern als nichts: denn darf wohl ein Bettler wie ich, der sein Leben von reichen Leuten hat, ihnen solch einen Sittenspiegel beständig vorhalten? Man lobt die Tugend, aber man haßt sie, man flieht sie, man läßt sie frieren, und in dieser Welt muß man die Füße warm halten. Und dann würde ich gewiß die übelste Laune haben: denn warum sind die Frommen, die Andächtigen so hart, so widerlich, so ungesellig? Sie haben sich zu leisten auferlegt was ihnen nicht natürlich ist. Sie leiden, und wenn man leidet, macht man Andere leiden. Das ist weder meine Sache, noch die Sache meiner Gönner. Munter muß ich seyn, ungezwungen, neckisch, närrisch, drollig. Die Tugend fordert Chrfurcht, und Chrfurcht ist unbequem; die Tugend fordert Bewunderung, und Bewunderung ist nicht unterhaltend. Ich habe mit Leuten zu thun, denen die Zeit lang wird, und sie wollen lachen. Nun seht die Thorheit, das Lächerliche macht lachen, und also muß ich ein Thor, ich muß lächerlich seyn. Und hätte mich die Natur nicht so geschaffen, so müßte ich kurz und gut so scheinen. Glücklicherweise brauch ich kein Heuchler zu seyn. Es giebt ihrer ohnehin von allen Farben, ohne die zu rechnen, die sich selbst belügen. Seht doch einmal den Ritter de la Morlière, der seinen Hut aufs Ohr drückt, die Nase in die Höhe trägt, der den Vorbeigehenden über die Schulter ansieht, dem ein langer Degen auf die Schenkel schlägt, der für jeden Unbewaffneten eine Beleidigung bereit hat, der jeden Begegnenden herauszufordern scheint, was thut er? Alles, was er kann, um sich zu überreden, daß er herhaft ist; aber feig ist er. Bietet ihm einen Nasenstüber an, er wird ihn sanftmüthig empfangen. Soll er seinen Ton herabstimmen, so erhebt den Eurigen, zeigt ihm Guern Stock, oder gibt ihm einen Tritt in H.....! Ganz erstaunt, sich so feig zu finden, wird er Euch fragen, wers Euch gesteckt hat, woher Ihr es wissen könnt, daß er eine Memme sey? denn im Augenblick vorher war es ihm selbst noch unbekannt. Durch eine lang gewohnte Nachlässigung muthvollen Betragens hatte er sich selbst überzeugt: er machte so

lange die Gebärden, daß er glaubte, die Sache zu haben. Und jene Frau, die sich fastet, Gefängnisse besucht, allen wohlthätigen Gesellschaften beiwohnt, mit gesenkten Augen einhergeht, keinen Mann gerade ansehen kann, immer wegen Verführung ihrer Sinne besorgt: brennt ihr Herz deshalb weniger? entwischen ihr nicht Seufzer? entzündet sich nicht ihr Temperament? ist sie nicht von Begierden umlagert, und wird nicht ihre Einbildungskraft zu Nacht von gewaltsam verführerischen Bildern ergriffen? Und nun wie ergehts ihr? Was denkt ihre Kammerfrau, die aus dem Bett springt, um einer Gebieterin Hülfe zu leisten, die gefährlich frank scheint. O, gute Justine, lege dich wieder zu Bette! dich rief sie nicht in ihrem Wahnsinn. Sollt es nun Freund Rameau jemals einfallen, das Glück, die Weiber, das gute Leben, den Müßiggang zu verachten, zu catonisiren, was wär er? Ein Heuchler. Rameau sey was er ist, ein glücklicher Räuber unter reichen Räubern, nicht aber ein Tugendprahler oder ein Tugendhafter, der sein Krüschchen Brot allein verzehrt, oder in Gesellschaft von Bettlern. Kurz und gut, Eure Glückseligkeit, das Glück einiger Schwärmer wie Ihr, kann mir nicht gefallen.

Ich. Ich sehe, mein Freund, Ihr wißt nicht was es ist, und seyd nicht einmal im Stande, es kennen zu lernen.

Er. Desto besser für uns, desto besser! Ich stürbe vor Hunger, vor Langerweile und vielleicht vor Neue.

Ich. So rath ich Euch denn, ein- für allemal, geschwind in das Haus zurückzukehren, woraus Ihr Euch so ungeschickt habt verjagen lassen.

Er. Um das zu thun, was Ihr im eigentlichen Sinne nicht missbilligt, und was mir im Figürlichen ein wenig zuwider ist?

Ich. Welche Sonderbarkeit!

Er. Ich finde nichts Sonderbares daran. Ich will mich wohl wegwerfen, aber ohne Zwang; ich will von meiner Würde heruntersteigen ... Ihr lacht?

Ich. Ja! Eure Würde macht mich lachen.

Er. Jeder hat die seinige. Ich will die meine vergessen, aber nach Belieben, und nicht auf fremden Befehl. Sollte man mir sagen: kriech! und ich müßte kriechen? Der Wurm kriecht

wohl, ich auch, und wir wandern beide so fort, wenn man uns gehen läßt; aber wir bäumen uns, wenn man uns auf den Schwanz tritt. Man hat mir auf den Schwanz getreten, und ich werde mich bäumen. Und dann habt Ihr keinen Begriff von dem confusen Zustande, von dem die Rede ist. Denkt Euch eine melancholische, verdrießliche Figur, von Grillen aufgefressen, den weiten Schlafröck zwei- oder dreimal umhergeschlagen, einen Mann, der sich selbst mißfällt, dem alles mißfällt, den man kaum zum Lachen brächte, wenn man sich Körper und Geist auf hundert verschiedene Weisen verrenkte, der mit Kälte die neckischen Gesichter betrachtet, die ich schneide, und die noch neckischen Sprünge meines Witzes! Denn, unter uns, der Pater Noel, der häßliche Benedictiner, so berühmt wegen seiner Grimassen, ist ungeachtet seines Glücks bei Hofe, ohne mich und ihn zu rühmen, gegen mich nur ein hölzerner Pulcinell. Und doch muß ich mich plagen und quälen, um meine Tollhauserhabenheit zu erreichen, die nichts wirkt. Lacht er? Lacht er nicht? das muß ich mich mitten in meinen Verrenkungen fragen, und Ihr begreift, was eine solche Ungewißheit dem Talente hinderlich ist! Mein Hypochonder, den Kopf in die Nachtmütze gesteckt, die ihm die Augen überschattet, sieht völlig aus wie eine unbewegliche Pagode mit einem Faden am Kinn, der bis auf den Sessel herunterhinge. Man passt, der Faden soll gezogen werden, er wird nicht gezogen. Oder wenn die Kinnlade sich öffnet, so buchstabirt sie ein Wort, das Euch zur Verzweiflung bringt, ein Wort, das Euch lehrt, man habe Euch nicht bemerkt, und alle Eure Affereien seheen verloren. Dieses Wort ist eine Antwort auf eine Frage, die Ihr vor vier Tagen an ihn thatet. Es ist gesprochen, die Muscularfeder spannt sich ab, und die Maschine schließt sich. (Nun machte er seinen Mann nach. Er hatte sich auf einen Stuhl gesetzt, den Kopf unbeweglich, den Hut bis auf die Augenbrauen, die Augen halb geschlossen, die Arme hängend, die Kinnlade bewegend, wie ein Automat. Er sagte:) Ja, Mademoiselle, Sie haben Recht! das muß mit Feinheit behandelt werden! Und so entscheidet unser Mann, entscheidet immer in letzter Instanz, Morgens und Abends, am Punktisch, bei Tafel, beim Kaffee, beim Spiel, im Theater, beim Abendessen, im Bette, und,

Gott verzeih mir! ich glaube, in den Armen seiner Geliebten. Diese letzten Entscheidungen zu vernehmen, hatte ich nicht Gelegenheit; aber die übrigen bin ich verteufelt müde. Traurig, dunkel, schneidend wie das Schicksal, so ist unser Patron. Gegen ihm über ist eine Närrin, die wichtig thut, der man wohl sagen möchte, sie sey hübsch, weil sie es noch ist, ob sie gleich im Gesicht hie und da einige Flecken hat, und sich dem Umfang der Madame Bouvillon nähert. Ich liebe hübsches Fleisch, aber zu viel ist zu viel, und die Bewegung ist der Materie so wesentlich. Item sie ist boshafter, eingebildeter, dümmer als eine Gans; item sie will Witz haben; item man muß ihr versichern, daß man überzeugt ist, sie habe mehr als jemand; item das weiß nichts, und das entscheidet auch; item man muß diese Entscheidungen beklatschen, mit Händ- und Füßen Beifall geben, vor Behagen auffspringen, vor Bewunderung sich entzücken. Ach, wie ist das schön, zart, gut gesagt, fein gesehen, vorzüglich empfunden! Wo nehmen die Weiber das her? Ohne Studium, einzig durch die Gewalt des Naturtriebs, durch natürliche Gaben! Das gränzt ans Wunder, und dann sage man uns, Erfahrung, Studium, Nachdenken, Erziehung thäten was dabei! — und mehr solche Albernenheiten. Dann vor Freuden geweint, zehnmal des Tags sich gebückt, ein Knie niedergebogen, den andern Fuß nachgeschleift, die Arme gegen die Göttin ausgestreckt, ihre Wünsche in ihren Augen suchend, abhängend von ihren Lippen, ihre Befehle erwartend, und wie ein Blitz gehorchein. Wer möchte sich nun einer solchen Rolle unterwerfen, als der Elende, der zweimal oder dreimal die Woche die Tribulation seiner Eingeweide an einem solchen Orte besänftigen kann. Was soll man aber von Andern denken, von solchen wie Palissot, Fréron, Poinssinet, Baculard, die nicht arm sind, deren Niederträchtigkeiten sich nicht durch die Vorborhygmen eines leidenden Magens entschuldigen lassen?

Ich. Ich hätte Euch nicht so schwierig geglaubt.

Er. Auch bin ichs nicht. Anfangs bemerkte ich, wie es die Andern machten, und ich machte es wie sie, ja ein wenig besser: denn ich bin unverschämter, besserer Schauspieler, hungriger und mit bessern Lungen versehen. Wahrscheinlich stamm ich in

gerader Linie vom berühmten Stentor ab. (Und um mir einen völligen Begriff von der Gewalt dieses Eingeweiades zu geben, fing er an so gewaltig zu husten, daß die Gläser des Kaffeezimmers zitterten, und die Schachspieler die Aufmerksamkeit auf ihr Spiel für einen Augenblick unterbrachen.)

Ich. Aber wozu soll das Talent?

Er. Rathet Ihr's nicht?

Ich. Nein! ich bin ein wenig beschränkt.

Er. Laßt einmal den Streit im Gang sehn, den Sieg ungewiß. Ich stehe auf, entfalte meinen Donner und sage: Die Sache verhält sich völlig, wie Mademoiselle behauptet! Das heißt urtheilen! Hundert von unsren schönen Geistern sollen es besser machen. Der Ausdruck ist genialisch... Aber man muß nicht immer auf gleiche Weise Beifall geben, man würde eintönig werden, man würde für einen Heuchler gelten, man würde abgeschmackt. Dies läßt sich nur durch Urtheilskraft und Fruchtbarkeit vermeiden. Man muß diese mächtigen und abschließenden Töne vorzubereiten und wohl anzubringen wissen, Gelegenheit und Augenblick ergreifen. Wenn zum Beispiel die Meinungen getheilt sind, wenn der Streit sich bis zum höchsten Grade der Hestigkeit erhoben hat, wenn man sich nicht mehr versteht, wenn alle zusammenreden, so muß man sich besonders halten im Winkel des Zimmers, entfernt von dem Schlachtfeld. Den Ausbruch muß man durch ein langes Stillschweigen vorbereitet haben, und dann schnell wie eine Bombe mitten unter die Streitenden hineinfallen. Niemand versteht diese Kunst besser als ich; aber wo ich überrasche, das ist im Gegentheil. Ich habe kleine Töne, die ich mit einem Lächeln begleite; eine unendliche Menge Beifallsmienen besitz ich. Bald bring ich die Nase, den Mund, die Stirn, die Augen mit ins Spiel. Ich habe eine Gewandtheit der Hüften, eine Art, den Rückgrat zu drehen, die Achseln auf und ab zu zucken, die Finger auszurecken, den Kopf zu biegen, die Augen zu schließen, und mich so verwundert zu zeigen, als hätt ich vom Himmel eine englische und göttliche Stimme vernommen. Das ist es was schmeichelt. Ich weiß nicht, ob Ihr die ganze Kraft dieser letzten Stellung einseht; aber niemand hat mich in der Ausübung übertroffen. Seht nur, seht her!

Ich. Das ist wahr, es ist einzig.

Er. Glaubt Ihr, daß es ein Weiberhirn giebt mit einiger Eitelkeit, die das aushalte?

Ich. Nein! man muß gestehen, Ihr habt das Talent, Narren zu machen und sich zu erniedrigen so weit als möglich getrieben.

Er. Sie mögen sich stellen, wie sie wollen, alle, so viel ihrer sind, dahin gelangen sie nicht. Der beste unter ihnen, zum Beispiel Palissot, wird höchstens ein guter Schüler bleiben. Aber wenn eine solche Rolle uns anfangs unterhält, wenn man einiges Vergnügen findet, sich über die Dummheit derer aufzuhalten, die man trunken macht, am Ende reizt es nicht mehr, und dann nach einer gewissen Anzahl Entdeckungen ist man genöthigt, sich zu wiederholen. Geist und Kunst haben ihre Gränzen. Nur vor Gott und einigen seltenen Geistern erweitert sich die Laufbahn, indem sie vorwärts schreiten. Bouret gehört vielleicht darunter. Manchmal läßt er einen Zug sehen, der mir, ja mir selbst, von ihm den höchsten Begriff giebt. Der kleine Hund, das Buch von der Glückseligkeit, die Fackeln auf dem Weg von Versailles sind Dinge, die mich bestürzen, erniedrigen: das könnte mir gar das Handwerk verleiden.

Ich. Was wollt Ihr mit Euerm kleinen Hund?

Er. Woher kommt Ihr denn? Wie? im Ernst? Euch ist nicht bekannt, wie es dieser außerordentliche Mann anfing, einen kleinen Hund von sich ab, und an den Siegelbewahrer zu gewöhnen, dem er gefallen hatte?

Ich. Mir ist's nicht bekannt.

Er. Desto besser. Das ist eins der schönsten Dinge, die man erdenken kann. Ganz Europa war darüber erstaunt, und jeder Hofmann hat ihn beneidet. Ihr habt doch auch Scharffinn, laßt sehen, was Ihr an seiner Stelle gethan hättest. Bedenkt, daß Bouret von seinem Hunde geliebt war; bedenkt, daß das seltsame Kleid des Ministers das kleine Thier erschreckte; bedenkt, er hatte nur acht Tage, um diese Schwierigkeiten zu überwinden. Man muß die Bedingungen der Aufgabe gut kennen, um das Verdienst der Auflösung genugsam zu schätzen. Nun denn?

Ich. Nun denn! Ich bekenne gern, daß die leichtesten Dinge dieser Art mich in Verwirrung setzen würden.

Er. Hört (sagte er, indem er mir einen kleinen Schlag auf die Achsel gab; denn er ist zudringlich), hört und bewundert! Er läßt sich eine Maske machen, die dem Siegelbewahrer gleicht, er borgt vom Kammerdiener das faltenreiche Gewand, er bedeckt das Gesicht mit der Maske, er hängt das Kleid um. Nun ruft er seinen Hund, streichelt ihn, giebt ihm Kuchen. Dann auf einmal Veränderung der Decoration. Es ist nicht mehr der Siegelbewahrer, Bouret ist, der seinen Hund ruft und peitscht. Nach zwei, drei Tagen von Morgens bis Abends fortgesetzter Uebung lernt der Hund vor Bouret dem Generalpächter fliehen, und sich zu Bouret dem Siegelbewahrer gesellen. Aber ich bin zu gut, Ihr seyd ein Ungläubiger, der nicht verdient, die Wunder zu erfahren, die neben ihm vorgehen.

Ich. Dessen ungeachtet, ich bitte Euch, wie war's mit dem Buch und den Fackeln?

Er. Nein, nein, wendet Euch ans Straßenpflaster! das wird Euch solche Dinge erzählen; und benutzt den Umstand, der uns zusammenbrachte, um Dinge zu erfahren, die niemand weiß als ich.

Ich. Ihr habt Recht!

Er. Gewand und Perrücke zu borgen! Ich hatte die Perrücke des Siegelbewahrers vergessen. Sich eine Maske, die ihm gleicht, zu verschaffen! Die Maske besonders dreht mir den Kopf um. Auch steht dieser Mann in der größten Achtung, auch besitzt er Millionen. Es giebt Ludwigskreuze, die das Brot nicht haben: was laufen sie aber auch nach dem Kreuz mit Gefahr ihrer Glieder, und wenden sich nicht zu einem Stand, der ohne Gefahr ist, und niemals ohne Belohnung? Das heißt man, sich ums Große bemühen. Diese Muster nehmen einem den Mut; man bedauert sich selbst und hat Langeweile. Die Maske! die Maske! Einen meiner Finger gäb ich drum, die Maske gefunden zu haben!

Ich. Aber, mit diesem Enthusiasmus für die schönen Erfindungen, mit dieser Gewandtheit des Genius, habt Ihr denn nichts erfunden?

Er. Verzeiht! Zum Beispiel die bewundernde Stellung des Rückens, von der ich Euch sprach, die seh ich als mein eigen an, ob sie mir gleich durch Neider könnte streitig gemacht werden. Man

mag sie wohl vor mir angewendet haben; aber wer hat wohl gefühlt, wie bequem sie sey, eigentlich über den Thoren zu lachen, den man bewundert? Ich habe mehr als hundert Kunstgriffe, ein junges Mädchen an der Seite ihrer Mutter zu verführen ohne daß es diese merkt, ja sogar mit dazu beiträgt. Raum trat ich in die Laufbahn, als ich alle die gemeinen Manieren, Liebesbriefe zuzustechen, verachtete. Ich habe zehn Mittel, mir sie entreißen zu lassen, und unter diesen Mitteln giebts manche neue, darf ich mir schmeicheln. Besonders besitz ich das Talent, junge schüchterne Männer aufzumuntern. Ich habe manchen angebracht, der weder Geist noch Gestalt hatte. Wäre das alles geschrieben, ich glaube, man würde mir wohl Genie zugestehen.

Ich. Für einen außerordentlichen Mann würdet Ihr gelten.

Er. Ich zweifle nicht.

Ich. An Eurer Stelle würf ich das alles aufs Papier. Schade für die schönen Sachen, wenn sie verloren gehen sollten!

Er. Es ist wahr. Aber Ihr glaubt nicht, wie wenig mir Unterricht und Vorschriften gelten. Wer einer Anweisung bedarf, kommt nicht weit. Die Genies lesen wenig, treiben viel und bilden sich aus sich selbst. Bedenkt nur Cäsarn, Turenne, Vauban, die Marquise Tencin, ihren Bruder, den Cardinal, und seinen Sekretär, den Abbé Trublet — und Bouret! Wer hat Bouret Lection gegeben? Niemand. Die Natur bildet diese seltenen Menschen. Glaubt Ihr denn, daß die Geschichte des Hundes und der Maske irgendwo gedruckt sey?

Ich. Aber in verlorenen Stunden, wenn die krampfhaften Bewegungen Eures leeren Magens oder die Anstrengungen des überfüllten Magens den Schlaf abhalten.

Er. Ich will darauf denken. Besser iſt's, große Sachen zu schreiben, als kleine zu thun. Da erhebt sich die Seele, die Einbildungskraft erhält, entflammt, erweitert sich, anstatt daß sie sich zusammenzieht, wenn man sich in Gegenwart der kleinen Hux über die Albernheit des Publicums verwundern soll, das sich nun einmal in den Kopf setzt, den Zieraffen, die Dangeville, mit Beifall zu überhäufen, die so platt spielt, gebückt auf dem Theater einhergeht, die immer dem in die Augen sieht, mit dem sie spricht, und ihre Grimassen für Feinheit hält, ihr Trippeln für

Grazie; des Publicums, das die emphatische Clairon eben so begünstigt, die magerer, zugestützter, studirter, schwerfälliger ist als möglich. Das unfähige Parterre beklatscht sie, daß alles brechen möchte, und merkt nicht, daß wir ein Knaul von Zierlichkeiten sind. Es ist wahr, der Knaul nimmt ein wenig zu; aber was thuts? haben wir nicht die schönste Haut? die schönsten Augen, den schönsten Schnabel? Freilich wenig Gefühl, einen Gang, der nicht leicht ist, doch auch nicht so linkisch, wie man sagt. Aber was die Empfindungen betrifft, da ist keine, der wir nachgeben.

Ih. Was soll das heißen? Ist es Ironie oder Wahrheit?

Er. Das Uebel ist, daß die Teufelsempfindungen alle inwendig stecken, und daß doch auch keine Dämmerung durchscheint. Aber ich, der mit Euch rede, ich weiß, und weiß gewiß, sie hat Gefühl. Und ifts nicht gerade das, so ifts etwas von der Art. Seht nur, wenn wir böser Laune sind, wie wir die Bedienten behandeln, wie die Kammermädchen Ohrfeigen kriegen, wie wir mit heftigen Fußtritten die zufälligen Theile zu treffen wissen, die sich einigermaßen vom schuldigen Respect entfernen. Das ist ein kleiner Teufel, sag ich, ganz voll Gefühl, und würde . . . Nun, wie siehts aus? Ihr wißt wohl nicht, woran Ihr seyd? Nicht wahr?

Ih. Laßt mich bekennen, ich unterscheide nicht, ob Ihr redlicher oder boshafter Weise redet. Ich bin ein gerader Mann: seyd so gut und geht aufrichtig mit mir zu Werke, laßt Eure Kunst bei Seite!

Er. So sprechen wir von der kleinen Hus, von der Dangerville und der Clairon, hie und da mit einigen Worten gemischt, die anreizen. Mögt Ihr mich doch für einen Taugenichts halten, aber nicht für dumm! Nur ein dummer Teufel oder ein äußerst verliebter Mensch könnte im Ernst so viel Albernheiten vorbringen.

Ih. Und wie entschließt man sich, sie zu sagen?

Er. Das macht sich nicht auf einmal; aber nach und nach kommt man dazu. Ingenii largitor venter.

Ih. Man muß aber grimmigen Hunger haben.

Er. Das ist möglich. Indessen so stark Euch das auch scheinen mag, jene sind mehr gewohnt, dergleichen zu hören, als wir es zu sagen.

Ich. Ist denn einer, der sich untersteht, Eurer Meinung zu sehn?

Er. Was heißt Ihr einer? Das ist die Gesinnung, die Sprache der ganzen Gesellschaft.

Ich. Die muß also aus Taugenichtsen und aus Dummköpfen bestehen.

Er. Dummköpfen? Ich schwör Euch, es ist nur einer darunter, und zwar jener, der uns gastirt, damit wir ihn zum Besten haben sollen.

Ich. Wie dürft Ihr es aber so grob machen? denn die Talente der Dangeville und Clairon sind entschieden.

Er. Man schlingt die Lüge, die uns schmeichelt, in vollen Zügen hinab, und kostet Tropfen für Tropfen die Wahrheit, die uns bitter ist. Und dann haben wir auch so durchdrungene Mienen, ein so wahrhaftes Aussehen.

Ich. Und doch müßt Ihr einmal gegen die Grundsätze der Kunst gesündigt haben. Es müssen Euch einmal aus Versehen einige bittere Wahrheiten entwicikt seyn, von solchen, die verlehen: denn ungeachtet Eurer Rolle, die so elend, verworfen, niederträchtig und abscheulich ist, habt Ihr im Grunde eine zarte Seele.

Er. Ich? Keineswegs. Der Teufel hole mich, wenn ich im Grunde weiß, was ich bin. Im Ganzen hab ich den Geist rund wie eine Kugel, und den Charakter frisch wie eine Weide, niemals falsch, wenn es mein Vortheil ist, wahr zu seyn, niemals wahr, wenn ich es einigermaßen nützlich finde, falsch zu seyn. Ich sage die Sachen, wie sie mir ins Maul kommen: vernünftig, desto besser; ungehörig, man merkt nicht darauf. Ich spreche frei vor mich hin: ich habe niemals in meinem Leben gedacht, weder vor dem Reden, noch im Reden, noch nach dem Reden. Auch findet sich niemand beleidigt.

Ich. Aber das ist Euch doch mit den braven Leuten begegnet, mit denen Ihr lebtet, und die für Euch so viel Güte hatten.

Er. Was wollt Ihr? Es ist ein Unglück, ein falscher Augenblick, wie es ihrer im Leben giebt. Kein Glück hält an. Mir ging es zu gut: das konnte nicht dauern. Wir haben, wie

Ihr wißt, die zahlreichste, ausgesuchteste Gesellschaft; es ist eine Schule der Menschlichkeit, eine Erneuerung der alten Gastfreundschaft. Alle Poeten, die fallen, wir raffen sie auf. Wir hatten Palissot nach seiner Zara, Bret nach dem Faux généreux, alle verschrienen Musiker, alle Schriftsteller, die man nicht liest, alle ausgepfiffenen Schauspielerinnen, alle ausgezischten Schauspieler, ein Haufen verschämter Armen, platte Schmarotzer, an deren Spitze ich mich zu stellen die Ehre habe, als wackerer Anführer eines furchtsamen Haufens. Das erstemal, wenn sie sich zeigen, muntere ich sie auf. Ich verlange zu trinken für sie. Nehmen sie doch gar so wenig Platz weg! Abgerissene junge Leute, die nicht wissen wohin, aber die eine Figur haben. Andere Schelme, die den Patron streicheln, um ihn einzuschläfern, um alsdann die Patronin zu umschweben. Wir scheinen munter; aber im Grunde haben wir alle bösen Humor und gewaltigen Appetit. Wölfe sind nicht heißhungriger, Tiger nicht grausamer. Wir verzehren wie Wölfe, wenn die Erde lange mit Schnee bedeckt war; wir zerreißen wie Tiger alles, was Glück macht. Manchmal vereinigen sich Bertin, Mésenge und Villemorin; dann giebt es erst einen schönen Lärm im Thiergarten. Niemals sah man soviel traurige, übelwollende, übelthätige und erzürnte Bestien. Da hört man nur die Namen Buffon, Duclos, Montesquieu, Rousseau, Voltaire, d'Allembert, Diderot und Gott weiß, mit welchen Beinamen begleitet. Niemand hat Geist, wenn er nicht so abgeschmackt ist wie wir. Und so ist der Plan des Schauspiels: Die Philosophen, erfunden worden. Die Scene des Bücherträdlers hab ich selbst geliefert, nach Anlaß der Rockentheologie, und Ihr seyd nicht mehr geschont als ein anderer.

Ich. Desto besser! Vielleicht erzeigt man mir mehr Ehre als ich verdiene. Ich wäre gedemüthigt, wenn sie, die so viel Uebels von geschickten und ehrlichen Leuten sprechen, sich einfallen ließen, von mir Gutes zu reden.

Er. Wir sind viele, und jeder muß seine Zeche bezahlen. Wenn die großen Thiere geopfert sind, dann kommt es an die andern.

Ich. Wissenschaft und Tugend angreifen, um zu leben, das ist sehr theures Brot.

Er. Ich sagte es Euch schon, wir sind ohne Consequenz.  
Goethe, Werke. Auswahl. XXV.

Wir lästern alle Menschen und betrüben Niemand. Manchmal findet sich auch bei uns der schwerfällige Abbé d'Olivet, der dicke Abbé Le Blanc, der Heuchler Batteux. Der dicke Abbé ist nur boshaft vor Tafel: nach dem Caffee wirft er sich in einen Sessel, die Füße gegen den Kaminsockel gestemmt; da schläft er ein, wie ein alter Papagei auf der Stange. Wird aber der Lärm gewaltsam, dann gähnt er, dehnt sich, reibt die Augen und sagt: Nun, nun, was gibts? — Es fragt sich, ob Piron mehr Geist habe als Voltaire? — Verstehen wir uns, Geist sagt Ihr, von Geschmack ist nicht die Rede. Denn vom Geschmack ahnt Piron nicht das Mindeste. — Nicht das Mindeste? — Nein... Und nun geht eine Abhandlung über den Geschmack los. Der Patron macht ein Zeichen mit der Hand, daß man ihn höre; denn auf Geschmack glaubt er sich besonders zu verstehen. Der Geschmack sagt er... der Geschmack ist ein Ding... Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab; er wußte es selbst nicht. Manchmal haben wir Freund Robbé: der tischt uns seine cynischen Märchen auf von convulsionären Wundern, wovon er Augenzeuge war, manchmal auch einen Gesang seines Gedichtes über einen Gegenstand, den er gründlich kennt. Ich hasse seine Verse, aber ich hör ihn gern lesen; er hat das Ansehen eines Besseren; alle schreien um ihn her: Das heißt doch ein Poet! Unter uns, diese Poesie ist nichts als ein Charivari von allerlei confusen Klängen, ein barbarisches Tongemisch der Erbauer des Babylonischen Thurmes. Auch kommt manchmal ein Pinselgesicht von plattem und dummem Ansehen, der aber Verstand wie ein Teufel hat, und boshafter ist als ein alter Affe. Es ist eine von den Figuren, die zu Spötttereien und Nasenstübern reizen, die aber Gott zur Züchtigung der Menschen geschaffen hat, die nach der Gesichtsbildung urtheilen, und die ihre Erfahrung hätte belehren sollen, daß es eben so leicht ist, ein Mann von Geist zu seyn, und das Ansehen eines Dummkopfs zu haben, als den Dummkopf unter einer geistreichen Phisiognomie zu verbergen. Es ist eine gemeine Niederträchtigkeit, Andern zum Zeitvertreib einen Gutmütigen aufzuopfern, und gewöhnlich fällt man auf diesen. Dies ist eine Falle, die wir dem Neuankommenden legen, und ich habe fast niemand gefunden, der nicht hineingetappt wäre.

Manchmal bewunderte ich die Richtigkeit der Bemerkungen dieses Narren über Menschen und Charaktere, und gab es ihm zu verstehen. Aus der schlechten Gesellschaft, antwortete er mir, läßt sich Vortheil ziehen, wie aus der Liederlichkeit. Hier entschädigt uns der Verlust der Vorurtheile wegen des Verlustes der Unschuld; in der Gesellschaft der Bösen, wo das Laster sich ohne Maske zeigt, lernt man sie kennen. Er hat Recht; aber ich habe auch ein wenig gelesen.

Ich. Was habt Ihr gelesen?

Er. Gelesen hab ich und lese, und unaufhörlich les ich wieder Theophrast, La Bruyère und Molliere.

Ich. Das sind vortreffliche Bücher.

Er. Sie sind viel besser als man denkt; aber wer versteht sie zu lesen?

Ich. Federmann, nach dem Maß seines Geistes.

Er. Fast niemand. Könnt Ihr mir sagen, was man darin sucht?

Ich. Unterhaltung und Unterricht.

Er. Aber welchen Unterricht? denn darauf kommt es an.

Ich. Die Kenntniß seiner Pflichten, die Liebe der Tugend, den Haß des Lasters.

Er. Ich aber lerne daraus alles, was man thun soll, und alles, was man nicht sagen soll. Also wenn ich den Geizigen lese, so sag ich mir: Sei geizig, wenn du willst; nimm dich aber in Acht, wie ein Geiziger zu reden! Les ich den Tartusse, so sag ich mir: Seh ein Heuchler, wenn du willst; aber sprich nicht wie ein Heuchler! Behalte die Laster, die dir nützlich sind, aber bewahre dich vor dem Ton, vor den Neußerungen, die dich lächerlich machen würden! Und dich vor diesem Ton, diesen Neußerungen zu bewahren, mußt du sie kennen. Nun haben sie dir diese Autoren vortrefflich geschildert. Ich bleibe was ich bin, aber ich handle und rede, wie sichs geziemt. Ich bin nicht von denen, die den Moralisten verachten. Es ist viel zu lernen, besonders bei denen, die die Moral in Handlung gesetzt haben. Das Laster beleidigt die Menschen nur von Zeit zu Zeit, die lasterhaften Charaktere beleidigen sie von Morgens bis Abends. Vielleicht wär es besser, insolent zu seyn, als so auszusehen.

Ein so insolenter Charakter verlebt nur manchmal, ein insolentes Ansehen verlebt immer. Uebrigens bildet Euch nicht ein, daß ich der einzige Leser meiner Art sey. Ich habe hier kein anderes Verdienst als systematisch, durch richtigen Blick, eine vernünftige und wahre Ansicht das geleistet zu haben, was Andere aus Instinct thun. Daher kommt, daß ihr vieles lesen sie nicht besser macht als mich, und daß sie noch dazu lächerlich bleiben wider ihren Willen, anstatt daß ichs nur bin, wenn ich will, und sie alsdann weit hinter mir zurücklasse: denn dieselbe Kunst, die mich lehrt bei gewissen Gelegenheiten, das Lächerliche vermeiden, lehrt mich bei andern, es glücklich erwischen. Dann erinnere ich mich an alles was andere gesagt haben, an alles was ich gelesen habe; und dann füg ich noch alles hinzu was auf meinem Grund und Boden wächst, der in dieser Art ganz erstaunliche Früchte trägt.

Ich. Ihr habt wohl gethan, mir diese Geheimnisse zu öffnen; sonst hätt ich glauben müssen, Ihr widersprächt Euch selber.

Er. Ich widerspreche mir nicht: denn für Einen Fall, wo man das Lächerliche zu vermeiden hat, giebt es glücklicherweise hundert, wo man sichs geben muß. Es giebt keine bessere Rolle bei den Großen, als die Rolle der Narren. Lange gab es einen wirklich betitelten Narr des Königs; niemals hat jemand den Titel eines Weisen des Königs getragen. Ich bin der Narr Bertins und mehrerer Andern, Eurer vielleicht in diesem Augenblick; vielleicht seyd Ihr der meine. Wer weise wäre, hätte keine Narren; wer einen Narr hat, ist nicht weise, und ist er nicht weise, so ist er ein Narr, und vielleicht wäre der König der Narr seines Narren. Uebrigens bedenkt, daß in einer so veränderlichen Sache, wie die Sitten sind, nichts absolut, wesentlich und allgemein wahr oder falsch ist, außer daß man sey, was unser Vortheil gebietet, gut oder böse, weise oder närrisch, anständig oder lächerlich, ehrbar oder lasterhaft. Wenn zufälligerweise die Tugend zum Glück geführt hätte, so wär ich tugendhaft gewesen, oder hätte die Tugend geheuchelt wie ein anderer. Man hat mich lächerlich haben wollen, und dazu hab ich mich gebildet. Bin ich lasterhaft, so hat die Natur allein den Aufwand gemacht. Wenn ich lasterhaft sage, so red ich nur Eure Sprache: denn wenn wir

uns erklären wollten, so wäre wohl möglich, Ihr hießet Laster, was ich Tugend nenne, und was ich Laster nenne, Tugend.

So kommen auch zu uns die Autoren der komischen Oper, ihre Schauspieler und Schauspielerinnen, öfter aber die Unternehmer, Corbie und Motté, alles Leute von Geschick und vorzüglichen Verdiensten. Ach, ich vergaß die großen Kritiker der Literatur: l'Avant-coureur, les petites Affiches, l'Année littéraire, l'Observateur littéraire, le Censeur hebdomadaire, das ganze Gezücht der Blättler.

Ih. Die Année littéraire, der Observateur littéraire? Das ist nicht möglich, die verabscheuen sich.

Er. Das ist wahr! aber alle Bettler versöhnen sich um den hölzernen Suppennapf. Der verfluchte Observateur littéraire, daß der Teufel ihn und seine Blätter geholt hätte! Das ist der Hund, der kleine geizige Priester, der stinkende Bucherer, der Ursache ist an meinem Unglück. Gestern erschien er zum erstenmal an unserm Horizont, zur Stunde, die uns alle aus unsern Löchern treibt, zur Stunde des Mittagessens. Glücklich, wenn es schlechtes Wetter ist, glücklich derjenige unter uns, der ein Bierundzwanzig-sousstück in seiner Tasche hat, um den Wagen zu bezahlen. Da spottet man wohl über seinen Mitbruder, der bis an den Rückgrat schmutzig und bis auf die Knochen geneckt erscheint, und kommt Abends doch wohl selbst eben so zugerichtet in seine Wohnung zurück. Ja, es war einmal einer, der vor einigen Monaten einen heftigen Streit mit dem Savoyarden unserer Thüre hatte. Sie standen auf Rechnung mit einander: der Gläubiger wollte bezahlt seyn, der Schuldner war nicht bei Gelde, und konnte doch nicht hinauf ohne durch jenes Hände gegangen zu seyn. Es wird aufgetragen: man erzeigt dem Abbé die Ehre, ihn obenan zu setzen. Ich trete hinein, und werde ihn gewahr. Wie, sagte ich, Abbé, Ihr präsidirt? Das ist gut für heute; aber morgen, wenns Euch beliebt, rückt Ihr um einen Teller herunter, und so immer von Teller zu Teller, bis Ihr von dem Platz, den ich auch einmal eingenommen, Fréron einmal nach mir, Dorat einmal nach Fréron, Palissot einmal nach Dorat, bis Ihr endlich stationär werdet neben mir armen, platten Schuft Eures Gleichen, che siedo sempre come un maestoso e—o fra duoi e—i.

Der Abbé, ein guter Teufel, der alles leicht nimmt, lachte dazu; auch Mademoiselle, von der Wahrheit meiner Bemerkung und der Richtigkeit meiner Vergleichung durchdrungen, lachte gleichfalls. Alle, die neben ihm zur Rechten und zur Linken saßen, oder die er um einen Kerbschnitt heruntergedrängt hatte, singen an zu lachen. Alle Welt lacht, ausgenommen der Herr, der böse wird und mir Neden hält, die nichts bedeutet hätten, wenn wir allein gewesen wären. Nameau, Ihr seyd ein imperitinerter Bursche! — Ich weiß es: denn auf diese Bedingung habt Ihr mich aufgenommen. — Ein Schuft! — Wie ein anderer. — Ein Bettler! — Wär ich sonst hier? — Ich werde Euch hinauswerfen lassen. — Nach Tische werd ich von selbst gehen. — Das rath ich Euch! — Man speiste, und ich verlor keinen Bissen. Nachdem ich gut gegessen und reichlich getrunken hatte — denn im Ganzen wär es nicht mehr, noch weniger gewesen; Messer Gaster ist eine Person, mit der ich niemals getrofft habe; jetzt entschloß ich mich, und schickte mich an zum Weggehen: denn ich hatte doch in Gegenwart von so Vielen mein Wort verpfändet, daß ichs wohl halten mußte. Ich brauchte viel Zeit, um in dem Zimmer herum nach Hut und Stock zu suchen, wo sie nicht waren. Immer dacht ich, der Patron würde sich abermals in Schimpfwörtern auslassen,emand würde als Mittelperson auftreten, und wir würden uns zuletzt vor lauter Zanken wieder versöhnen. Ich drehte mich und drückte mich: denn ich hatte nichts auf dem Herzen. Aber der Patron, düsterer und schwärzer als Apoll beim Homer, da er seine Pfeile unter das Heer der Griechen schießt, die Mühe noch einmal so tief als gewöhnlich eingedrückt, ging im Zimmer hin und wieder, die Faust unter dem Kinn. Mademoiselle nahte sich mir: Aber, Mademoiselle, was giebts denn besonders? War ich denn heute von mir selbst verschieden? — Ihr sollt fort! — Ich will fort; aber ich habe den Patron nicht beleidigt. — Verzeiht mir, man lädt den Herrn Abbé und . . . — Der Patron hat gefehlt, daß er den Abbé einlud, daß er mich aufnahm, und mit mir so viele schöne Wesen als ich bin. — Frisch, kleiner Nameau, ihr müßt mir den Herrn Abbé um Verzeihung bitten! — Was brauch ich die? — Fort, fort! das wird sich alles geben! — Sie nimmt mich bei der

Hand, sie zieht mich gegen den Sessel des Abbé. Abbé, sag ich, das ist alles doch sehr lächerlich; nicht wahr? Und dann fang ich an zu lachen, und er auch. Da war ich nun von Einer Seite entschuldigt; nun mußte ich aber zur andern, und was ich da zu sagen hatte, war von anderer Sorte. Ich weiß nicht recht mehr wie ich meine Entschuldigung wendete. Mein Herr, hier ist der Narr . . . — Schon zu lange ist er mir beschwerlich; ich will nichts mehr von ihm wissen! — Man ist erzürnt . . . — Ja sehr erzürnt! — Das soll nicht mehr begegnen! — Beim ersten Schuft . . . — Ich weiß nicht, war er gerade diesen Tag von solcher Laune, wo Mademoiselle ihn nur mit Sammethandschuhen anzurühren traut, oder verstand er nicht recht, was ich sagte, oder sprach ich nicht recht? genug, es war schlimmer als vorher. Was Teufel! kennt er mich denn nicht, weiß er denn nicht, daß ich wie die Kinder bin, und es Umstände giebt, wo ich alles unter mich gehen lasse? Und, Gott verzeih mir! soll ich mirs denn nicht auch einmal bequem machen? Eine Gliederpuppe von Stahl könnte man abnutzen, wenn man von Morgen bis in die Nacht am Faden zöge. Ich muß ihnen die Zeit vertreiben, das ist meine Bedingung; aber ich muß mir manchmal doch auch einen Spaß machen. Mitten in dieser Verworrenheit ging mir ein unglücklicher Gedanke durch den Kopf, ein Gedanke, der mir Trotz einfloßt, ein Gedanke, der mich zur Rühnheit, zur Zornlosigkeit erhob, nämlich daß man mich nicht missen könne, daß ich ein wesentlicher Mann sey.

Ich. Ja, ich glaube, daß Ihr ihnen sehr nützlich seyd, aber daß sie es Euch noch mehr sind. Ihr findet nicht, wenn Ihr wollt, ein so gutes Haus wieder; aber sie für einen Narren, der ihnen abgeht, finden sie hundert.

Er. Hundert Narren wie mich, Herr Philosoph, die sind nicht so gemein! Ja platte Narren. Aber in Betreff der Narrheit nimmt mans genauer als bei Talent und Tugend. Ich bin selten in meiner Art, ja sehr selten. Jetzt, da sie mich nicht mehr haben, was machen sie? Sie haben Langeweile wie die Hunde. Ich bin ein unerschöpflicher Sack von Albernheiten. Alle Augenblicke thut ich einen Ausfall, der sie bis zu Thränen lachen machte. Ich war für sie ein ganzes Tollhaus.

Ich. Auch hattet Ihr Tisch, Bett, Kleid, Weste und Hosen, Schuhe und eine Pistole monatlich.

Er. Das ist die schöne Seite, das ist der Gewinn. Aber von den Lasten sagt ihr nichts. Erhob sich ein Gerücht, ein neues Theaterstück sey im Werke, was für Wetter auch war, mußte ich in allen Pariser Dachstuben herumstöbern bis ich den Verfasser gefunden hatte. Ich mußte mir das Stück zum Lesen verschaffen, und ganz künstlich merken lassen, darin sey eine Rolle, die eine meiner Bekanntschaft vortrefflich spielen würde. — Und wer denn, wenns beliebt! — Wer denn? schöne Frage! Es sind die Grazien, die Zierlichkeit, die Feinheit . . . — Mademoiselle Dangeville, wollt Ihr sagen. Solltet Ihr sie vielleicht kennen? — Ja, ein wenig; aber sie ist es nicht. — Und wer denn? — Ganz leise sprach ich den Namen. — Sie! — Ja sie, verseztete ich, ein wenig beschämt: denn manchmal hab ich auch Schamhaftigkeit, und bei dem Namen hätte man sehen sollen, wie das Gesicht des Poeten sich verlängerte, und manchmal, wie man mir ins Gesicht lachte. Indessen, er mochte wollen oder nicht, sollte ich meinen Mann zum Mittagessen herbeischaffen, und er, der sich vor Verbindlichkeiten fürchtete, zog sich zurück, dankte. Und dann mußte man sehen, wie ich behandelt ward, wenn ich das Geschäft nicht glücklich durchsetzte. Da war ich ein Tropf, ein dummer, schwerfälliger Bursche, zu nichts nütze, das Glas Wasser nicht werth, das mir gereicht ward. Schlimmer gings noch, wenns zur Aufführung kam, und ich unerschrocken mitten unter dem Hohngeschrei des Publicums, das richtig urtheilt, man mag sagen was man will, mein einzelnes Klatschen mußte vernehmen lassen. Alle Blicke fielen dann auf mich, und ich leitete manchmal das Pfeifen von der Schauspielerin ab und auf mich herunter. Da hörte ich neben mir lispelein: Das ist einer von den verkleideten Bedienten ihres Liebhabers. Der Schuft! wird er schweigen? . . . Niemand weiß, was dazu bestimmen kann; man glaubt, es sey Albernhheit; indessen es ein Beweggrund ist, der alles entschuldigt.

Ich. Und selbst die Uebertretung der bürgerlichen Geseze.

Er. Am Ende lernte man mich kennen und sagte: Dies ist Rameau! Mein Rettungsmittel war, einige ironische Worte drein

zu werfen, die mein einzelnes Klatschen vom Lächerlichen retteten. Man legte es im Gegensinn aus.

Ich. Warum wendetet Ihr Euch nicht an die Wache?

Er. Das kam auch vor, doch nicht gern. Ehe es zum Richtplatz ging, mußte man sich das Gedächtniß mit glänzenden Stellen anfüllen, wo es Zeit war, den Ton zu geben. Begegnete es mir, sie zu vergessen oder mich zu vergreifen, so hatt ich das Unglück bei meiner Rückkehr. Das war ein Lärm, wovon Ihr keinen Begriff habt. Und dann immer eine Koppel Hunde zu füttern! Es ist wahr, ich hatte mir alberner Weise dieses Geschäft selbst aufgelegt. Nicht weniger die Katzen, über die ich die Oberaufsicht hatte. Ich war nur zu glücklich, wenn Micou mich mit der Tatze begünstigte und mir die Manschette oder die Hand zerriß. Criquette hat oft Kolik und da reib ich ihr den Bauch. Sonst hatte Mademoiselle Vapeurs, jetzt finds die Nerven. Ich rede nicht von andern leichten Indispositionen, derenthalb man sich vor mir nicht Zwang anthut. Das mag hingehen. Meine Sache wars niemals, jemand lästig zu sein. Ich las, ich weiß nicht wo, daß ein Fürst mit dem Namen der Große manchmal über die Rücklehne des Nachtstuhls seiner Maitresse gebeugt stand. Man macht sichs bequem mit seinen Hausgenossen, und das war ich damals mehr als jemand. Ich bin der Apostel der Familiarität, der Bequemlichkeit: ich predigte sie durch Beispiel ohne daß man es hoch aufnahm; ich konnte mich nur gehen lassen. Nun hab ich Euch den Patron zum Besten gegeben. Mademoiselle fängt an ein wenig schwer zu werden, man erzählt die lustigsten Märchen.

Ich. Ich hoffe doch nicht Ihr?

Er. Warum nicht?

Ich. Es ist wenigstens unanständig, seine Wohlthäter lächerlich machen.

Er. Aber ist es nicht noch schlimmer, sich durch Wohlthaten berechtigt glauben, den Begünstigten zu erniedrigen?

Ich. Aber wenn der Begünstigte nicht schon von selbst niedrig wäre, nichts würde dem Gönner diese Macht verleihen.

Er. Aber wenn die Personen nicht lächerlich von selbst wären, so gäb es keine hübschen Märchen. Und ist es denn mein Fehler,

daß sie sich mit Lumpen bepacken, und wenn sie mit Lumpen bepackt sind, daß man sie verräth, sie in den Roth schleift? Entschließt man sich, mit Leuten zu leben wie wir sind, und man hat nur Menschenverstand, so muß man sich auf den schwärzesten Undank gefaßt machen. Wenn man uns aufnimmt, kennt man uns nicht als das was wir sind, als eigennützige, niederträchtige, treulose Seelen? Kennt man uns, so ist alles gethan. Es besteht nun eine stillschweigende Uebereinkunft, daß man uns Gutes thun wird, und daß wir, früher oder später, das Gute mit Bösem vergelten werden. Diese Uebereinkunft besteht sie nicht zwischen dem Menschen und seinem Affen und seinem Papagei? Was erhebt Lebrun für ein Geschrei, daß Palissot, sein Tischgenosse, sein Freund, gegen ihn Spottreime gemacht hat? Palissot hat Spottreime machen müssen und Lebrun hat Unrecht. Poinsinet erhebt ein lautes Geschrei, daß Palissot ihm die Reime gegen Lebrun aufbürdet. Palissot hat Poinsinet die Reime aufbürden müssen, die er gegen Lebrun gemacht hat, und Poinsinet hat Unrecht. Der kleine Abbé Rey exhebt ein lautes Geschrei, daß sein Freund Palissot ihm seine Maitresse weggeschlappt hat, zu der er ihn einführte. Er hätte Palissot nicht bei seiner Maitresse einführen sollen, oder er mußte sich gleich entschließen, sie zu verlieren. Palissot hat seine Schuldigkeit gethan, und der Abbé Rey hat Unrecht. Mag Helvetius ein lautes Geschrei exheben, daß Palissot ihn als einen schlechten Mann aufs Theater bringe, ihn, dem Palissot noch Geld schuldig ist, das er ihm borgte, um sich curiren zu lassen, sich zu nähren, sich zu kleiden. Sollte sich der Wohlthäter eine andere Behandlung erwarten von Seiten des Mannes, der mit allen Arten von Schändlichkeit befleckt ist, der zum Zeitvertreib seinen Freund die Religion abschwören läßt, der sich der Güter seiner Gesellen bemächtigt, der weder Treue, noch Gesetz, noch Gefühl kennt, der nach dem Glück läuft per fas et nefas, der seine Tage nach seinen Verbrechen zählt, der sich selbst auf dem Theater als einen der gefährlichsten Schelmen dargestellt hat — eine Unklugheit, wovon schwerlich ein Beispiel vorhanden ist, noch sich künftig finden wird. Nein, es ist also nicht Palissot, es ist Helvetius, der Unrecht hat. Wenn man einen jungen Burschen aus der Provinz in den Thiergarten von

Versailles bringt, und er aus Dummheit die Hand durchs Gitter zum Tiger oder Panther hineinstreckt, und der Bursche seinen Arm in dem Rachen des wilden Thieres läßt, wer hat dann Unrecht? Das alles ist im stillschweigenden Vertrag enthalten. Desto schlimmer für den, der ihn nicht kennt oder vergißt! — Wie viele Menschen lassen sich nicht durch diesen allgemeinen und heiligen Vertrag entschuldigen, die man der Bosheit anklagt, indessen daß man nur sich der Dummheit anklagen sollte! Ja, dicke Gräfin, Ihr habt Schuld, wenn Ihr um Euch her solches Volk versammelt, das man in Eurer Sprache Espèces nennt. Wenn diese Espècen Euch Schlechtigkeiten begehen, und Euch zu Schlechtigkeiten verleiten, und ehrliche Leute gegen Euch aufbringen, so thun die Rechtlichen was sie sollen, und die Espècen auch; Ihr aber habt Unrecht, sie aufzunehmen. Lebte Bertin ruhig und still mit seiner Geliebten, hätten sie sich durch die Rechtlichkeit ihres Charakters rechtliche Bekanntschaften erworben, hätten sie um sich her talentvolle Männer berufen, durch ihre Tugenden bekannte Männer, hätten sie einer kleinen erlesenen und erleuchteten Gesellschaft die Stunden aufbewahrt, die sie der Süßigkeit, zusammen zu seyn, sich zu lieben und sichs im Stillen zu sagen, entziehen mochten, glaubt Ihr, daß man gute oder schlimme Märchen auf sie gemacht hätte? Aber was ist ihnen begegnet? Was sie verdienten. Sie sind wegen ihrer Unflugheit gestraft. Uns hatte die Vorsehung von Ewigkeit her bestimmt, Gerechtigkeit zu üben am jedesmaligen Bertin, und wer uns unter unsren Enkeln gleicht, ist bestimmt, Gerechtigkeit zu üben an den Mésenges und Bertins der Zukunft. Aber indessen wir ihre gerechten Beschlüsse an der Albernheit vollstrecken, was würdet Ihr sagen, die Ihr uns darstellt, wie wir sind, und jene gerechten Rathschlüsse an uns vollstreckt, wenn wir verlangten, daß wir mit schändlichen Sitten der allgemeinen Achtung genießen sollten? Nicht wahr, daß wir toll sind? Aber jene, die ein rechtliches Betragen von Seiten lasterhafter Menschen, weggeworfener und niedriger Charaktere erwarten, sind denn die klug? Alles erhält seinen wahren Lohn in dieser Welt. Es giebt zwei Generalprocuratoren, einer, der Euch aufpaßt und die Verbrechen gegen die Gesellschaft bestraft; die Natur ist der andere: diese kennt alle

überzeugt hatte, daß kein besserer Freund in allen Stämmen Israels zu suchen sey . . . Bewundert mir die Vorsichtigkeit des Menschen! Er eilt nicht, er läßt den Apfel reif werden ehe er den Ast schüttelt; zu viel Lebhaftigkeit könnte das Project zerstören: denn gewöhnlich entsteht die Größe des Charakters aus einem natürlichen Gleichgewicht mehrerer entgegengesetzten Eigenschaften.

Ich. Ich erlaße Euch Eure Betrachtungen; fahrt in der Geschichte fort!

Er. Das geht nicht. Es sind Tage, wo ich Betrachtungen anstellen muß. Das ist eine Krankheit, die man ihrem Lauf zu überlassen hat. Wo war ich denn?

Ich. Bei der genauen Verbindung des Judentums und des Renegaten.

Er. Nun war der Apfel reif . . . Aber Ihr hört mir nicht zu: auf was finnt Ihr?

Ich. Ich sinne über die Ungleichheit Eures Tons. Ihr sprecht bald hoch, bald tief.

Er. Kann die Stimme eines Lasterhaften eine Einheit haben? — Endlich Abends kommt er zu seinem guten Freund mit zerstörter Miene, gebrochener Stimme, todtenbleichem Gesicht, an allen Gliedern zitternd. — Was habt Ihr? — Wir sind verloren! — Verloren und wie? — Verloren, sag ich, verloren ohne Rettung! — Erklärt Euch! — Geduld einen Augenblick, daß ich mich von meinem Schrecken erhole! — So erholt Euch! sagte der Jude, anstatt ihm zu sagen: Du bist ein abgefeimter Spitzbube: ich weiß nicht, was du für Nachricht bringst; aber du bist ein Spitzbube, du spielst den Erschrockenen.

Ich. Und warum sollte der Jude so sagen?

Er. Weil der Renegat in seiner Verstellung das Maß überschritten hatte. Das ist klar für mich. Unterbrecht mich nicht weiter! Wir sind verloren, verloren ohne Rettung! — Fühlt Ihr nicht die Affectation dieses wiederholten verloren? — Ein Verräther hat uns bei der Inquisition angegeben, Euch als Juden, mich als Renegaten, als infamen Renegaten. Seht, wie der Spitzbube nicht erröthet, sich der verhaftesten Ausdrücke zu

bedienen! Es braucht mehr Muth als man denkt, um sich seinen wahren Titel zu geben. Ihr wißt nicht, was es kostet um dahin zu gelangen!

Ih. Freilich nicht. Aber der infame Renegat?

Er. Ist falsch; aber seine Falschheit scheint sehr künstlich. Der Jude erschrikt, reißt sich den Bart aus, wälzt sich an der Erde. Er sieht die Häschter an seiner Thüre, er sieht sich mit dem San Benito geziert, er sieht sein Auto-da-sé bereitet. — Mein Freund, mein zärtlicher, mein einziger Freund, was zu thun? — Betragt Euch mit der größten Ruhe und Sicherheit, betrachtet Euch wie gewöhnlich. Die Procedur des Tribunals ist heimlich, aber langsam; benutzt die Frist, um alles zu verkaufen. Ich miethe oder lasse durch einen Dritten ein Schiff miethen; ja durch einen Dritten, das wird das Beste seyn. Wir bringen Euer Vermögen dahin: denn auf Euer Vermögen ist es vorzüglich angesehen. Und so wollen wir beide unter einem andern Himmel die Freiheit suchen, unserm Gott zu dienen, und in Sicherheit dem Gesez Abrahams und unseres Gewissens gehorchen. Das Wichtigste in der gefährlichen Lage, in der wir uns befinden, ist, ja nichts Unfluges zu begehen. — Gesagt, gethan! Das Schiff ist gemiethet, mit Lebensmitteln und Matrosen versehen, das Vermögen des Juden ist an Bord. Morgen mit Anbruch des Tags fahren sie ab und können nun munter zu Nacht essen und sicher schlafen. In der Nacht steht der Renegat auf, nimmt des Juden Brieftasche, seinen Beutel, seine Juwelen, begibt sich an Bord und weg ist er. Und Ihr denkt wohl, das ist alles. Denkt Ihr? Ich sehe, Ihr seyd der Sache nicht gewachsen. Ich, als man mir dieses Geschichtchen erzählte, rieth ich gleich, was ich Euch verschwieg, um Euern Scharffinn auf die Probe zu stellen. Ihr habt wohl gethan, ein ehrlicher Mann zu seyn: denn Ihr wärt nur ein Schelmchen geblieben. Bis jetzt ist der Renegat nichts weiter; es ist ein verächtlicher Schuft, dem Niemand gleichen möchte. Aber das Erhabene seiner Bosheit zeigt sich erst darin, daß er selbst seinen Freund, den Israeliten, angegeben hatte, daß die Inquisition diesen bei seinem Erwachen in Empfang nahm und nach einigen Tagen ein Lustfeuerchen mit ihm anstellte. Und so war der Renegat ruhiger Besitzer des

Vermögens dieses verfluchten Abkömmlings derer, die unsern Herrn gekreuzigt haben.

Ich. Ich weiß nicht, wovor ich mich mehr entsezen soll, vor der Verruchtigkeit des Renegaten, oder vor dem Ton, mit dem Ihr davon sprecht.

Er. Das ist, was ich Euch sagte. Die Schrecklichkeit der Handlung hebt Euch über die Verachtung weg. Das ist die Ursache meiner Aufrichtigkeit. Ihr solltet einsehen, wie hoch ich in meiner Kunst stehe, Ihr solltet bekennen, daß ich wenigstens original in meiner Erniedrigung sey, und solltet mich in Euerm Kopf in die Reihe der großen Taugenichtse setzen: dann wollte ich rufen: Vivat Mascarillus, fourbum Imperator! Nun lustig, Herr Philosoph, Chorus! Vivat Mascarillus, fourbum Imperator! Und nun führte er einen ganz sonderbaren fugirten Gesang auf. Bald war die Melodie ernst und majestatisch, bald leicht und flatterhaft, bald ahmte er den Bass nach, bald eine Oberstimme, bezeichnete mit Armen und verlängertem Hals die gehaltenen Stellen, componirte, führte sich selbst ein Triumphlied auf, wobei man wohl sah, daß er sich besser auf gute Musik als auf gute Sitten verstand. Ich wußte nicht, sollte ich bleiben oder fliehen, lachen oder mich entrüsten. Ich blieb in der Absicht, die Unterhaltung auf irgend einen Gegenstand zu lenken, der aus meiner Seele den Abscheu, wovon sie erfüllt war, vertreiben könnte. Die Gegenwart eines Menschen fing mir an unerträglich zu werden, der eine erschreckliche That, ein abscheuliches Verbrechen eben behandelte, wie ein Kenner der Malerei oder Poesie die Schönheiten irgend eines vortrefflichen Werkes, oder ein Moralist, ein Historiker die Umstände einer heroischen Handlung erhebt und lebhaft darstellt. Wider meinen Willen ward ich finster. Er bemerkte es und sagte:) Was habt Ihr? befindet Ihr Euch übel?

Ich. Ein wenig! Aber das geht vorüber.

Er. Ihr habt das grämliche Ansehen eines Menschen, der von beschwerlichen Gedanken gepeinigt wird.

Ich. So iſt's auch! (Nachdem wir beide einen Augenblick geschwiegen hatten, indem er pfeifend und singend auf und nieder ging, sagte ich, um ihn auf sein Talent zurückzuführen:) Was macht Ihr jetzt?

Er. Nichts!

Ich. Das ist sehr ermüdend.

Er. Ich war schon dumm genug; nun hab ich diese Musik von Duni und andern jungen Componisten gehört, die mich ganz närrisch macht.

Ich. Billigt Ihr denn diese Art?

Er. Ganz gewiß.

Ich. Und Ihr findet Schönheit in diesen neuen Gesängen?

Er. Ob ich Schönes drin finde? Bei Gott! dafür steh ich Euch. Wie ist das declamirt! welche Wahrheit, welcher Ausdruck!

Ich. Alles Nachgeahmte hat sein Muster in der Natur. Was ist das Muster des Tonkünstlers, wenn er einen Gesang hervorbringt?

Er. Warum nehmt Ihr die Sache nicht höher? Was ist denn ein Gesang?

Ich. Gesteh ich Euch, diese Frage geht über meine Kräfte. So sind wir alle. Wir haben im Gedächtniß nur Worte, die wir zu verstehen glauben, weil wir uns ihrer oft bedienen und sie sogar richtig anwenden. So haben wir auch im Verstand nur unbestimmte Begriffe. Sprech ich das Wort Gesang aus, so hab ich davon keinen bestimmtern Begriff als Ihr und die meisten Eures Gleichen, wenn sie aussprechen: Reputation, Schande, Ehre, Laster, Tugend, Scham, Anstand, Beschämung, Lächerliches.

Er. Der Gesang ist eine Nachahmung durch Töne einer durch Kunst erfundenen, oder wenn es Euch beliebt, durch Natur eingegebenen Tonleiter, sie werde nun durch Stimmen oder Instrumente dargestellt, eine Nachahmung physischer Laute oder leidenschaftlicher Töne; und Ihr seht, daß mit gehöriger Veränderung sich die Definition der Malerei, der Redekunst, der Sculptur und Poesie wohl anpassen ließe. Nun, auf Eure Frage zu kommen: Was ist das Muster des Musikers oder des Gesanges? Es ist die Declamation, wenn das Muster lebendig und empfindend ist; es ist der Klang, wenn das Muster unbelebt ist. Man muß die Declamation wie eine Linie ansehen und den Gesang wie eine andere Linie, die sich um die erste herschlängelt. Je mehr diese Declamation, Muster des Gesangs, stark und wahr ist, an je

mehr Punkten der Gesang, der sich ihr gleichstellt, sie durchschneidet, desto schöner wird er seyn. Und das haben unsere jungen Musiker gar wohl gefühlt. Wenn man hört: Je suis un pauvre diable, so glaubt man die Klage eines Geizigen zu vernehmen. Sänge er nicht, so würde er in denselbigen Tönen zur Erde sprechen, wenn er ihr sein Gold vertraut und zu ihr sagt: O terre, reçois mon trésor. Und nun das kleine Mädchen, das sein Herz Klopfen fühlt, das roth wird, sich verwirrt, und den gnädigen Herrn bittet, sie loszulassen, würde sie sich anders ausdrücken? In diesen Werken giebt es die verschiedensten Charaktere, eine unendliche Wahrheit von Declamation; das ist vor trefflich, ich sag es Euch. Geht, geht! die Arie zu hören, wo der junge Mann, der sich sterben fühlt, ausruft: Mon coeur s'en va! Hört den Gesang, hört die Begleitung, und sagt mir nachher, welch ein Unterschied sey zwischen den wahren Tönen eines Sterbenden und der Wendung dieses Gesangs. Ihr werdet sehen, daß die Linie der Melodie ganz mit der Linie der Declamation zusammenfällt. Ich rede nicht von dem Tact, der auch eine Bedingung des Gesangs ist, ich halte mich an den Ausdruck, und es ist nichts Wahreres als folgende Stelle, die ich irgendwo gelesen habe: *Musices-seminarium accentus*, der Accent ist die Pflanzschule der Melodie. Und darum überlegt nur, wie schwer und bedeutend es ist, ein gutes Recitativ schreiben zu können. Es giebt keine schöne Arie, woraus man nicht ein schönes Recitativ machen könnte, kein schönes Recitativ, daraus ein geschickter Mann nicht eine schöne Arie ziehen sollte. Ich möchte nicht behaupten, daß einer, der gut recitirt, auch gut singen werde; aber ich wäre sehr verwundert, wenn der, der gut singt, nicht gut recitiren sollte. Und glaubt nur alles, was ich Euch sage, denn es ist wahr.

Ich. Von Herzen gern, wenn ich nur nicht durch eine kleine Bedenklichkeit abgehalten würde.

Er. Und diese Bedenklichkeit?

Ich. Wenn eine solche Musik sublim ist, so muß die des göttlichen Lulli, des Campra, des Destouches, des Mouret, und, unter uns gesagt, des lieben Onfels, ein wenig platt seyn.

Er (sich meinem Ohr nähern). Ich wollte nicht, daß man mich

hörte, denn hier sind viele Leute, die mich kennen: sie ist's auch. Ich rede leise, nicht weil ich mich um den lieben Onkel bekümmere, den Ihr immer lieb heißen mögt! Aber von Stein ist er, und wenn mir die Zunge ellenlang aus dem Halse hinge, so gäb er mir kein Glas Wasser. Nun mag ers auch mit der Octave und Septime probiren: Hon, hon; hin, hin; tu, tu, tu; tur le tutu und dem sämmtlichen Teufelslärme. Alle, die anfangen, sich darauf zu verstehen, und die das Getöse nicht mehr für Musik nehmen, werden sich niemals mehr daran befriedigen. Ja, wenn man durch eine Policeiverordnung den Personen aller Art und Standes verbieten könnte, das Stabat von Pergolese singen zu lassen! Das Stabat sollte man durch die Hand des Henkers verbrennen. Wahrhaftig, diese verfluchten Schalksnarren mit ihrer Servante maîtresse, mit ihrem Tracolle haben uns einen gewaltigen Rippenstoß gegeben. Chemals gingen Tancrède, Issé, Europe galante, les Indes, Castor, les talens lyriques vier, fünf, sechs Monate, die Vorstellungen Armidens wollten gar nicht endigen; jetzt fällt das alles über einander wie Kartenmänner. Auch speien Rebel und Francoeur deshalb Feuer und Flammen. Sie sagen, alles gehe verloren, sie sehen zu Grunde gerichtet, und wenn man länger diese Jahrmarktsänger dulde, so sey die Nationalmusik zum Teufel, und die Königliche Akademie im Sackgäschchen könne nur ihren Laden zumachen. Es ist wohl was Wahres dran. Die alten Perrücken, die seit dreißig, vierzig Jahren alle Freitage zusammenkommen, anstatt sich wie sonst unterhalten zu sehen, haben Langeweile und gähnen ohne zu wissen warum? sie fragen sich und wissen nicht warum? Warum wenden sie sich nicht an mich? Dünis Weissagung wird erfüllt werden, und den Weg, den das nimmt, will ich sterben, wenn in vier oder fünf Jahren, vom Peintre amoureux de son modèle an gerechnet, die Herren im berühmten Sackgäschchen nicht völlig auf den Hefen sind. Die guten Leute haben ihre Symphonieen aufgegeben, um Italiänische Symphonieen zu spielen; sie haben geglaubt, ihre Ohren sollten sich an diese gewöhnen ohne daß der bisherigen Vocalmusik Eintrag geschähe, eben als wenn die Symphonie sich nicht zum Gesang verhielte, abgezogen ein wenig Leichtfertigkeit, wozu der Umsang des Instruments, die Beweg-

Lichkeit der Finger Einen wohl verleiten kann, wie sich der Gesang zur natürlichen Declamation verhält. Ist der Violinist nicht der Affe des Sängers, der, wenn künftig das Schwere an die Stelle des Schönen treten wird, sich gewiß zum Affen des Violinisten macht? Der erste, der etwas von Locatelli spielte, war der Apostel der neuen Musik. Man heftet uns nichts mehr auf. Man wird uns an die Nachahmung der leidenschaftlichen Accente, der Naturaccente durch Gesang und Stimme und durchs Instrument gewöhnen: denn das ist der ganze Umfang musicalischer Gegenstände. Und wir sollten unsren Geschmack für Aufflüge, Lanzen, Glorien, Triumphhe, Victorien behalten? Va-t'en voir s'ils viennent, Jean. Sie haben sich eingebildet, sie wollten weinen oder lachen, in musicalischen Tragödien oder Komödien, man könnte vor ihre Ohren die Accente der Wuth, des Hasses, der Eifersucht, die wahren Klagen der Liebe, die Schalkheiten und Scherze des Italiänischen oder Französischen Theaters bringen, und sie könnten fortfahren, Ragonde und Platée zu bewundern. Die Herren schneiden sich gewaltig. Sie bilden sich ein, sie könnten erfahren und empfinden, mit welcher Leichtigkeit, welcher Biegsamkeit, welcher Weichheit die Harmonie, die Prosodie, die Ellipsen, die Inversionen der Italiänischen Sprache sich der Kunst anbieten, der Bewegung, dem Ausdruck, den Wendungen des Gesangs, dem gemessenen Werth der Töne, und könnten dabei fernerhin ignoriren, wie ihre Sprache schroff, dumpf, schwerfällig, schwer, pedantisch und eintönig ist. Eh! ja ja! Warum nicht gar! Sie haben sich überredet, daß, nachdem sie Thränen mit den Thränen einer Mutter über den Tod eines Sohnes vergossen, nachdem sie beim Befehl eines mordgebietenden Tyrannen gezittert, daß sie nicht Langeweile haben würden bei ihrer Feierei, bei ihrer abgeschmackten Mythologie, bei ihren kleinen süßlichen Madrigalen, welche nicht weniger den bösen Geschmack des Poeten als den Jammer der Kunst bezeichnen, die sich so etwas gefallen läßt. Gute Leute! So ifts nicht und kanns nicht seyn! Das Wahre, das Gute, das Schöne haben ihre Gerechtsame. Man bestreitet sie, aber man endigt mit Bewunderung. Was nicht mit diesem Stempel bezeichnet ist, man bewunderts eine Zeit lang, aber man endigt mit Gähnen. So gähnt denn, liebe Herren, gähnt

nach Bequemlichkeit, und laßt Euch nicht stören! Das Reich der Natur setzt sich ganz sachte fest, das Reich meiner Dreieinigkeit, gegen welche die Pforten der Hölle nichts vermögen. Das Wahre, das der Vater ist, der das Gute zeugt, das der Sohn ist, aus dem das Schöne hervorgeht, das der heilige Geist ist. Dieser fremde Gott setzt sich bescheiden auf den Altar, an die Seite des Landesgötzen. Nach und nach gewinnt er Platz, und an einem hübschen Morgen giebt er mit dem Ellenbogen seinem Cameraden einen Schub, und Bauz! Baradauz! der Göze liegt am Boden. So sollen die Jesuiten das Christenthum in China und in Indien gepflanzt haben, und Eure Jansenisten mögen sagen was sie wollen, diese politische Methode, die zum Zweck führt, ohne Lärm, ohne Blutvergießen, ohne Märtyrer, ohne einen ausgerauften Schopf, dünkt mich die beste.

Ich. Es ist etwas Vernunft in allem, was Ihr da sagt.

Er. Vernunft? desto besser! Der Teufel hole mich, wenn ich darauf ausgehe. Das kommt gelegentlich. Bin ich doch wie die Musiker in der Sackgasse, als mein Onkel erschien. Treff ichs, meinetwegen! Ein Röhlerjunge wird immer besser von seinem Handwerk sprechen als eine Akademie und alle Duhamels der Welt.

Und dann spaziert er auf und ab und murmelt einige Arien aus der Ile des fous, dem Peintre amoureux de son modèle, dem Maréchal ferrant, der Plaideuse und von Zeit zu Zeit ruft er mit aufgehobenen Augen und Händen aus: Ob das schön ist? Bei Gott! ob das schön ist? Ob man ein Paar Ohren am Kopf haben und eine solche Frage thun kann? Nun ward er wieder leidenschaftlich und sang ganz leise, dann erhob er den Ton, nach Maßgabe wie er sich mehr passionirte, dann kamen die Gebärden, das Verziehen des Gesichts und das Verzerren des Körpers. Nun sagte ich: Gut! er verliert den Kopf, und eine neue Scene ist zu erwarten. Wirklich bricht er auf einmal singend los: Je suis un pauvre misérable ... Monseigneur, Monseigneur, laissez-moi partir! ... O terre, reçois mon or, conserve bien mon trésor, mon ame, mon ame, ma vie! O terre ... Le voilà, le petit ami! Aspettar e non venire ... A Zerbina penserete ... Sempre in contrasti con te si sta ... Er häufte und verwirrte dreißig Arien, Italiänische, Französische, tragische, komische, von aller Art Charakter.

Bald mit einem tiefen Baß stieg er bis in die Hölle, dann zog er die Kehle zusammen, und mit einem Fistelton zerriß er die Höhe der Lüfte, und mit Gang, Haltung, Gebärde ahmte er die verschiedenen singenden Personen nach, wechselseitig rasant, besänftigt, gebieterisch und spöttisch. Da ist ein kleines Mädchen, das weint, und er stellt die ganze kleine Ziererei vor; nun ist er Priester, König, Tyrann, er droht, befiehlt, erzürnt sich; nun ist er Sklave und gehorcht. Er besänftigt sich, er verzweifelt, beschuldigt sich und lacht, immer im Ton, im Tact, im Sinn der Worte, des Charakters, des Betragens. Alle die Schachspieler hatten ihre Bretter verlassen, und sich um ihn versammelt; die Fenster des Kaffeezimmers waren von außen durch Vorbeigehende besetzt, welche der Lärm angehalten hatte. Es war ein Gelächter, daß die Decke hätte bersten mögen. Er ward nichts gewahr, er fuhr fort, ergriffen von einer solchen Entfremdung des Geistes, einem Enthusiasmus so nahe an der Tollheit, daß es ungewiß ist, ob er sich erholen wird, ob man ihn nicht in einen Miethwagen werfen und gerade ins Tollhaus führen muß, indem er ein Stück der Lamentation des Tomelli singt. Hier wiederholte er mit einer Präcision, einer Wahrheit, einer unglaublichen Wärme die schönste Stelle jeder Abtheilung; das schöne obligate Recitativ, wo der Prophet die Verstörung Jerusalems malt, brachte er unter einem Strom von Thränen vor, und kein Auge blieb trocken; mehr war nicht zu verlangen an Zartheit des Gesangs, an Stärke des Ausdrucks und des Schmerzes. Er verweilte besonders bei den Stellen, wo sich der Tonkünstler vorzüglich als großen Meister bewiesen hatte. Verließ er den Theil des Gesangs, so ergriff er die Instrumente, und die verließ er wieder schnell, um zur Stimme zurückzukehren, eins ins andere verschlingend, daß die Verbindung, die Einheit des Ganzen erhalten wurde. So bemächtigte er sich unserer Seelen, und hielt sie in der wunderbarsten Lage schwabend, die ich jemals empfunden habe. Bewunderte ich ihn? Ja ich bewunderte. War ich gerührt und mitleidig? Ich war gerührt und mitleidig; doch ein lächerlicher Zug war in diese Gefühle verschmolzen, und nahm ihnen ihre Natur. Aber ihr wärt in Lachen ausgebrochen über die Art, wie er die verschiedenen Instrumente nachmachte. Mit aufgeblasenen strohenden Wangen

und einem rauhen dunkeln Ton stellte er Hörner und Jagott vor, einen schreienden, nasselnden Ton ergriff er für das Hautbois; mit unglaublicher Geschwindigkeit übereilte er seine Stimme die Saiteninstrumente darzustellen, deren Tönen er sich aufs Ge- naueste anzunähern suchte: er pfiff die kleinen Flöten, er kollerte die Querflöte, schrie, sang mit Gebärden eines Rasenden, und machte ganz allein die Tänzer, die Tänzerinnen, die Sänger, die Sängerinnen, ein ganzes Orchester, ein ganzes Operntheater, sich in zwanzig verschiedene Rollen theilend, laufend, innehaltend, mit der Gebärde eines Entzückten, mit blinkenden Augen und schäu- mendem Munde. Es war eine Hitze zum Umkommen, und der Schweiß, der den Runzeln seiner Stirn, der Länge seiner Wange folgte, vermischt sich mit dem Puder seiner Haare, rieselte und befürchte den Obertheil seines Kleides. Was begann er nicht alles! Er weinte, er lachte, er seufzte, blickte zärtlich, ruhig oder wü- thend. Es war eine Frau, die in Schmerz versinkt, ein Unglück- licher, seiner ganzen Verzweiflung hingegaben, ein Tempel, der sich erhebt, Vögel, die beim Untergang der Sonne sich im Schweigen verlieren; bald Wasser, die an einem einsamen und kühlen Orte rieseln, oder als Gießbäche von Bergen herabstürzen, ein Gewitter, ein Sturm, die Klage der Umkommenden, ver- mischt mit dem Gezisch der Winde, dem Lärm des Donners, es war die Nacht mit ihren Finsternissen, es war der Schatten und das Schweigen: denn selbst das Schweigen bezeichnet sich durch Töne. Er war ganz außer sich. Erschöpft von Anstrengung, wie ein Mann, der aus einem tiefen Schlaf oder aus einer langen Berstreuung hervortritt, blieb er unbeweglich, stumpf, erstaunt. Nun kehrt er seine Blicke um sich her, wie ein verwirrter Mensch, der den Ort, wo er sich befindet, wieder zu erkennen sucht. Er erwartet die Rückkehr seiner Kräfte, seines Bewußtseyns; er trocknet maschinennäßig sein Gesicht. Gleich Einem, der beim Erwachen sein Bett von einer großen Menge Personen umgeben fände, so in einem völligen Vergessen, in einem tiefen Unbewußtseyn dessen, was er gethan hat, ruft er im ersten Augenblick: Nun, meine Herren, was giebts, was lacht Ihr? was erstaunt Ihr? was giebts denn? (Dann setzte er hinzu:) Das heißt man eine Musik, einen Musiker. Indessen verachte man nicht gewisse Gesänge des

Lulli! Die Scene: J'attendrai l'aurore mache man besser ohne die Worte zu verändern! Ich fordere Federmann auf. Berachte man nicht einige Stellen von Campra, die Violinstücke meines Onkels, seine Gavotten, seine kriegerischen Märsche, seine Priester und Opferzüge! Pâles flambeaux, nuit plus affreuse que les ténèbres!!... Dieu du Tartare, Dieu de l'oubli.... (Da verstärkte er seine Stimme, und hielt die Töne gewaltsam aus. Die Nachbarn steckten die Köpfe durch die Fenster, wir steckten unsere Finger in die Ohren. Er sagte:) Hier muß man Lungen haben, ein großes Organ, Luft genug. Aber Himmelfahrt ist da, Fasten und Dreikönige sind vorbei, und sie wissen noch nicht, was sie in Musik setzen sollen, und daher auch nicht, was dem Tonkünstler frommt. Die lyrische Poesie soll noch geboren werden, aber sie kommen schon noch dazu! Hören sie nur genug den Pergolese, den Sachsen, Terradeglias, Traetta und andere, lesen sie nur Metastasio wiederholt, so kommen sie schon dazu.

Ich. Und wie? Hätten Quinault, la Motte, Fontenelle nichts davon verstanden?

Er. Nichts, was wir brauchen könnten. Es sind nicht sechs Verse hinter einander in allen ihren allerliebsten Gedichten, die man in Musik setzen könnte. Es sind geistreiche Sprüche, zärtliche, zarte Madrigale. Aber um zu wissen, wie leer das von Hülfsmitteln für unsere Kunst ist, für die gewaltsamste der Künste, selbst die Kunst des Demosthenes nicht ausgenommen, lasst Euch solche Stücke vorlesen, und sie erscheinen Euch kalt, ohnmächtig, eintönig: denn nichts ist drin, was dem Gesang zur Unterlage dienen könnte. Eben so gern componirte ich die Maximen des Rochefoucault und die Gedanken des Pascal. Der thierische Schrei der Leidenschaft hat die Reihe zu bezeichnen, die uns frommt. Diese Ausdrücke müssen über einander gedrängt seyn, die Phrase muß kurz seyn, der Sinn abgeschnitten, schwabend, damit der Musiker über das Ganze sowohl wie über die Theile herrsche, ein Wort auslasse oder wiederhole, eins hinzufüge, das ihm fehlt, das Gedicht wenden und umwenden könne, wie einen Polypen, ohne das Gedicht zu zerstören. Das macht die Französische lyrische Poesie viel schwerer als in Sprachen, welche Umwendungen zulassen, und von selbst diese Bequemlichkeiten

darbieten. Barbare, cruel, plonge ton poignard dans mon sein; me voilà prête à recevoir le coup fatal; frappe, ose! . . . Ah! je languis, je meurs! . . . Un feu secret s'allume dans mes sens! . . . Cruel amour que veux-tu de moi? Laisse-moi la douce paix dont j'ai joui! . . . Rends-moi la raison! . . . Die Leidenschaften müssen stark seyn. Die Zärtlichkeit des lyrischen Poeten und des Musicus muß extrem seyn. Die Arie ist fast immer am Schluß einer Scene. Wir brauchen Ausrufungen, Interjectionen, Suspensionen, Unterbrechungen, Bejahungen, Verneinungen, wir rufen, wir flehen, wir schreien, wir seufzen, wir weinen, wir lachen von Herzen. Keinen Witz, keine Sinngedichte, keine hübschen Gedanken, das ist zu weit von der einfachen Natur. Und glaubt nur ja nicht, daß das Spiel der Theaterkünstler und ihre Declamation uns zum Muster dienen könne. Pfui doch! Wir müssen es kräftiger haben, weniger manierirt, wahrer. Einfache Gespräche, die gemeine Stimme der Leidenschaft sind uns um so nöthiger als unsere Sprache monotoner ist und weniger Accent hat. Der thierische Schrei, der Schrei des leidenschaftlichen Menschen bringt ihn hervor. (Indessen er so zu mir sprach, hatte sich die Menge verlaufen, die uns erst umgab, entweder weil sie nichts verstand oder wenig Theil an seiner Rede nahm: denn gewöhnlich mag das Kind sich lieber unterhalten als sich unterrichten; und so waren sie denn wieder an ihrem Spiel und wir in unserm Winkel allein. Auf einer Bank sitzend, den Kopf wider die Mauer gelehnt, die Arme hängend, die Augen halb geschlossen, sagte er zu mir:) Ich weiß nicht, wie mir ist. Als ich hierher kam, war ich frisch und froh, und nun bin ich zerbrochen und zerschlagen, als wenn ich zehn Meilen gemacht hätte; das hat mich schnell angepakt.

Ich. Wollt Ihr etwas Erfrischungen?

Er. Recht gern! Ich bin heiser, die Kraft entgeht mir, und ich fühle einige Brustschmerzen. Das begegnet mir fast alle Tage so, ohne daß ich weiß warum.

Ich. Was beliebt Euch?

Er. Was Euch gefällt. Ich bin nicht lecker. Der Mangel hat mich gelehrt, mir alles gefallen zu lassen. (Man brachte uns Bier und Limonade. Er füllte ein großes Glas, leerte es zwei-

oder dreimal. Dann wie ein erquickter Mensch hustet er stark, rückt sich zusammen und fährt fort:) Aber meint Ihr nicht auch, Herr Philosoph, ist es nicht ein recht sonderbarer Fall, daß ein Tremder, ein Italiäner, ein Duni kommen muß, uns erst zu lehren wie unserer Musik ein Ausdruck zu geben sey, wie unser Gesang sich allen Bewegungen, allen Tactarten, allen Pausen, allen Declamationen fügen könne, und das ohne die Prosodie zu verlezen! Und es war doch kein Meer auszutrinken. Wer von einem Bettler auf der Straße um Almosen angesprochen wurde, wer einen Mann vom Zorn hingerissen, ein eifersüchtiges, rasendes Weib gehört hatte, einen verzweifelten Liebhaber, einen Schmeichler, ja einen Schmeichler, der seinen Ton sanft macht, seine Sylben zieht, mit einer Honigstimme, genug, jede Leidenschaft, es sey welche es wolle, wenn sie nur durch ihre Kraft verdiente, ein Vorbild des Musicus zu seyn: ein solcher hätte zwei Dinge gewahr werden sollen, einmal, daß die langen und kurzen Sylben keine bestimmte Dauer haben, nicht einmal einen bestimmten Bezug unter ihrer wechselseitigen Dauer, daß die Leidenschaft mit der Prosodie versfährt, fast wie es ihr gefällt, daß sie die größten Intervalle trifft, daß der, welcher im höchsten Schmerze ausruft: Wehe mir Unglücklichem! die ausrufende Sylbe auf den höchsten und schärfsten Ton trägt, und alsdann in tiefen und schwächeren Tönen herabsteigt in die Octave oder ein größeres Intervall, und einem jeden Ton die Quantität giebt, die der Wendung der Melodie zuspricht, ohne daß das Ohr beleidigt werde, ohne daß die lange oder kurze Sylbe die Länge oder Kürze des ruhigen Gesprächs behalten habe. Welchen Weg haben wir nicht gemacht, seitdem wir die Parenthese Ar midens, das vainqueur im Rinaldo, das quelqu'un le peut-être, das verschlossene obéissons, die galanten Indien als Wunder musikalischer Declamation anführten? Jetzt zuck ich bei diesen Wundern die Achseln. Bei dem Schwunge, wie die Kunst vorwärts geht, weiß ich nicht, wohin sie gelangen kann. Indessen trinken wir eins! (Er trank zwey-, dreimal, ohne zu wissen was er that, und war auf dem Wege, sich zu ersäufen, wie er sich erschöpft hatte, ohne es zu bemerken, hätt ich nicht die Flasche weggesezt, die er zerstreut am vorigen Orte suchte. Da sagte ich zu ihm:)

Wie kommts, daß, mit einem so feinen Gefühl, einer so großen Reizbarkeit für die Schönheiten musicalischer Kunst, Ihr so blind gegen sittliche Schönheit seyn könnt, so gefühllos für den Reiz der Tugend?

Er. Wahrscheinlich weil es für diese einen Sinn giebt, den ich nicht habe, eine Fäber, die mir nicht gegeben ist, eine erschlafte Fäber, die man immer kneipen mag, und die nicht schwirrt. Oder hab ich vielleicht immer mit guten Musikern und schlechten Menschen gelebt, und mein Ohr ist dadurch fein, mein Herz aber taub geworden, und sollte nicht auch etwas in der Familie liegen? Das Blut meines Vaters und meines Onkels ist dasselbe Blut, und das meine dasselbe Blut wie meines Vaters. Die väterliche Erbfaser war hart und stumpf, und diese verfluchte erste Grundfaser hat sich alles Uebrige angeglichen.

Ich. Liebt Ihr Euer Kind?

Er. Ob ichs liebe? Den kleinen Wilden bis zur Narrheit.

Ich. Und bemüht Ihr Euch nicht ernstlich, bei ihm die Wirkung der verfluchten väterlichen Faser zu hemmen?

Er. Das würde, däucht mir, eine sehr unnütze Arbeit seyn. Ist er bestimmt, ein rechtlicher Mann zu werden, so würde ich nicht schaden; aber wollte die Urfaser, daß er ein Taugenichts würde wie der Vater, so wäre die sämmtliche Mühe, ihn zu einem ehrlichen Manne zu machen, ihm sehr schädlich. Indem die Erziehung immer den Hang der Erbfaser durchkreuzte, so würde er, wie durch zwei entgegengesetzte Kräfte gezogen, den Weg des Lebens nur schwankend gehen, wie man deren so viele sieht, die sich gleich linkisch im Guten wie im Bösen benehmen. Das heißen wir Espèces; von allen Spitznamen ist dieser der fürchterlichste: denn er bezeichnet die Mittelmäßigkeit, und drückt die höchste Stufe der Verachtung aus. Ein großer Taugenichts ist ein großer Taugenichts, aber er ist keine Espèce. Käm ich nun meinem Sohn durch Erziehung in die Quere, so verlor er die schönsten Jahre ehe die väterliche Faser sich wieder in ihre Rechte gesetzt, und ihn zu der vollkommenen Verirrtheit gebracht hätte, zu der ich gekommen bin. Aber ich thue jetzt nichts, ich lasse ihn gehen, ich betrachte ihn; er ist schon gefräsig, zudringlich, schelmisch, faul, verlogen, ich fürchte: er wird nicht aus der Art schlagen.

Ich. Und Ihr werdet einen Musiker aus ihm machen, damit ja nichts an der Nehnlichkeit fehle?

Er. Einen Musicus, einen Musicus! Manchmal betracht ich ihn und knirsche mit den Zähnen und sage: Solltest du jemals eine Note kennen, ich glaube, ich drehte dir den Hals um.

Ich. Und warum das, wenns beliebt?

Er. Das führt zu Nichts.

Ich. Das führt zu Allem.

Er. Ja, wenn man vortrefflich ist; aber wer kann sich von seinem Kinde versprechen, daß es vortrefflich seyn wird? Zehntausend gegen Eins, er wird nur ein elender Saitenkraüzer werden wie ich. Weißt Ihr, daß vielleicht eher ein Kind zu finden wäre, ein Königreich zu regieren, einen großen König daraus zu machen, als einen großen Violinspieler?

Ich. Mir scheint, daß angenehme Talente, selbst mittelmäßig ausgeübt, bei einem fittenlosen, in Liederlichkeit und Aufwand verlorenen Volke einen Menschen sehr geschwind auf dem Wege des Glückes fördern. Ich selbst habe einer Unterredung beigewohnt zwischen einer Espèce von Beschützer und einer Espèce von Beschütztem. Dieser war an jenen als einen gefälligen Mann empfohlen, der wohl dienen könne. — Mein Herr, was versteht Ihr? — Ich verstehe Mathematik so ziemlich. — So unterrichtet in der Mathematik! und wenn Ihr Euch zehn bis zwölf Jahre auf dem Pflaster von Paris werdet beschmutzt haben, so habt Ihr drei- bis vierhundert Livres Renten erworben. — Ich habe das Recht studirt, und bin ziemlich darin bewandert. — Räumen Pufendorf und Grotius auf die Welt zurück, sie stürben vor Hunger an einem Prallstein. — Ich weiß recht gut die Geschichte und Geographie. — Gäß es Eltern, denen die Erziehung ihrer Kinder am Herzen läge, so wär Euer Glück gemacht; aber es giebt keine. — Ich bin ein guter Musicus. — Und warum sagtet Ihr das nicht gleich? Und um Euch zu zeigen, was man aus diesem Talente für Vortheil ziehen kann: ich habe eine Tochter; kommt alle Abende von halb Sieben bis Neun, gebt ihr Unterricht, und ich gebe Euch 25 Louisd'or des Jahrs. Ihr frühstückt, speist, nehmt das Vesper- und Abendbrot mit uns. Der Ueberrest Eures Tags gehört Euch, und Ihr verwendet ihn zu Euerm Vortheil.

Er. Und der Mann, was ist aus ihm geworden?

Ich. Wär er klug gewesen, so hätte er sein Glück gemacht, das einzige, was Ihr im Auge zu haben scheint.

Er. Freilich! Nur Gold, nur Gold! Gold ist Alles und das Uebrige ohne Gold ist nichts. Auch hüt ich mich, meinem Knaben den Kopf mit schönen Grundsätzen vollzupropfen, die er vergessen müßte, wenn er nicht ein Bettler bleiben wollte; dagegen sobald ich einen Louisd'or besitze, was mir nicht oft begegnet, stell ich mich vor ihn hin, ziehe das Goldstück aus meiner Tasche, zeig es ihm mit Verwunderung, hebe die Augen gen Himmel, und küsse das Geld; und ihm noch besser begreiflich zu machen, wie wichtig das heilige Stück sey, so lall ich ihm, so zeig ich ihm mit dem Finger alles, was man sich anschaffen kann, ein hübsches Röckchen, ein hübsches Mützchen, einen guten Biscuit. Dann steck ich den Louisd'or in die Tasche, ich spaziere mit Uebermuth, ich hebe den Schoß meiner Weste auf, ich schlage mit der Hand auf die Tasche, und so mach ich ihm begreiflich, daß diese Sicherheit, die er an mir bemerk't, von dem Louisd'or sich herschreibt.

Ich. Man kanns nicht besser. Aber wenn es begegnete, daß er, tief durchdrungen von dem Werth der Goldstücke, gelegentlich eines Tags . . .

Er. Ich versteh Euch. Dariüber muß man die Augen zudrücken. Es giebt ja auch keinen moralischen Grundsatz, der nicht seine Unbequemlichkeit hätte, und wenn das Schlimmste zum Schlimmen kommt, so ist es eine böse Viertelstunde, und dann ist alles vorbei.

Ich. Auch nach so muthigen und weisen Ansichten besteh ich noch auf meinem Glauben, daß es gut wäre, ihn zum Musiker zu machen. Ich weiß kein Mittel, sich geschwinder den Großen zu nähern, ihren Lastern zu dienen, und aus den seinigen Vortheil zu ziehen.

Er. Es ist wahr. Aber ich habe Projecte, die noch schneller und sicherer guten Erfolg versprechen. Ach, wenns nur eben so wohl ein Mädchen wäre! Aber da man nicht thun kann, was man will, so muß man nehmen, was kommt, den besten Vortheil daraus ziehen, und nicht deshalb auf dumme Weise, wie

die meisten Väter, die nichts Schlimmeres thun könnten, wenn sie aufs Unglück ihrer Kinder studirt hätten, einem Kinde, das in Paris zu leben bestimmt ist, die Lacedämonische Erziehung geben. Ist unsere Erziehung schlimm, so sind die Sitten meiner Nation Schuld daran, nicht ich. Verantworte es, wer kann! Mein Sohn soll glücklich seyn, oder was auf eins hinauskommt, geehrt, reich und mächtig! Ich kenne ein wenig die leichtesten Wege, zu diesem Zweck zu gelangen, und ich will ihn früh genug damit bekannt machen. Tadelst Ihr mich, Ihr andern Weisen, so wird die Menge und der Erfolg mich los sprechen. Er wird Gold besitzen, ich sage Euch, und wenn er genug besitzt, so wird ihm nichts ermangeln, selbst Eure Achtung nicht und Eure Chrfurcht.

Ich. Ihr könnetet Euch irren.

Er. Oder er bekümmert sich nichts drum, wie Andre mehr. (Hierin war nun freilich gar viel von dem, was man denkt, wonach man sich beträgt, aber was man nicht ausspricht; und das ist denn der auffallendste Unterschied zwischen meinem Manne und den meisten Menschen, die uns umgeben. Er bekannte die Laster, die ihm anhingen, die auch Andern anhängen; aber er war kein Heuchler, er war nicht abscheulicher als jene, er war nur offener und folgerechter, manchmal profunder in seiner Verderbniß. Ich zitterte, wozu sein Knabe unter einem solchen Lehrer werden könnte: denn gewiß bei einer Erziehung, die so genau nach unsfern Sitten gebildet war, mußte er weit gehen, wenn ihm nicht frühzeitig Einhalt geschah.) O fürchtet nichts! Der bedeutende, der schwere Punkt, bei dem ein guter Vater besonders verweilen soll, ist nicht etwa, daß er seinem Knaben die sämmtlichen Laster überliefere, die ihn reich machen, die Lächerlichkeiten, wodurch er den Großen unschätzbar wird; das weiß die ganze Welt, wenn nicht systematisch wie ich, doch nach Beispiel und einzelinem Unterricht. Nein, der Hauptpunkt ist, ihm das rechte Maß zu bezeichnen, die Kunst, sich der Schande, der Entehrung, den Gesetzen zu entziehen: das sind Dissonanzen in der gesellschaftlichen Harmonie, diese muß man wissen anzubringen, vorzubereiten, zu retten. Nichts ist so platt als eine Reihe vollkommener Accorde. Es muß etwas geben, das anrege, das den Strahlenbündel trenne und ihn in Farben zerstreue.

Ich. Sehr gut! Durch diesen Vergleich führt Ihr mich von den Sitten abermals zur Musik, von der ich mich wider meinen Willen entfernt hatte. Ich danke euch: denn um nichts zu verbergen, ich liebe Euch mehr als Musiker denn als Moralisten.

Er. Und doch steh ich in der Musik sehr untergeordnet, und sehr hoch in der Moral.

Ich. Daran zweifle ich; aber wenn es wäre, so bin ich ein einfacher Mann, und Eure Grundsätze sind nicht die meinigen.

Er. Desto schlimmer für Euch! Ach, besäß ich nur Eure Talente!

Ich. Laßt meine Talente, und gedenken wir der Guern.

Er. Ja, wenn ich mich nur ausdrücken könnte, wie Ihr! Aber ich spreche einen verteufelten Mischnasch, halb wie Weltleute und Gelehrte, und halb wie die Marktweiber.

Ich. Ich rede übel. Ich weiß nur die Wahrheit zu sagen; und das greift nicht immer, wie Ihr wißt.

Er. Es ist auch nicht, um die Wahrheit zu sagen, aber um die Lüge gut zu sagen, daß ich mir Euer Talent wünsche. Wüßt ich nur zu schreiben, ein Buch zu schnüren, eine Dedication zu wenden, einen Narren recht von seinem Verdienste trunken zu machen, mich bei den Weibern einzuschmeicheln!

Ich. Das alles wißt Ihr tausendmal besser als ich. Ich wäre nicht einmal werth, Euer Schüler zu seyn.

Er. Wie viel große Eigenschaften, deren Preis Ihr nicht erkennst!

Ich. Den Preis, den ich drauf lege, erwerb ich auch.

Er. Wäre das wahr, so trügt Ihr nicht diesen groben Rock, diese Zeugweste, diese baumwollenen Strümpfe, diese schweren Schuhe und diese alte Perrücke.

Ich. Ihr habt Recht. Man muß sehr ungeschickt seyn, wenn man nicht reich ist, und sich doch alles erlaubt, um es zu werden. Aber es giebt Leute wie ich, die den Reichthum nicht als das kostbarste auf der Welt betrachten. Wunderliche Leute!

Er. Sehr wunderliche Leute! Mit dieser Ansicht wird man nicht geboren, man giebt sie sich: denn sie ist nicht in der Natur.

Ich. Des Menschen?

Er. Des Menschen. Alles, was lebt, und so auch der

Mensch, sucht sein Wohlseyn auf Kosten dessen, der was hergeben kann, und ich bin sicher, daß wenn ich meinen kleinen Wilden gehen ließe ohne daß ich ihm irgend etwas sagte, würd er reiche Kleider verlangen, reichliche Nahrung, Werthschätzung der Männer, Liebe der Frauen, alles Glück des Lebens auf sich vereinigt.

Ioh. Wäre der kleine Wilde sich selbst überlassen, und bewahrte seine ganze Schwäche, vereinigte mit der geringen Vernunft des Kindes in der Wiege die Gewalt der Leidenschaften des Mannes von dreißig Jahren, so bräch er seinem Vater den Hals und entehrte seine Mutter.

Er. Das zeigt die Nothwendigkeit einer guten Erziehung; und wer bestreitet sie? Was ist denn aber eine gute Erziehung, als die zu allen Arten Genuss führt ohne Gefahr und Ungelegenheit?

Ioh. Beinahe könnt ich Euch beipflichten! aber wir wollen uns vor einer Erklärung hüten.

Er. Warum?

Ioh. Weil ich fürchte, die Uebereinstimmung ist nur scheinbar, und wollten wir bestimmen, was denn für Gefahren und Ungelegenheiten zu vermeiden sind, so verstehen wir uns nicht mehr.

Er. Und was thuts denn?

Ioh. Lassen wir das! Was ich davon weiß, werd ich Euch nicht lehren, und leichter unterrichtet Ihr mich in dem, was Ihr von der Musik versteht, und ich nicht weiß. Lieber Nameau, laßt uns von Musik reden, und sagt mir, wie kommts, daß Ihr mit der Leichtigkeit, die schönsten Stellen der großen Meister zu fühlen, im Gedächtniß zu behalten, sie mit dem Enthusiasmus, den sie Euch einflößen, wiederzugeben und Andere wieder zu entzücken, wie kommts, daß Ihr nichts gemacht habt, das etwas werth sey? (Anstatt mir zu antworten, zuckte er mit dem Kopfe, hob den Finger gen Himmel und rief:) Und das Gestirn, das Gestirn! Als die Natur Leo, Vinci, Pergolese, Duni bildete, da lächelte sie: ein ernsthaftes und gebieterisches Gesicht machte sie, als sie den lieben Onkel Nameau hervorbrachte, den man während zehn Jahren den großen Nameau wird genannt haben, und von dem man bald nicht mehr sprechen wird. Als sie aber seinen Vetter zusammenraffte, da schnitt sie eine Fratze, und wieder eine

Fraße, und noch eine Fraße. (Als er das sagte, schnitt er verschiedene Gesichter; es war Verachtung, Geringsschätzung, Ironie. Er schien ein Stück Teig zwischen seinen Fingern zu kneten, und lächelte über die lächerlichen Formen, die er ihm gab. Hierauf warf er die seltsame Pagode weg, und sagte:) So machte sie mich und warf mich neben andere Pagoden, einige mit dicken, wohlgesättigten Bäuchen, kurzen Hälzen, glühenden, vorliegenden Augen von apoplektischem Ansehen. Auch krumme Hälse gabs, und dann trockene Figuren mit lebhaftem Auge und einer Habichtsnase. Alle wollten sich zu Tode lachen, indem sie mich sahen, und ich setzte meine Fäuste in die Seite und wollte mich zu Tode lachen, als ich sie sah: denn die Thoren und Narren haben Freude an einander, sie suchen sich, sie ziehen sich an. Hätt ich da bei meiner Ankunft nicht das Sprichwort schon fertig gefunden: Das Geld der Narren ist das Erbtheil der Gescheiden! mir wäre mans schuldig geworden. Ich fühlte, die Natur hatte mein Erbtheil in den Beutel der Pagoden gelegt, und ich versuchte tausend Mittel um es wieder zu erhaschen.

Ih. Ich kenne diese Mittel: Ihr habt mir davon gesprochen. Ich habe sie sehr bewundert; aber bei so viel Fähigkeiten, warum versuchtet Ihr nicht ein schönes Werk?

Er. Das ist gerade wie ein Weltmann zum Abbé Le Blanc sagte: Der Abbé sagte: Die Marquise von Pompadour nimmt mich auf die Hand, und trägt mich bis an die Schwelle der Akademie; da zieht sie ihre Hand weg: ich falle und breche beide Beine. Der Weltmann antwortete: Ihr solltet Euch zusammennehmen, Abbé, und die Thüre mit dem Kopf einstoßen. Der Abbé versetzte: Das hab ich eben versucht; und wißt Ihr, was ich davontrug? Eine Beule an der Stirn. (Nach diesem Geschichtchen ging mein Mann mit hängendem Kopf einher, nachdenklich und niedergeschlagen. Er seufzte, weinte, jammerte, erhob Hände und Augen, schlug den Kopf mit der Faust, daß ich dachte, er würde Stirn oder Finger beschädigen. Dann setzte er hinzu:) Mir scheint, es ist doch was dadrinnen. Aber ich mag schlagen und schütteln, wie ich will, nichts kommt heraus. (Dann begann er wieder den Kopf zu schütteln, die Stirn gewaltig zu schlagen, und sagte:) Entweder ist Niemand drinnen, oder man

will mir nicht antworten. Nach einem Augenblick zeigte er ein muthiges Ansehen, erhob den Kopf, legte die rechte Hand aufs Herz, ging und sagte:) . . . Ich fühle, ja ich fühle . . . (Er stellte einen Menschen vor, der böse wird, der sich ärgert, zärtlich wird, befiehlt, bittet, und ohne Vorbereitung sprach er Reden des Zorns, des Mitleidens, des Hasses, der Liebe. Er entwarf die Charaktere der Leidenschaft mit einer Feinheit, einer erstaunenden Wahrheit. Dann setzte er hinzu:) So ißt recht, glaub ich. Nun kommts! Da sieht man was ein Geburshelfer thut, der die Schmerzen reizt und beschleunigt, und eilig das Kind bringt. Bin ich allein, und nehm ich die Feder, will ich schreiben, so zerbeiß ich mir die Nägel, nutze die Stirn ab. Gehorsamer Diener, guten Abend! der Gott ist abwesend. Ich glaubte Genie zu haben; am Ende der Zeile les ich, daß ich dumm bin, dumm, dumm. Aber wie will man auch fühlen, sich erheben, denken, mit Stärke malen, wenn man mit Leuten umgeht wie die sind, denen man aufzwarthen muß, um zu leben? Wie will man das mitten unter solchen Reden, die man führt und hört, und diesem Gevattergeklatsch: Heute war der Boulevard allerliebst. — Habt Ihr den kleinen Murmelthierjungen gehört? er spielt charmant. — Herr so und so hat das schönste graugeapfelte Gespann, das man sich nur denken mag. — Die schöne Madame N. N. ist auch auf dem Rückweg. — Trägt man denn mit fünfundvierzig Jahren noch einen solchen Aufsatz? — Die junge so und so ist mit Diamanten bedeckt, die ihr wenig kosten. — Ihr wollt sagen, die ihr viel kosten. — Nicht doch! — Wo habt Ihr sie gesehen? — Beim verlorenen und wiedergefundenen Harlekin. Die Scene der Verzweiflung ist gespielt worden wie noch niemals. Der Polichinelle der Foire hat Kehle, aber keine Feinheit, keine Seele. — Madame die und die hat auf einmal zwei Kinder gefriegt. — So kann doch jeder Vater zu dem feinigen greifen. — Und das nun alle Tage zu sagen, wieder zu sagen und zu hören, sollte das erwärmen und zu großen Dingen führen?

Ich. Nein! man schlösse sich lieber auf sein Dachstübchen, tränke Wasser, speiste trockenes Brot und suchte sich selbst.

Er. Vielleicht! Aber dazu hab ich den Muth nicht. Und sein ganzes Daseyn an etwas Ungewisses wagen? Und der Name,

den ich führe, Nameau! Nameau zu heißen, das ist unbequem. Es ist nicht mit Talenten, wie mit dem Adel, der sich fortpflanzt, und dessen Herrlichkeit wächst, indem er vom Großvater zum Vater, vom Vater zum Sohn, vom Sohn zum Enkel übergeht ohne daß der Ahnherr eine Forderung von Verdienst an seinen Abkömmling mache. Der alte Stamm ästet sich zu einem ungeheuern Narrenbaum; aber was schadet das? Mit dem Talent ist ganz anders. Um nur den Ruf seines Vaters zu erhalten, muß man geschickter seyn als er: man muß von seiner Faser geerbt haben. Die Faser ist mir ausgeblichen; aber das Handgelenk ist geübt, der Bogen röhrt sich und der Topf siedet; ist nicht Ruhm, so ist Bouillon.

Ich. An Eurer Stelle ließ ich mirs nicht nur gesagt seyn, ich versuchte.

Er. Und glaubt Ihr, daß ich nicht versucht habe? Ich war noch nicht vierzehn Jahre alt, als ich mir zum erstenmal sagte: Was hast du, Nameau? Du finnst? Auf was finnst du? Du möchtest gern etwas gemacht haben, oder machen, woran sich die Welt entzückte. Nun denn! so blase und röhre die Finger; schneide das Rohr zu, so giebt es eine Flöte. Ich ward älter und wiederholte die Reden meiner Kindheit, und noch immer wiederhol ich sie. Aber die Statue Memnons bleibt mein Nachbar.

Ich. Was wollt Ihr mit Eurer Statue Memnons?

Er. Das ist klar, dünkt mich. In der Nachbarschaft von Memnons Bildsäule standen viele andere, gleichfalls von der Sonne beschienen, aber nur die eine gab einen Klang. Voltaire ist ein Poet und wer noch? Voltaire. Und der dritte? Voltaire. Und der vierte? Voltaire. Musiker sind Rinaldo von Capua, Hasse, Pergolese, Alberti, Tartini, Locatelli, Terradeglias, mein Onkel, der kleine Duni, der weder Gesichtsausdruck noch Figur hat, aber der fühlt, bei Gott! der Gesang hat und Ausdruck. Das ist nun wohl eine kleine Zahl Memnons. Das Uebrige will nicht mehr heißen als ein paar Ohren, an einen Stock genagelt. Auch sind wir übrigen bettelhaft, so bettelhaft, daß es eine Lust ist. Ach, Herr Philosoph, das Elend ist eine schreckliche Sache! Ich seh es kauernd, mit lechzendem Munde, um einige Tropfen Wasser aufzufangen, die sich aus dem Gefäß der Danaiden

verlieren. Ich weiß nicht, ob es den Geist der Philosophen schärft, aber es verkältet teuflisch den Kopf des Poeten. Man singt nicht unter dem Fasse, und doch ist der glücklich zu preisen, der einen Platz findet. Ich war so glücklich und habe mich nicht halten können. Ach, ich war schon einmal so ungeschickt! Ich reiste durch Böhmen, Deutschland, die Schweiz, Holland, zum Teufel in alle Welt.

Ich. Unter dem löcherigen Fass?

Er. Unter dem löcherigen Fass. Es war ein reicher, verschwenderischer Jude, der die Musik und meine Thorheiten liebte. Ich musicirte, wie es Gott gefiel, und spielte den Narren dabei. Mir ging nichts ab. Mein Jude war ein Mann, der das Gesetz kannte, der es streng und schroff beobachtete, manchmal in Gegenwart des Freundes, immer in Gegenwart des Fremden. Er zog sich einen bösen Handel zu, den ich Euch erzählen muß. In Utrecht fand sich eine allerliebste Dirne; die Christin gefiel ihm. Er schickte ihr einen Kuppler mit einem starken Wechsel. Die wunderliche Creatur verwarf das Anerbieten; der Jude war in Verzweiflung. Der Mittelsmann sagte: Warum betrübt Ihr Euch so? Wollt Ihr eine hübsche Frau? Nichts ist leichter, und zwar eine noch hübschere als die, nach der Ihr trachtet. Es ist meine Frau, ich trete sie euch ab für denselbigen Preis. Gesagt, gethan! Der Mittelsmann behält den Wechsel und führt meinen Juden zur Frau. Der Wechsel wird fällig; der Jude läßt ihn protestiren und weigert die Zahlung. Denn der Jude sagt zu sich selbst: Niemals wird dieser Mann sich zu sagen unterstehen, um welchen Preis er meinen Wechsel besitzt; und ich werde ihn nicht bezahlen. Vor Gericht fragte er den Kuppler: Diesen Wechsel von wem habt Ihr ihn? — Von Euch? — Habt Ihr mir Geld geborgt? — Nein! — Habt Ihr mir Waaren geliefert? — Nein! — Habt Ihr mir Dienste geleistet? — Nein! aber davon ist die Rede nicht. Ihr habt den Wechsel unterzeichnet und werdet bezahlen. — Ich hab ihn nicht unterzeichnet. — So wär ich also ein Verfälscher? — Ihr oder ein anderer, dessen Werkzeug Ihr seyd. — Ich bin ein Schuft, aber Ihr seyd ein Spitzbube. Glaubt mir und treibt mich nicht aufs Aleußerste! Ich gestehe sonst alles. Ich entehre mich, aber Euch rächt ich

zu Grunde. — Der Jude verachtete die Drohung, und der Kupper entdeckte die ganze Geschichte bei der nächsten Sitzung. Sie wurden beide beschimpft und der Jude zu Zahlung des Wechsels verdammt, dessen Summe man zum Besten der Armen verwendete. Da trennte ich mich von ihm und kam hierher. Was sollte ich thun? denn ich mußte vor Elend umkommen oder etwas vornehmen. Allerlei Vorschläge gingen mir durch den Kopf. Bald wollt ich mich in eine Landtruppe werfen, und taugte weder fürs Theater noch fürs Orchester. Bald wollt ich mir ein Bild malen lassen wie mans an der Stange herumträgt und auf einer Kreuzstraße hinpflanzt. Dabei hätt ich mit lauter Stimme meine Geschichte erzählt: Hier ist die Stadt, wo er geboren ist. Hier nimmt er Abschied von seinem Vater, dem Apotheker. Hier kommt er in die Hauptstadt und sucht die Wohnung seines Onkels. Hier liegt er seinem Onkel zu Füßen, der ihn fortjagt. Hier zieht er mit einem Juden herum u. s. w. Den andern Tag stand ich auf, wohl entschlossen, mich mit den Gassensängern zu verbinden; und das würd ich nicht am Schlimmsten gemacht haben. Unsere Übungen hätten wir unter den Fenstern meines lieben Onkels angestellt, der vor Bosheit zerplatzt wäre. Ich ergriff ein anderes Mittel. (Da hielt er inne und ging nach und nach von der Stellung eines Mannes, der eine Violine hält, auf der er die Töne greift, bis zur Gestalt eines armen Teufels über, dem die Kräfte mangeln, dem die Kniee schlöttern und der verschieden würde, wenn man ihm nicht ein Stückchen Brot zuwürfe. Er bezeichnete sein äußerstes Bedürfniß durch die Bewegung des Fingers gegen seinen halb offenen Mund.) Das versteht man. Man wirft mir eine Kleinigkeit zu, um die wir uns streiten, drei oder vier Hungerige, wie wir sind. Und nun denkt einmal groß, macht schöne Sachen in einem solchen Zustande!

Ich. Das ist schwer.

Er. Von Stufe zu Stufe fiel ich endlich in ein gutes Haus, und befand mich köstlich. Nun bin ich verstoßen, und muß von Neuem die Darmhainen sägen und auf die Gebärde des Fingers gegen den lechzenden Mund zurückkehren. Nichts ist beständig auf der Welt. Am Glücksrade heute oben, morgen unten. Verfluchte Zufälle führen uns und führen uns sehr schlecht. (Dann

trank er einen Schluck, der noch in der Flasche übrig geblieben war. Dann wendete er sich zu seinem Nachbar:) Mein Herr, ich bitt Euch um eine kleine Prise. Ihr habt da eine schöne Dose. Ihr seyd kein Musicus? — Nein! — Desto besser für Euch! Das sind arme, beklagenswerthe Schufste. Das Schicksal hat mich dazu gemacht, mich, indessen zu Montmartre vielleicht in einer Mühle ein Müller, ein Mühlknecht sich befindet, der nichts anders als das Klappern der Mühle hören wird und der vielleicht die schönsten Gesänge gefunden hätte. Nameau zur Mühle, zur Mühle — dort gehörst du hin!

Ich. Die Natur bestimmte Jeden dazu, wozu er sich Mühe geben mag.

Er. Doch vergreift sie sich oft. Was mich betrifft, ich betrachte die irdischen Dinge nicht von solcher Höhe, wo alles einerlei aussieht. Der Mann, der einen Baum mit der Scheere reinigt, und die Raupe, die daran das Blatt nagt, können für zwei gleiche Insecten gelten. Feder hat seine Pflicht. Stellt Euch auf eine Planetenbahn und theilt von dorther, wenn es Euch gefällt, nach Art des Réaumur, das Geschlecht der Fliegen in Nähende, Ackernde, Sichelnde, oder die Menschengattung in Tischler, Zimmerleute, Dachdeker, Tänzer, Sänger! das ist Eure Sache, ich mische mich nicht drein. Ich bin in dieser Welt, und bleibe drin; aber wenn es natürlich ist Appetit zu haben, denn ich komme immer zum Appetit zurück, zu der Empfindung, die mir immer gegenwärtig ist: so find ich, daß es keine gute Ordnung sei, nicht immer etwas zu essen zu haben. Welche Teufelseinrichtung! Menschen, die alles übervoll haben, indessen Andere, eben auch wie sie, mit ungestümen Mägen wie sie, mit einem wiederkehrenden Hunger nichts für ihren Bahn finden. Und dann ist die gezwungene Stellung, in der uns das Bedürfniß hält, das Allerschlimmste. Der bedürftige Mensch geht nicht wie ein anderer: er springt, er kriecht, er krümmt sich, er schleppt sich und bringt sein Leben zu, indem er Positionen erdenkt und ausführt.

Ich. Was sind denn Positionen?

Er. Fragt Noverre! und doch bringt die Welt viel mehr Positionen hervor, als seine Kunst nachahmen kann.

Ich. So versteigt Ihr Euch doch auch in höhere Regionen, und betrachtet von da herab die verschiedenen Pantomimen der Menschengattung?

Er. Nein, nein! Ich sehe nur um mich her und setze mich in meine Position, oder ich erlustige mich an den Positionen, die ich Andere nehmen sehe. Ich verstehe mich trefflich auf Pantomimen; Ihr sollt urtheilen. (Nun lächelt er, spielt den Bewundernden, den Bittenden, den Gefälligen; er setzt den rechten Fuß vor, den linken zurück, den Rücken gebogen, den Kopf in die Höhe, den Blick wie auf andere Blicke gerichtet, den Mund halb offen, die Arme nach einem Gegenstande ausgestreckt. Er erwartet einen Befehl, er empfängt ihn; fort ist er wie ein Pfeil. Er ist wieder da; es ist gethan, er giebt Rechenschaft; er ist aufmerksam auf alles; was fällt, hebt er auf; ein Kissen legt er zurecht; einen Schemel schiebt er unter; er hält einen Präsentirteller, er nähert einen Stuhl, er öffnet eine Thüre, zieht die Vorhänge zu, bemerkt den Herrn und die Frau, ist unbeweglich mit hängenden Armen, steifen Beinen; er hört, er horcht, er sucht auf den Gesichtern zu lesen und dann sagt er:) Das ist nun meine Pantomime ungefähr, wie aller Schmeichler, Schmarotzer und Dürftigen. (Die Thorheiten dieses Menschen, die Märchen des Abts Galiani, die Ausschweifungen Rabelais haben mich manchmal zu tiefem Nachdenken veranlaßt. Das sind drei Kramläden, wo ich mich mit lächerlichen Masken versehe, die ich den ernsthaften Personen aufs Gesicht setze. Ich sehe einen Pantalon in einem Prälaten, einen Satyr in einem Präsidenten, ein Schwein in einem Mönche, einen Strauß in einem Minister, eine Gans in seinem ersten Secretär.)

Ich. Aber nach Eurer Rechnung giebt es auf der Welt viel Dürftige, und ich kenne Niemand, der sich nicht zu einigen Schritten Eures Tanzes bequeme.

Er. Ihr habt Recht. In einem ganzen Königreiche giebt es nur Einen Menschen, der gerade vor sich hingehst, den Souverän, das Uebrige alles nimmt Positionen.

Ich. Der Souverän? und dabei ließe sich doch auch noch etwas erinnern. Glaubt Ihr denn nicht, daß sich von Zeit zu Zeit neben ihm ein kleiner Fuß, ein kleiner Chignon, eine

Kleine Nase befindet, die ihn gleichfalls zu einiger Pantomime veranlassen? Wer einen andern braucht, ist bedürftig, und nimmt eine Position an. Vor seiner Geliebten nimmt der König eine Position an, und vor Gott macht er seinen Pantomimenschritt. Der Minister macht den Schritt des Hofmanns, des Schmeichlers, des Bedienten, des Bettlers vor seinem König. Die Menge der Ehrgeizigen tanzt Eure Positionen auf hundert Manieren, eine verworfener als die andern, vor dem Minister. Der vornehme Abbé mit Ueberschlag und langem Kinn macht wenigstens einmal die Woche vor dem, der die Beneficien auszutheilen hat, seine Männchen. Wahrlich, was Ihr die Pantomime der Bettler nennt, ist der große Hebel der Erde. Jeder hat seine kleine Hus und seinen Bertin.

Er. Das tröstet mich.

Aber indessen ich sprach, stellte er die genannten Leute vor; es war zum Todtlaufen. Zum Beispiel als kleiner Abbé hielt er den Hut unter dem Arm, das Brevier in der linken Hand; mit der rechten trug er den Schweif seines Mantels; den Kopf ein wenig auf die Schulter geneigt, ging er einher, mit niedergeschlagenen Augen, und ahmte so völlig den Heuchler nach, daß ich glaubte, den Autor der Réfutations vor dem Bischof von Orléans zu sehen. Hinter den Schmeichlern, den Ehrfüchtigen war er gewaltig drein. Es war der leibhafte Bouret bei der Generalcontrole.

Ich. Das heißt vortrefflich ausführen. Aber doch giebt es ein Wesen, das von der Pantomime frei gesprochen ist: der Philosoph, der nichts hat und nichts verlangt.

Er. Und wo ist denn das Thier? Hat er nichts, so leidet er; bemüht er sich um nichts, so erhält er nichts und wird immer leiden.

Ich. Nein. Diogenes, der über die Bedürfnisse spottete.

Er. Aber man will gekleidet seyn!

Ich. Nein! er ging nackt.

Er. Manchmal war es kalt in Athen.

Ich. Weniger als hier.

Er. Man speiste.

Ich. Ganz gewiß!

Er. Auf wessen Kosten?

Ich. Der Natur. Zu wem wendet sich der Wilde? Zur Erde, zu den Thieren, den Fischen, den Bäumen, den Kräutern, den Wurzeln, den Bächen.

Er. Schlechte Tafel.

Ich. Sie ist groß.

Er. Aber übel bedient.

Ich. Und doch deckt man sie ab, um die unsrigen zu besiegen.

Er. Aber bekennt nur, daß die Industrie unserer Köche, Pastetenbäcker und Zuckerbäcker ein Weniges von dem Ihrigen hinzuthut. Mit einer so strengen Diät mußte Euer Diogenes wohl keine störrischen Organe besitzen?

Ich. Ihr irrt Euch. Des Cynikers Kleid war ehemals was jetzt unsere Mönchskleidung, und mit derselben Kraft. Die Cyniker waren die Carmeliten und Capuziner von Athen.

Er. Da hab ich Euch! Diogenes hat also auch seine Pantomime getanzt, wenn auch nicht vor Perikles, wenigstens vor Laïs oder Phryne.

Ich. Da betrügt Ihr Euch wieder. Andere bezahlten sehr theuer die Schönheit, die sich ihm aus Vergnügen überließ.

Er. Begab sichs aber, daß die Schönheit sonst beschäftigt war und der Cyniker nicht warten konnte . . . ?

Ich. So ging er in sein Faß und suchte sie entbehrlich zu finden.

Er. Und Ihr riehet mir, ihn nachzuahmen?

Ich. Ich will sterben, wenn es nicht besser wäre als zu friechen, sich wegzwerfen, sich zu beschimpfen.

Er. Aber ich brauche ein gutes Bett, eine gute Tafel, ein warmes Kleid im Winter, ein kühles Kleid im Sommer, und mehr andere Dinge, die ich lieber dem Wohlwollen schuldig seyn als durch Arbeit erwerben mag.

Ich. Weil Ihr ein Nichtswürdiger, ein Vielfraß, ein Niederträchtiger seyd, eine Rothseele.

Er. Das hab ich Euch, glaub ich, schon alles gestanden.

Ich. Ohne Zweifel haben die Dinge des Lebens einen Werth; aber Ihr kennt nicht den Werth des Opfers, das Ihr bringt, um sie zu erlangen. So tanzt Ihr die schlechte Pantomime, Ihr habt sie getanzt, und werdet sie tanzen.

Er. Es ist wahr, aber es hat mich wenig gefoßt, und deswegen wird michs künftig nichts foſten; und deshalb thät ich übel, einen andern Gang anzunehmen, der mir beschwerlich wäre und in dem ich nicht verharren könnte. Aber aus dem, was Ihr mir da sagt, begreif ich erst, daß meine arme Kleine Frau eine Art Philosoph war; sie hatte Muth wie ein Löwe. Manchmal fehlte es uns an Brot, wir hatten keinen Pfennig, und manchmal waren fast alle unsere Kleinigkeiten von Werth verkauft. Ich hatte mich aufs Bett geworfen; da zerbrach ich mir den Kopf, den Mann zu finden, der mir einen Thaler liehe, den ich ihm nicht wiedergäbe. Sie, munter wie ein Zeifig, setzte sich ans Clavier, sang und begleitete sich. Das war eine Nachtigallenkehle. Hättet Ihr sie doch nur auch gehört! Wenn ich in einem Concert spielte, nahm ich sie mit. Unterwegs sagte ich: Frisch, Madame! macht, daß man Euch bewundere! Entwickelt Euer Talent, Eure Reize, entführt, überwindet! Wir kamen an; sie sang, sie entführte, sie überwand. Ach, ich habe die arme Kleine verloren. Außer ihrem Talent hatte sie ein Mäulchen, kaum ging der kleine Finger hinein, Zähne, eine Reihe Perlen, Augen, eine Haut, Wangen, Brust, Rehfüßchen und Schenkel und alles zum Modelliren! Früh oder später hätte sie einen Generalpächter gewonnen. Das war ein Gang, Hüften! ach Gott! was für Hüften! — Und nun machte er den Gang seiner Frau nach, kleine Schritte, den Kopf in der Luft, er spielte mit dem Fächer, er schwänzelte: es war die Caricatur unserer kleinen Roketten, so neckisch und lächerlich als möglich. Dann fuhr er in seinem Gespräch fort: Ueberall führte ich sie hin, in die Tuilerieen, ins Palais Royal, auf die Boulevards. Es war unmöglich, daß sie mir bleiben könnte. Morgens, wenn sie über die Straße ging, mit freien Haaren und niedlichem Jäckchen, Ihr wärt stehen geblieben sie zu besehen, Ihr hättet sie mit vier Fingern umspannt ohne sie zu zwängen. Kam jemand hinter ihr drein, und sah sie mit ihren kleinen Füßchen hintrippeln, und betrachtete die breiten Hüftchen, deren Form das leichte Röckchen zeichnete, gewiß er verdoppelte den Schritt. Sie ließ ihn ankommen und dann wendete sie schnell ihre großen schwarzen Augen auf ihn los, und jeder blieb

betroffen stehen: denn die Vorderseite der Medaille war wohl die Rückseite werth. Aber ach! ich habe sie verloren und alle unsere Hoffnungen auf Glück sind mit ihr verschwunden. Ich hatte sie nur darum geheirathet. Ich hatte ihr meine Plane mitgetheilt, und sie hatte zu viel Einsicht, um nicht ihre Sicherheit zu begreifen, und zu viel Verstand, um sie nicht zu billigen. (Nun schluchzte er, nun weinte er, nun rief er aus:) Nein, nein! darüber tröste ich mich niemals. Und darauf hab ich Um-  
schlag und Käppchen genommen.

Ich. Vor Schmerz?

Er. Eigentlich, um meinen Napf immer auf dem Kopfe zu haben. Aber seht doch ein wenig, wie viel Uhr es ist! Ich muß in die Oper.

Ich. Was giebt man?

Er. Von d' Auvergne. Es sind schöne Sachen in seiner Musik. Schade, daß er sie nicht zuerst gesagt hat. Unter den Todten giebts immer einige, die den Lebendigen immer im Wege sind. Was hilfts! Quisque suos patimur manes. Aber es ist halb Sechs. Ich höre die Glocke, die zu der Vesper des Abbé de Canaye läutet. Die ruft mich auch ab. Lebt wohl! Es ist nicht wahr, Herr Philosoph, ich bin immer derselbe!

Ich. Ja wohl, unglücklicherweise.

Er. Laßt mich das Unglück noch vierzig Jahre genießen! Der lacht wohl, der zuletzt lacht!

## Anmerkungen

über

Personen und Gegenstände, deren in dem Dialog: Rameaus  
Neffe erwähnt wird.

---

### Vorerinnerung.

Der Uebersezeher hatte sich vorgenommen, die Personen und Gegenstände, welche in vorliegendem Dialog genannt und abgehandelt werden, ihre Verhältnisse und Beziehungen in diesen alphabetisch geordneten Anmerkungen zur Bequemlichkeit des Lesers mehr ins Klare zu stellen. Manche Hindernisse setzten sich diesem Unternehmen entgegen, das nur zum Theil ausgeführt werden konnte. Da aber auch schon hierdurch der Zweck einigermaßen erreicht wird, so hat man, in Hoffnung einer künftigen weiteren Ausführung, das Gegenwärtige nicht zurückhalten wollen.

---

### Alberti.

Ein außerordentliches musicalisches Talent, mit einer vor trefflichen Stimme begünstigt, die sogar Farinellis Eifersucht erregte; zugleich ein guter Clavierspieler, der aber seine großen Gaben nur als Dilettant, zum Vergnügen seiner Zeitgenossen und zu eigenem Behagen anwendete, auch sehr frühzeitig starb.

---

## d'Allembert.

Geb. 1717. Gest. 1783.

Ihm ist sein Ruhm als Mathematiker niemals streitig gemacht worden; als er sich aber um des Lebens und der Gesellschaft willen vielseitig literarisch ausbildete, so nahmen die Mißgünstigen daher Unlaß, schwächere Seiten aufzufinden und zu zeigen. Solche feindselige Naturen, die nur wider Willen entschiedene Vorzüge anerkennen, möchten gern jeden trefflichen Mann in sein Verdienst ganz eigentlich einsperren und ihm eine vielseitige Bildung, die allein Genuß gewährt, verkümmern. Sie sagen gewöhnlich, zu seinem Ruhme habe er dieses oder jenes nicht unternommen sollen. Als wenn man alles um des Ruhms willen thäte, als wenn die Lebensvereinigung mit Aehnlichkeitgesinnten, durch ernste Theilnahme an dem, was sie treiben und leisten, nicht den höchsten Werth hätte! Und nicht allein Franzosen, welche alles nach außen thun, sondern auch Deutsche, welche die Wirkung nach innen recht gut zu schätzen wissen, geben solche Gesinnungen zu erkennen, wodurch der Schriftsteller vom Schriftsteller, der Gelehrte vom Gelehrten gildemäßig abgetrennt würde.

So viel bei Gelegenheit der Stelle: d'Allembert verweisen wir in seine Mathematik.

## d'Alvergue.

Der erste unter den Franzosen, der in seiner Oper: *Les Troqueurs* sich dem Italiänischen Geschmack zu nähern suchte und zu jener Epoche dadurch viel beitrug. (Sieh Musif.)

## Baculard, sonst Arnand.

Geb. 1718.

Verfasser kleiner galanter Gedichte, bei uns mehr bekannt durch seine Trauerspiele, den Grafen von Cominge und

Euphemie, worin der fürchterliche Apparat von Gewölben, Gräbern, Särgen und Mönchsklutten den Mangel des großen furchtbaren Tragischen ersehen soll.

---

### Bagge (Baron von).

Ein Deutscher oder Brabantischer Edelmann, der sich lange Zeit in Paris aufhielt und wegen seiner Leidenschaft zur Musik merkwürdig war. Er wollte sie nicht allein durch Andere genießen, sondern er suchte sie auch selbst, wiewohl ohne sonderlichen Erfolg, auszuüben. Da seine Bemühungen und seine Concerte, allgemein bekannt und besucht, konnten sich eines in Paris so leicht erregten Lächerlichen nicht erwehren, in welchem Sinne denn auch Diderot hier auf dieselben anzuspielen scheint.

---

### Battenx.

Geb. 1713. Gest. 1780.

Apostel des halbwahren Evangeliums der Nachahmung der Natur, das allen so willkommen ist, die bloß ihren Sinnen vertrauen und dessen, was dahinter liegt, sich nicht bewußt sind. Warum er hier als Heuchler gescholten wird, davon wissen wir keine Rechenschaft zu geben.

---

### Le Blanc (Abbé).

Geb. zu Dijon 1707. Gest. 1781.

Wenn durch die Gunst der Menge oder der Großen ein mittelmäßiges Talent zu Glück und Ehren gelangt, so entsteht eine wunderbare Bewegung unter seines Gleichen. Alles, was sich ihm ähnlich fühlt, wird durch die Hoffnung belebt, daß nun gleichfalls die Reihe an andere ehrliche Leute, die doch eben auch

nicht für ganz verdienstlos zu halten, endlich kommen müsse und solle.

Doch auch hier wie überall behauptet das Glück sein Majestätsrecht und nimmt sich der Mittelmäßigen so wenig als der Trefflichen an, als wenn es ihm nun gerade einmal beliebt.

Der Abbé Le Blanc, ein freilich sehr mittelmäßiger Mann, mußte so manchen seines Gleichen in der Akademie sehen, die, ungeachtet einer freilich nur vorübergehenden Gunst des Hofes, für ihn unerbittlich blieb.

Die im Dialog erzählte Anekdote drückt das Verhältniß sehr geistreich aus.

### Bouret.

Ein reicher Finanzmann, der zugleich Oberdirector der Posten war und ein ungeheures Vermögen durch die Gunst des Hofes und der Großen, denen er also wohl ein Hündchen abtreten konnte, zusammen brachte. Aber weder sein Glück noch seine Erniedrigungen, die ihm Diderot sehr hart aufrechnet, konnten ihn vor dem Untergang schützen, da er in sich selbst kein Maß hatte und sein Geist im Ausgeben noch gewandter und unternehmender war als im Erwerben.

Er baute königlich einen Pavillon, nur um den König, der alle Jahre mit seinem Hofstaat auf der Jagd jene Gegend besuchte, bewirthen zu können, und errichtete als Nebensache, bei einer durchaus kostspieligen Lebensweise, sehr ansehnliche Gebäude, wodurch er die Kräfte seiner eigenen Finanzen dergestalt schwächte, daß er, als Ludwig XV. unvermutet starb und er seinen königlichen Gönner, so wie durch die Regierungsveränderung manche andere Unterstützung verlor, gerade da er ihrer am Nöthigsten bedurft hätte, um sich im Gleichgewicht zu erhalten, in die größte Verwirrung, ja Verzweiflung gerieth und seinem Leben selbst ein Ende mache.

**Bret.**

Geb. 1717. Gest. 1792.

Fruchtbarer, gefälliger Autor, aber schwach und nachlässig. Herausgeber von Molière, zu welchem Geschäft seine Kräfte nicht hinreichten. Sein Stück: *Le faux généreux* fällt in das Jahr 1758.

---

**Carmontel.**

Verfasser der dramatischen Sprichwörter und anderer angenehmer kleiner theatralischer Stücke.

---

**Destouches.**

Geb. 1680. Gest. 1754.

Literator und Geschäftsmann. Mehrere seiner Stücke erwarben sich Beifall. Zuletzt verliert er die Gunst des Publikums und zieht sich vom Theater zurück. (Siehe Dorat.)

---

**Dorat.**

Geb. 1734. Gest. 1780.

Fruchtbarer, angenehmer Dichter, besonders in kleinen Stücken, nicht so glücklich in größern, ernstern, besonders dramatischen.

Der große Reiz, den das Theater für jeden Zuschauer hat, zeigt sich auch darin, daß es so manchen productiv zu machen scheint, der eigentlich dafür gar kein Talent hat. In jeder Nation strebt eine unverhältnismäßige Anzahl Menschen nach dem Glück, sich selbst von dem Theater herunter wiederzuhören; und

es ist niemand zu verargen, wenn man zu dieser innern Behaglichkeit noch die äußern Vortheile eines schnellen, allgemeinen günstigen Bekanntwerdens hinzurechnet.

Ist diese Begierde, fürs Theater zu arbeiten, bei dem stillen, mehr in sich gefehrten Deutschen fast zur Seuche geworden, so begreift man leicht, wie der Franzose, der sich es selbst gar nicht zum Vorwurfe rechnet, unmäßig eitel zu scheinen, unwiderstehlich genöthigt seyn muß, sich auf ein Theater zu drängen, das bei einem hundertjährigen Glanze so große Namen zählt, die den lebhaftesten Wunsch erregen müssen, wenn gleich auch hinter ihnen, doch mit und neben ihnen an derselben Stelle genannt zu werden.

Dorat konnte diesen Lockungen nicht entgehen, um so mehr da er anfangs sehr beliebt und vorgeschoben ward; allein sein Glück war nicht von Dauer: er ward herabgesetzt, und befand sich in dem traurigen Zustand des Missbehagens mit so vielen andern, mit deren Zahl man, wo nicht einen Platz in Dantes Hölle, doch wenigstens in seinem Fegefeuer besetzen könnte. (Sieh Marivaux.)

### Duni.

Geb. im Neapolitanischen den 9. Febr. 1709. Gest. den 11. Juni 1775.

Die Franzosen scheinen, bei aller ihrer Lebhaftigkeit, mehr als andere Nationen an hergebrachten Formen zu hangen, und selbst in ihren Vergnügungen eine gewisse Eintönigkeit nicht gewahr zu werden. So hatten sie sich an die Musik Lullis und Nameaus gewöhnt, die sie, wenn man es recht genau untersuchte, vielleicht noch nicht ganz losgeworden sind.

Zur Zeit nun, als diese Musik noch herrschend war, in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts, mußte es eine große Bewegung geben, als eine andere, gerade entgegengesetzte Art, das Publicum zu unterhalten, sich daneben stellte. Indessen die große Französische Oper mit einem ungeheuern Apparat ihre Gäste kaum zu befriedigen im Stande war, hatten die Italiener die glückliche Entdeckung gemacht, daß wenige Personen, fast ohne irgend

eine Art von Umgebung, durch melodischen Gesang, heitern und bequemen Vortrag eine viel lebhaftere Wirkung hervorzubringen im Stande sezen. Diese eigentlichen Intermezzisten machten, unter dem Namen der Bouffons, in Paris ein großes Aufsehen und erregten Parteien für und wider sich.

Duni, der sich in Italien an der Buona figliola schon geübt hatte, schrieb für Paris den Peintre amoureux de son modèle, und später das Milchmädchen, das auch auf dem Deutschen Theater die komische Oper beinahe zuerst einführte. Zwei ersten Stücke des Duni waren in Paris völlig im Gange, zur Zeit als Diderot den gegenwärtigen Dialog schrieb. Er hatte sich, nebst seinen Freunden, schon früher zur Partei der heitern Productionen geschlagen, und so weissagte er auch Nameaus Untergang durch den gefälligen Duni.

### Fréron (Vater).

Geb. zu Quimper 1719. Gest. zu Paris 1776.

Ein Mann von Kopf und Geist, von schönen Studien und mancherlei Kenntnissen, der aber, weil er Manches einsah, Alles zu übersehen glaubte, und als Journalist sich zu einem allgemeinen Richter aufwarf. Er suchte sich besonders durch seine Opposition gegen Voltaire bedeutend zu machen, und seine Rühmtheit, sich diesem außerordentlichen, hochberühmten Manne zu widersezzen, behagte einem Publicum, das einer heimlichen Schadenfreude sich nicht erwehren kann, wenn vorzügliche Männer, denen es gar manches Gute schuldig ist, herabgesetzt werden, da es sich von der andern Seite einer strenge behandelten Mittelmäßigkeit gar zu gern liebreich und mitleidsvoll annimmt.

Frérons Blätter hatten Glück und Kunst, und verdienten sie zum Theil. Unglücklicherweise hielt er sich nun für den ganz wichtigen und bedeutenden Mann und fing an, aus eigener Macht und Gewalt, geringe Talente zu erheben und als Nebenbuhler der größern aufzustellen. Denn derjenige, der aus Mangel von Sinn oder Gewissen das Vortreffliche herunterzieht, ist nur

allzugeneigt das Gemeine, das ihm selbst am Nächsten liegt, heraufzuheben und sich dadurch ein schönes mittleres Element zu bereiten, auf welchem er als Herrscher behaglich walten könne. Dergleichen Niveleurs befinden sich besonders in Literaturen, die in Gährung sind, und bei gutmüthigen, auf Mäßigkeit und Billigkeit durchaus mehr als auf das Vortreffliche in Künsten und Wissenschaften gerichteten Nationen haben sie starken Einfluß.

Die geistreiche Französische Nation war dagegen dem Fréron bald auf der Spur, wozu Voltaire selbst nicht wenig beitrug, der seinen Widersacher mit gerechten und ungerechten, aber immer geistreichen Waffen unausgesetzt bekämpfte. Keine Schwäche des Journalisten blieb unbemerkt, keine Form der Rede- und Dichtkunst unbenußt, so daß er ihn sogar als Frélon in der Schottländerin aufs Theater brachte und erhielt.

Wie Voltaire in so Manchem, was er leistete, die Erwartung der Welt übertraf, so unterhielt er auch in diesem Falle das Publicum mit immer neuen und überraschenden Späßen, griff den Journalisten zugleich und alle dessen Günstlinge an, und warf ihr Lächerliches gehäuft auf den Gönner zurück.

So ward jene Anmaßung aller Welt klar: Fréron verlor seinen Credit, auch den verdienten, weil sich denn doch das Publicum, wie die Götter, zuletzt auf die Seite der Sieger zu schlagen behaglich findet.

Und so ist das Bild Frérons dergestalt verschoben und verdunkelt worden, daß der spätere Nachkömmling Mühe hat, sich von dem, was der Mann leistete, und was ihm erlangte, einen richtigen Begriff zu machen.

### Geschmack.

„Der Geschmack, sagt er . . . der Geschmack ist ein Ding . . . Fürwahr, ich weiß nicht, für welch ein Ding er es ausgab? er wußte es selbst nicht.“

In dieser Stelle will Diderot seine Landsleute lächerlich darstellen, die, mit und ohne Begriff, das Wort Geschmack immer

im Munde führen und manche bedeutende Production, indem sie ihr den Mangel an Geschmack vorwerfen, heruntersetzen.

Die Franzosen gebrauchten zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts das Wort Geschmack noch nicht allein, sie bezeichneten vielmehr durch das Beifwort die besondere Bestimmung; sie sagten ein böser, ein guter Geschmack, und verstanden recht gut, was sie dadurch bezeichneten. Doch findet man schon in einer Anecdote- und Spruchsammlung jener Zeit das gewagte Wort: „Die Französischen Schriftsteller besitzen alles, nur keinen Geschmack.“

Wenn man die Französische Literatur von Anfang an betrachtet, so findet sich, daß das Genie schon bald sehr viel für sie gethan. Marot war ein trefflicher Mann; und wer darf den hohen Werth Montaignes und Rabelais verkennen?

Das Genie sowohl als der recht gute Kopf sucht sein Gebiet ins Unendliche auszudehnen; sie nehmen gar mannigfaltige Elemente in ihren Schöpfungskreis auf, und sind oft glücklich genug, sie vollkommen zu beherrschen und zu verarbeiten. Gelingt aber ein solches Unternehmen nicht ganz, fühlt sich der Verstand nicht durchaus genötigt, die Segel zu streichen, erlangen die Arbeiten nur eine solche Stufe, wo er ihnen noch etwas anhaben kann, so entsteht sogleich ein Loben und Tadeln des Einzelnen, und man glaubt vollkommene Werke dadurch vorzubereiten, wenn man die Elemente, woraus sie bestehen sollen, recht säuberlich sondert.

Die Franzosen haben einen Poeten Dubartas, den sie gar nicht mehr, oder nur mit Verachtung nennen. Er lebte von 1544 bis 1590, war Soldat und Weltmann, und schrieb zahllose Alexandriner. Wir Deutschen, die wir die Zustände jener Nation aus einem andern Gesichtspunkte ansehen, fühlen uns zum Lächeln bewegt, wenn wir in seinen Werken, deren Titel ihn als den Fürsten der Französischen Dichter preist, die sämtlichen Elemente der Französischen Poesie, freilich in wunderlicher Mischung, beisammenfinden. Er behandelte wichtige, bedeutende, breite Gegenstände, wie zum Beispiel die sieben Schöpfungstage, wobei er Gelegenheit fand, eine naive Anschauung der Welt und mannigfaltige Kenntnisse, die er sich in einem thätigen Leben erworben, auf eine darstellende, erzählende, beschreibende, didaktische

Weise zu Märkte zu bringen. Diese sehr ernsthaft gemeinten Gedichte gleichen daher sämmtlich gutmütigen Parodien, und sind wegen ihres bunten Ansehens dem Franzosen auf der jetzigen Höhe seiner eingebildeten Cultur äußerst verhaft, anstatt daß, wie der Kurfürst von Mainz das Rad, ein Französischer Autor die sieben Tagwerke des Dubartas, irgend symbolirt, im Wappen führen sollte.

Damit wir aber, bei einer aphoristischen Behandlung unserer Aufsätze, nicht unbestimmt und dabei paradox erscheinen, so fragen wir, ob nicht die ersten vierzig Verse des siebenten Schöpfungstages von Dubartas vortrefflich sind, ob sie nicht in jeder Französischen Mustersammlung zu stehen verdienen, ob sie nicht die Vergleichung mit manchem schäkenswerthen neuern Product aus halten? Deutsche Kenner werden uns bestimmen und uns für die Aufmerksamkeit danken, die wir auf dieses Werk erregen. Die Franzosen aber werden wohl fortfahren, wegen der darin vor kommenden Wunderlichkeiten auch das Gute und Treffliche daran zu erkennen.

Denn die immer anstrebbende und zu Ludwigs XIV. Zeiten zur Reife gedeihende Verstandescultur hat sich immerfort bemüht, alle Dicht- und Sprecharten genau zu sondern, und zwar so, daß man nicht etwa von der Form, sondern vom Stoff aus ging, und gewisse Vorstellungen, Gedanken, Ausdrucksweisen, Worte aus der Tragödie, der Komödie, der Ode, mit welcher letztern Dichtart sie deshalb auch nie fertig werden konnten, hinauswies und andere dafür, als besonders geeignet, in jeden besondern Kreis aufnahm und für ihn bestimmte.

Man behandelte die verschiedenen Dichtungsarten wie verschiedene Societäten, in denen auch ein besonderes Betragen schicklich ist. Anders benehmen sich Männer, wenn sie allein unter sich, anders, wenn sie mit Frauen zusammen sind; und wieder anders wird sich dieselbe Gesellschaft betragen, wenn ein Vornehmer unter sie tritt, dem sie Chrfurcht zu bezeigen Ursache haben. Der Franzose scheut sich auch keineswegs, bei Urtheilen über Producte des Geistes von Convenances zu sprechen, ein Wort, das eigentlich nur für die Schicklichkeiten der Societät gelten kann. Man sollte darüber nicht mit ihm rechten, sondern

einzusezzen trachten, inwiefern er Recht hat. Man kann sich freuen, daß eine so geistreiche und weltkluge Nation dieses Experiment zu machen genöthigt war, es fortzusezzen genöthigt ist.

Aber im höhern Sinne kommt doch alles darauf an, welchen Kreis das Genie sich bezeichnet, in welchem es wirken, was es für Elemente zusammenfaßt, aus denen es bilden will. Hierzu wird es theils durch innern Trieb und eigene Ueberzeugung bestimmt, theils auch durch die Nation, durch das Jahrhundert, für welche gearbeitet werden soll. Hier trifft das Genie freilich nur allein den rechten Punkt, sobald es Werke hervorbringt, die ihm Ehre machen, seine Mitwelt erfreuen und zugleich weiter fördern. Denn indem es seinen weitern Lichtkreis in den Brennpunkt seiner Nation zusammendrängen möchte, so weiß es alle innern und äußern Vortheile zu benützen und zugleich die genießende Menge zu befriedigen, ja zu überfüllen. Man gedenke Shakespears und Calderons! Vor dem höchsten ästhetischen Richtersthule bestehen sie untadelig, und wenn irgend ein verständiger Sonderer, wegen gewisser Stellen, hartnäckig gegen sie flagen sollte, so würden sie ein Bild jener Nation, jener Zeit, für welche sie gearbeitet, lächelnd vorweisen und nicht etwa dadurch bloß Nachsicht erwerben, sondern deshalb, weil sie sich so glücklich bequemen konnten, neue Vorbeeren verdienend.

Die Absonderung der Dicht- und Redekarten liegt in der Natur der Dicht- und Redekunst selbst; aber nur der Künstler darf und kann die Scheidung unternehmen, die er auch unternimmt: denn er ist meist glücklich genug zu fühlen, was in diesen oder jenen Kreis gehört. Der Geschmack ist dem Genie angeboren, wenn er gleich nicht bei jedem zur vollkommenen Ausbildung gelangt.

Daher wäre freilich zu wünschen, daß die Nation Geschmack hätte, damit sich nicht jeder einzeln nothdürftig auszubilden brauchte. Doch leider ist der Geschmack der nicht hervorbringenden Naturen verneinend, heengend, ausschließend, und nimmt zuletzt der hervorbringenden Klasse Kraft und Leben.

Wohl findet sich bei den Griechen, so wie bei manchen Römern eine sehr geschmackvolle Sonderung und Läuterung der verschiedenen Dichtarten, aber uns Nordländer kann man auf

jene Muster nicht ausschließlich hinweisen: wir haben uns anderer Voreltern zu rühmen und haben manch anderes Vorbild im Auge. Wäre nicht durch die romantische Wendung ungebildeter Jahrhunderte das Ungeheure mit dem Abgeschmackten in Berührung gekommen, woher hätten wir einen Hamlet, einen Lear, eine Anbetung des Kreuzes, einen standhaften Prinzen?

Uns auf der Höhe dieser barbarischen Avantagen, da wir die antiken Vortheile wohl niemals erreichen werden, mit Muth zu erhalten, ist unsere Pflicht, zugleich aber auch Pflicht, daßjenige, was Andere denken, urtheilen und glauben, was sie her vorbringen und leisten, wohl zu kennen und treulich zu schätzen.

### Lulli.

Geb. zu Florenz 1633. Gest. zu Paris 1687.

Die große Oper war in Italien zu einer Zeit erfunden worden, als Perspectivmalerei und Maschinerie sich in einem hohen Grade ausgebildet hatten, die Musik aber noch weit zurückstand. An einem solchen Ursprung hat diese Schauspielart immer gelitten und leidet noch daran. Was aus dem Brunk entstanden ist, kann nicht zur Kunst zurückkehren; was sich vom Scheine herschreibt, kann keine höhern Forderungen befriedigen.

In der Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts kam die Italiänische Oper nach Frankreich; Französische Dichter und Componisten machten bald darauf den Versuch, sie zu nationalisiren, welcher mit abwechselndem Glück eine Zeit lang fortgesetzt wurde, bis endlich Lulli die Privilegien der Französischen Oper, die unter dem Namen Académie Royale de musique 1669 errichtet wurde, an sich brachte, die Erweiterung ihrer Privilegien zu erlangen wußte und ihr erst ihre eigentliche Consistenz gab.

„Von diesem Zeitpunkt fing die Französische theatralische Musik an, durch mannigfaltige Verschiedenheiten sowohl in der poetischen Einrichtung der Dramen und der musicalischen Beschaffenheit ihrer Bestandtheile, der Arien, Chöre, des mehr singenden oder eigentlich psalmodischen Recitativs, der Ballete,

der eigenthümlichen Gänge und Schlußfälle der Melodie, der ein-förmigern Modulationen, der Liebe zu den weichern Tonarten, als auch in Absicht vieler Fehler der Execution, sich zu trennen und zu einer Nationalmusik zu werden. Die auf Lulli folgenden Componisten nahmen ihn ganz zu ihrem Muster, und so konnte es geschehen, daß eine Musik eine Art Epoche von so langer Dauer in den Annalen der Französischen Kunstgeschichte bildete."

An dem schönen Talente Quinaults fand Lulli eine große Unterstützung. Er war für diese Dichtungsart geboren, declamirte selbst vortrefflich, und arbeitete so dem Componisten in doppeltem Sinne vor. Sie lebten beide zusammen und starben nicht lange nach einander, und man kann wohl den Succeß der Französischen Oper und die lange dauernde Gunst für dieselbe der Vereinigung zweier so glücklichen Talente zuschreiben.

### Marivaux.

Geb. zu Paris 1688. Gest. 1763.

Die Geschichte seines erworbenen und wieder verlorenen Rufes ist die Geschichte so vieler andern, besonders bei dem Französischen Theater. Es giebt so viele Stücke, die zu ihrer Zeit sehr gut aufgenommen worden, bei denen die Französischen Kritiker selbst nicht begreifen, wie es zugegangen, und doch ist die Sache leicht erklärlich.

Das Neue hat als solches schon eine besondere Gunst. Nehme man dazu, daß ein junger Mann auftritt, der als ein Neuer das Neue liefert, der sich durch Bescheidenheit Gunst zu erwerben weiß, um so leichter, als er nicht den höchsten Kranz davonzutragen, sondern nur Hoffnungen zu erregen verspricht. Man nehme das Publicum, das jederzeit nur von augenblicklichen Eindrücken abhängt, das einen neuen Namen wie ein weißes Blatt ansieht, worauf man Gunst oder Ungunst nach Befinden schreiben kann, und man denke sich ein Stück, mit einem Talent geschrieben, von vorzüglichen Schauspielern aufgeführt, warum sollte es nicht günstig aufgenommen werden? warum sollte es

nicht sich und seinen Autor durch Gewohnheit empfehlen? Selbst ein erster Mißgriff ist in der Folge zu verbessern, und wem es zuerst nicht ganz gegückt, kann sich durch fortdauerndes Bestreben in Kunst setzen und erhalten. Von jenem sowohl als diesem Fall kommen in der Französischen Theatergeschichte mannigfaltige Beispiele vor.

Aber was unmöglich ist, zeigt sich auch. Unmöglich ist es, die Kunst der Menge bis ans Ende zu erhalten. Das Genie erschöpft sich, um so mehr das Talent. Was der Autor nicht merkt, merkt das Publicum. Er befriedigt selbst seine Gönner nicht mehr lebhaft. Neue Anforderungen an Kunst werden gemacht, die Zeit schreitet vor, eine frische Jugend wirkt, und man findet die Richtung, die Wendung eines früheren Talentes veraltet.

Der Schriftsteller, der nicht selbst bei Zeiten zurückgetreten, der noch immer eine ähnliche Aufnahme erwartet, sieht einem unglücklichen Alter entgegen, wie eine Frau, die von den scheidenden Reizen nicht Abschied nehmen will.

In diese traurige Lage kam Marivaux: er mochte sich mit der Allgemeinheit seines Geschicks nicht trösten, zeigte sich übel-launig, und wird hier um deswillen von Diderot verspottet.

### Montesquieu.

Geb. 1689. Gest. 1755.

„Dass Montesquieu nur ein schöner Geist sey.“ Eine ähnliche Redensart ist oben schon bei d'Alembert angeführt worden.

Durch seine Lettres Persannes machte sich Montesquieu zuerst bekannt. Die große Wirkung, welche sie hervorbrachten, war ihrem Gehalt und der glücklichen Behandlung desselben gleich. Unter dem Beikiel einer reizenden Sinnlichkeit weiß der Verfasser seine Nation auf die bedeutendsten, ja die gefährlichsten Materien aufmerksam zu machen, und schon ganz deutlich kündigt sich der Geist an, welcher den Esprit des loix hervorbringen sollte. Weil er sich nun aber bei diesem seinem ersten Eintritt

einer leichten Hülle bedient, so will man ihn denn auch nur, da er sie schon abgeworfen, nach ihr schäzen und ihm das weitere, größere Verdienst halbkennenreisch abläugnen.

### Musik.

Ein großer Theil des vorliegenden Gesprächs handelt von Musik, und es ist nöthig, hier einiges Allgemeine über diese Kunst zu sagen, damit jeder Lesende in den Stand gesetzt werde, die oft wunderlich genug geäußerten Meinungen einigermaßen zu beurtheilen.

Alle neuere Musik wird auf zweierlei Weise behandelt, entweder daß man sie als eine selbständige Kunst betrachtet, sie in sich selbst ausbildet, ausübt und durch den verfeinerten äußern Sinn genießt, wie es der Italiener zu thun pflegt, oder daß man sie in Bezug auf Verstand, Empfindung, Leidenschaft setzt und sie dergestalt bearbeitet, daß sie mehrere menschliche Geistes- und Seelenkräfte in Anspruch nehmen könne, wie es die Weise der Franzosen, der Deutschen und aller Nordländer ist und bleiben wird.

Nur durch diese Betrachtung, als durch einen doppelten Ariadneischen Faden, kann man sich aus der Geschichte der neuen Musik und aus dem Gewirr parteiischer Kämpfer heraushelfen, wenn man die beiden Arten da, wo sie getrennt erscheinen, wohl bemerkt und ferner untersucht, wie sie sich an gewissen Orten, zu gewissen Zeiten, in den Werken gewisser Individuen zu vereinigen gestrebt, und sich auch wohl für einen Augenblick zusammengefunden, dann aber wieder auseinander gegangen, nicht ohne sich ihre Eigenchaften einander mehr oder weniger mitgetheilt zu haben, da sie sich denn in wunderbaren, ihren Hauptästen mehr oder weniger annähernden Ramificationen über die Erde verbreiteten.

Seit einer sorgfältigen Ausbildung der Musik in mehreren Ländern mußte sich diese Trennung zeigen, und sie besteht bis auf den heutigen Tag. Der Italiener wird sich der lieblichsten

Harmonie, der gefälligsten Melodie befleißigen, er wird sich an dem Zusammenklang, an der Bewegung als solchen ergeßen, er wird des Sängers Kehle zu Rath ziehen, und das, was dieser an gehaltenen oder schnell auf einander folgenden Tönen und deren mannigfaltigstem Vortrag leisten kann, auf die glücklichste Weise hervorheben, und so das gebildete Ohr seiner Landsleute entzücken. Er wird aber auch dem Vorwurf nicht entgehen, seinem Text, da er zum Gesang doch einmal Text haben muß, keineswegs genug gethan zu haben.

Die andere Partei hingegen hat mehr oder weniger den Sinn, die Empfindung, die Leidenschaft, welche der Dichter ausdrückt, vor Augen; mit ihm zu wetteifern hält sie für Pflicht. Seltsame Harmonien, unterbrochene Melodieen, gewaltsame Abweichungen und Uebergänge sucht man auf, um den Schrei des Entzückens, der Angst und der Verzweiflung auszudrücken. Solche Componisten werden bei Empfindenden, bei Verständigen ihr Glück machen, aber den Vorwurf des beleidigten Ohrs, insofern es für sich genießen will ohne an seinem Genuss Kopf und Herz Theil nehmen zu lassen, schwerlich entgehen.

Vielleicht läßt sich kein Componist nennen, dem in seinen Werken durchaus die Vereinigung beider Eigenschaften gelungen wäre; doch ist es keine Frage, daß sie sich in den besten Arbeiten der besten Meister finde und nothwendig finden müsse.

Uebrigens was diesen Zwiespalt betrifft, so ist er wohl nie gewaltsamer erschienen, als in dem Streit der Gluckisten und Piccinisten, da denn auch der Bedeutende vor dem Gefälligen die Palme erhielt. Ja, haben wir nicht noch in unsern Tagen den lieblichen Paissello durch einen ausdrucksvollern Componisten verdrängt gesehen: eine Begebenheit, die sich in Paris immerfort wiederholen wird.

Wie der Italiäner mit dem Gesang, so verfuhr der Deutsche mit der Instrumentalmusik. Er betrachtete sie auch eine Zeit lang als eine besondere, für sich bestehende Kunst, vervollkommenete ihr Technisches und übte sie, fast ohne weitern Bezug auf Gemüthskräfte, lebhaft aus, da sie denn bei einer dem Deutschen wohl gemäßen tiefen Behandlung der Harmonie zu einem hohen, für alle Völker musterhaften Grade gelangt ist.

Da alles dasjenige, was wir allgemein und flüchtig über Musik geäußert, nur die Absicht haben kann, einiges Licht über vorliegenden Dialog zu verbreiten, so müssen wir bemerken, daß sich nicht ohne Schwierigkeit der Standpunkt, auf welchem sich Diderot befindet, einsehen läßt.

In der Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die sämmtlichen Künste in Frankreich auf eine sonderbare, ja für uns fast unglaubliche Weise manierirt und von aller eigentlichen Kunstwahrheit und Einfalt getrennt. Nicht allein das abenteuerliche Gebäude der Oper war durch das Herkommen nur starrer und steifer geworden, auch die Tragödie ward in Reifröcken gespielt, und eine hohle, affectirte Declamation trug ihre Meisterwerke vor. Dieses ging so weit, daß der außerordentliche Voltaire bei Vorlesung seiner eigenen Stücke in einen ausdruckslosen, eintönigen, gleichfalls psalmodirenden Bombast verfiel, und sich überzeugt hielt, daß auf diese Weise die Würde seiner Stücke, die eine weit bessere Behandlung verdienten, ausgedrückt werde.

Eben so verhielt sichs mit der Malerei. Durchaus war das Fräzenhafte eines gewissen Herkömmlichen so hoch gestiegen, daß es den aus innerer Naturkraft sich entwickelnden trefflichen Geistern der damaligen Zeit höchst auffallend und unerträglich scheinen mußte. Sie fielen daher sämmtlich darauf, das, was sie Natur nannten, der Cultur und der Kunst entgegenzusetzen. Wie hierin Diderot sich geirrt, haben wir anderswo, mit Achtung und Meinung gegen diesen vortrefflichen Mann, dargethan.

Auch gegen die Musik befand er sich in einer besondern Lage. Die Compositionen des Lulli und Rameau gehören mehr zur bedeutenden als zur gefälligen Musik. Das, was die Bouffons aus Italien brachten, hatte mehr Angenehmes und Einschmeichelndes als Bedeutendes, und doch schlägt sich Diderot, der so lebhaft auf die Bedeutung dringt, zu dieser letzten Partei, und glaubt seine Wünsche durch sie befriedigt zu sehen. Aber es war wohl mehr, weil dieses Neue, Bewegliche jenes alte, verhaftete, starre Zimmerwerk zu zerstören und eine frische Fläche für neue Bemühungen zu ebnen schien, daß er das letzte so hoch in Gunst nahm. Auch benützten Französische Componisten sogleich den

gegebenen Raum, und brachten ihre alte bedeutende Weise, melodischer und mit mehrerer Kunstwahrheit, zu Befriedigung der neuen Generation, in den Gang.

---

### d'Olivet (Abbé).

Geb. 1682. Gest. 1778.

Bei den Jesuiten erzogen, beschäftigte er sich zuerst mit dem Cicero, den er auch übersetzte. Aufgenommen in die Französische Akademie, gedachte er für die vaterländische Sprache etwas zu leisten, und hat ihr auf mehr denn Eine Weise genutzt; doch ward er nun, als Grammatiker, Prosodist, Neuerungsfeind, Purist und Rigorist, den Dichtern und Schriftstellern höchst verhaft, denen er, man muß es freilich gestehen, öfters Unrecht thät, indem er ihnen die rechten Wege wies.

---

### Palissot.

Geb. zu Nancy 1730.

Eine von den mittlern Naturen, die nach dem Höhern streben, das sie nicht erreichen, und sich vom Gemeinen abziehen, das sie nicht loswerden. Will man billig seyn, so darf man ihn unter die guten Köpfe rechnen. Es fehlt ihm nicht an Verständesclarheit, an Lebhaftigkeit, an einem gewissen Talent; aber gerade diese Menschen sind es, die sich mancher Anmaßung schuldig machen. Denn indem sie Alles nach einem gewissen kleinern Maßstabe messen, so fehlt ihnen der Sinn fürs Außerordentliche, und indem sie sich gegen das Gewöhnliche gerecht halten, werden sie ungerecht gegen das vorzügliche Verdienst, besonders anfangs, wenn es sich ankündigt. So vergriff sich Palissot an Rousseau, und es dient zu unserm Zwecke, dieser Händel, von ihrem ersten Ursprunge an, zu gedenken. König Stanislaus errichtete zu Nancy Ludwig XV. eine Statue. Am Feste der Weihung, den 6. November 1755, sollte auch ein analoges

Theaterstück gegeben werden. Palissot, dessen Talent in seiner Vaterstadt Zutrauen erregt haben möchte, erhielt hierzu den Auftrag. Anstatt nun daß ein wahrer Dichter diese Gelegenheit zu einer edeln und würdigen Darstellung nicht unbenußt gelassen hätte, suchte der gute Kopf durch ein gutes allegorisches Vorspiel den glücklichen Stoff nur geschwind loszuwerden, worauf er hingegen ein Schubladenstück, der Cirkel, folgen ließ, worin er das, was seiner literarischen Kleinheit am Nächsten lag, mit Selbstgefälligkeit behandelte.

Es erschienen nämlich in diesem Stücke übertriebene Poeten, anmaßliche Gönner und Gönnerinnen, gelehrte Frauen und vergleichen Personen, deren Urbilder nicht selten sind, sobald Kunst und Wissenschaft in das Leben einwirkt. Was sie nun Lächerliches haben mögen, wird hier bis ins Abgeschmackte übertrieben dargestellt, anstatt daß es immer schon dankenswerth ist, wenn jemand Bedeutendes aus der Menge, eine Schöne, ein Reicher, ein Vornehmer, am Rechten und Guten Theil nimmt, wenn es auch nicht auf die rechte Weise geschieht.

Neberhaupt gehört nichts weniger aufs Theater als Literatur und ihre Verhältnisse. Alles, was in diesem Kreise webt, ist so zart und wichtig, daß keine Streitfrage aus demselben vor den Richterstuhl der gaffenden und staunenden Menge gebracht werden sollte. Man berufe sich nicht auf Molière, wie Palissot und nach ihm Andere gethan haben. Dem Genie ist nichts vorzuschreiben, es läuft glücklich wie ein Nachtwandler über die scharfen Gipfelrücken weg, von denen die wache Mittelmäßigkeit beim ersten Versuche herunterplumpt. Mit wie leichter Hand Molière dergleichen Gegenstände berührt, wird nächstens anderswo zu entwickeln seyn.

Nicht genug, daß Palissot seine literarischen Zunftverwandten vor Hof und Stadt durchzog, ließ er auch ein Fräzenbild Rousseaus auftreten, der sich zu jener Zeit, zwar paradox, aber doch würdig genug angekündigt hatte. Was von den Sonderbarkeiten dieses außerordentlichen Mannes den Weltmenschen auffallen konnte, ward hier, keineswegs geistreich und heiter, sondern täppisch und mit bösem Willen vorgestellt, und das Fest zweier Könige pasquillantisch herabgewürdigt.

Auch blieb diese unschickliche Kühnheit für den Verfasser nicht ohne Folgen, ja sie hatte Einfluß auf sein ganzes Leben. Die Gesellschaft genie- und talentreicher Menschen, die man unter dem Namen der Philosophen oder Encyklopädisten bezeichnete, hatte sich schon gebildet, und d'Allembert war ein bedeutendes Glied derselben. Er fühlte, was ein solcher Ausfall, an einem solchen Tage, bei einer solchen Gelegenheit für Folgen haben könne. Er lehnte sich mit aller Gewalt dagegen auf; und ob man gleich Palissot nicht weiter beikommen konnte, so ward er doch als ein entschiedener Gegner jener großen Societät behandelt, und man wußte ihm auf mancherlei Weise das Leben sauer zu machen. Dagegen blieb er von seiner Seite nicht müßig.

Nichts ist natürlicher, als daß jene verbündete Anzahl außordentlicher Männer, wegen dessen was sie waren und was sie wollten, viele Widersacher finden mußten. Zu diesen schlug sich Palissot, und schrieb das Lustspiel: *Die Philosophen*, worüber der folgende Artikel nachzusehen.

### Die Philosophen.

Ein Lustspiel von Palissot, zum erstenmal den 2. Mai 1760 zu Paris aufgeführt.

Wie ein Schriftsteller sich ankündigt, fährt er meistentheils fort, und bei mittlern Talenten sind oft im ersten Werke alle die übrigen enthalten: denn der Mensch, der in sich selbst eins und rund ist, kann auch in seinen Werken nur einen gewissen Kreis durchlaufen.

So waren auch Palissots Philosophen nur eine Amplification jenes Feststückes zu Nancy. Er geht weiter, aber sieht nicht weiter. Als ein beschränkter Widersacher eines gewissen Zustandes, erblickt er keineswegs, worauf es im Allgemeinen kommt, und bringt auf ein beschränktes, leidenschaftliches Publicum eine augenblickliche Wirkung hervor.

Erheben wir uns höher, so bleibt uns nicht verborgen, daß ein falscher Schein gewöhnlich Kunst und Wissenschaft begleitet, wenn sie in den Gang der Welt eintreten: denn sie wirken auf

alle vorhandenen Menschen, und nicht etwa allein auf die vorzüglichsten des Jahrhunderts. Oft ist die Theilnahme halbfähiger, anmaßlicher Naturen fruchtlos, ja schädlich. Der gemeine Sinn erschrickt über die falsche Anwendung höherer Maximen, wenn man sie mit der rohen Wirklichkeit unmittelbar in Verhältniß bringt.

Sodann haben alle zurückgezogenen, nur für ein gewisses Geschäft wirksamen Menschen vor der Welt ein fremdes Ansehen, das man gern lächerlich findet. Sie verbergen nicht leicht, daß sie auf das, worauf sie ihr Leben verwenden, einen großen Werth legen, und erscheinen dem, der die Bemühung nicht zu schätzen oder gegen das Verdienst, das sich vielleicht zu sehr fühlt, keine Nachsicht zu haben weiß, als übermuthig, grillenhaft und eingebildet.

Alles dieses entspringt aus der Sache, und nur der wäre zu loben, der solchen unvermeidlichen Nebeln dergestalt zu begegnen wüßte, daß der Hauptzweck nicht verfehlt würde, und die höhern Wirkungen für die Welt nicht verloren gingen. Palissot aber will das Nebel ärger machen, er gedenkt eine Satire zu schreiben, und gewissen bestimmten Individuen, deren Bild sich allenfalls verzerren läßt, in der öffentlichen Meinung zu schaden. Und wie benimmt er sich?

Sein Stück ist in drei Acte kurz zusammengefaßt. Die Dekonomie desselben ist geschickt genug, und zeugt von einem geübten Talente; allein die Erfindung ist mager, man sieht sich in dem ganz bekannten Raume der Französischen Komödie. Nichts ist neu als die Kühnheit, ganz deutlich ausgesprochene Personalitäten auszubringen.

Ein wackerer Bürger hatte seine Tochter vor seinem Tode einem jungen Soldaten zugesagt, die Mutter aber ist nunmehr als Wittwe von der Philosophie eingenommen, und will das Mädchen nur einem aus dieser Gilde zugestehen. Die Philosophen selbst erscheinen abscheulich, und doch in der Hauptsache so wenig charakteristisch, daß man an ihre Stelle die Nichtswürdigen einer jeden Klasse setzen könnte. Keiner von ihnen ist etwa durch Neigung, Gewohnheit oder sonst an die Frau und das Haus gebunden, keiner betrügt sich etwa über sie, oder hat sonst irgend

ein menschliches Gefühl gegen dieselbe: das alles war dem Autor zu fein, ob er gleich genugsame Muster hiezu in dem sogenannten Bureau d'esprit vor sich fand; verhaftt wollte er die Gesellschaft der Philosophen machen. Diese verachtet und verwünscht ihre Gönnerin auf das Plumpste. Die Herren kommen sämmtlich nur ins Haus, um ihrem Freund Valère das Mädchen zu verschaffen. Sie versichern, daß keiner, sobald dieser Anschlag gelungen, die Schwelle je wieder betreten werde. Unter solchen Zügen soll man Männer wie d'Alembert und Helvetius wieder erkennen! Denken läßt sich, daß die von dem letztern aufgestellte Maxime des Eigennützes wacker durchgezogen, und als unmittelbar zum Taschendiebstahl führend vorgestellt werde. Zuletzt erscheint ein Hanswurst von Bedienten auf Händen und Füßen, mit einer Salatstaude, um den von Rousseau wünschenswerth geschilderten Naturzustand lächerlich zu machen. Ein aufgefangener Brief entdeckt die Gefinnungen der Philosophen gegen die Hausdame, und sie werden mit Beschämung fortgejagt.

Das Stück konnte sich, seinem technischen Verdienst nach, recht wohl in Paris sehen lassen. Die Versification ist nicht ungelenk, hie und da findet man eine geistreiche Wendung, durchaus aber ist der Appell an die Gemeinheit, jener Hauptkunstgriff derer, die sich dem Vorzüglichen widersezen, unerträglich und verächtlich.

Wie Voltaire über diese Sachen nicht sowohl dachte als schrieb, giebt über die damaligen Verhältnisse den besten Aufschluß. Wir übersetzen daher ein paar seiner Briefe an Palissot, der in seinen Antworten gegen jenen, die Zustände mit Freiheit und Klugheit, man möchte sagen mit Weisheit überschauenden Geist eine sehr beschränkte, rechthaberische, subalterne Rolle spielt.

### Boltaire an Palissot.

Mögt Ihr doch selbst Euer Gewissen prüfen und untersuchen, ob Ihr gerecht seyd, indem Ihr die Herren d'Alembert, Duclos, Diderot, Helvetius, den Herrn Ritter Faucourt und tutti quanti wie Schurken vorstellt, die im Taschendiebstahl unterrichten!

Noch einmal, sie haben auf Eure Kosten in ihren Schriften lachen wollen, und ich finde recht gut, daß Ihr auf die ihrigen lacht. Aber, beim Himmel! der Spaß ist zu stark. Wären sie, wie Ihr sie schildert, man müßte sie auf die Galeeren schicken, welches keineswegs ins komische Genre paßt. Ich rede geradezu. Die Männer, die Ihr entehren wollt, gelten für die wackersten Leute in der Welt, und ich weiß nicht ob ihre Rechtschaffenheit nicht noch größer ist als ihre Philosophie. Ich sage Euch offenherzig, ich kenne nichts ehrwürdiger als Herrn Helvetius, der 200000 Livres Einkünfte aufgeopfert hat, um sich in Frieden der Wissenschaft zu widmen. Hat er in einem Buch ein halb Dutzend verwegene und übelklingende Sätze vorgebracht, so hat es ihn genug gereut ohne daß Ihr nöthig hättest, seine Wunden auf dem Theater wieder aufzureißen. Herr Duclos, Secretär der ersten Akademie des Königreichs, scheint mir viel mehr Achtung zu verdienen als Ihr ihm bezeigt. Sein Buch über die Sitten ist keineswegs ein schlechtes Buch, besonders ist es das Buch eines rechtschaffenen Mannes. Mit Einem Wort, diese Herren, haben sie Euch öffentlich beleidigt? Mir scheint es nicht. Warum beleidigt Ihr sie denn auf so grausame Weise? Ich kenne Herrn Diderot gar nicht: ich habe ihn niemals gesehen; ich weiß nur, daß er unglücklich und verfolgt war, und schon darum allein sollte Euch die Feder aus der Hand fallen.

Uebrigens betrachte ich das Unternehmen der Enchlopädie als das schönste Denkmal, das man zu Ehren der Wissenschaften aufrichten konnte. Es befinden sich darin bewundernswertthe Artikel, nicht allein von Herrn d'Allembert, von Herrn Diderot, von Herrn Ritter Faucourt, sondern auch von vielen andern Personen, die, ohne an Ruhm oder Vortheil zu denken, sich ein Vergnügen machten, an diesem Werke zu arbeiten.

Es gibt auch freilich jämmerliche Artikel darin, und vielleicht sind die meinigen darunter; aber das Gute überwiegt so unendlich das Schlechte, und ganz Europa wünscht die Fortsetzung der Enchlopädie. Die ersten Bände sind schon in mehrere Sprachen übersetzt; warum denn auf dem Theater sich über ein Werk aufhalten, das zum Unterricht der Menschen und zum Ruhm der Nation unentbehrlich ist?

Ihr macht mich rasend, mein Herr! Ich hatte mir vor-  
genommen, über Alles zu lachen in meiner stillen Eingezogenheit,  
und Ihr macht mich traurig, überhäuft mich mit Höflichkeiten,  
Lobreden, Freundschaft; aber Ihr macht mich erröthen, wenn  
Ihr drucken laßt, daß ich denen, die Ihr angreift, überlegen  
bin. Ich glaube wohl, daß ich bessere Verse mache wie sie, und  
daß ich ungefähr eben so viel Geschichte weiß; aber bei meinem  
Gott, bei meiner Seele, ich bin kaum ihr Schüler in dem Uebrigen,  
so alt als ich bin. Noch einmal, Diderot kenne ich nicht, ich  
habe ihn nie gesehen. Aber er hatte mit Herrn d'Allembert ein  
unsterbliches Werk unternommen, ein nothwendiges Werk, das  
ich täglich befrage. Außerdem war dieses Werk ein Gegenstand  
von 300000 Thalern im Buchhandel. Man übersetzt es in drei  
bis vier Sprachen. Questa rabbia detta gelosia waffnet sich  
nun gegen dieses der Nation werthe Denkmal, woran mehr als  
funzig Personen von Bedeutung Hand anzulegen sich beeiferten.

Ein Abraham Chaumeix unternimmt, eine Schrift gegen  
die Encyklopädie herauszugeben, worin er die Autoren sagen  
läßt, was sie nicht gesagt haben, vergiftet was sie gesagt haben,  
und gegen das argumentirt, was sie noch sagen werden. Er  
citirt die Kirchenväter so falsch, als er das Dictionnär citirt.

Und in diesen gehässigen Umständen schreibt Ihr Eure Ko-  
mödie gegen die Philosophen. Ihr durchbohrt sie, da sie sich  
schon sub gladio befinden. Ihr sagt mir, Molière habe Cotin  
und Menage durchgezogen. Seys! aber er sagte nicht, daß Cotin  
und Menage eine verwerfliche Moral lehrten, und Ihr beschuldigt  
alle diese Herren abscheulicher Maximen, in Guerm Stück und  
Eurer Vorrede. Ihr versichert mich, daß Ihr den Herrn Ritter  
Faucourt nicht angeklagt habt, und doch ist er der Verfasser des  
Artikels Gouvernement. Sein Name steht in großen Buchstaben  
am Ende des Artikels. Ihr bringt einige Büge an, die ihm  
großen Schaden thun können, entkleidet von allem, was vorher-  
geht und was folgt, aber was im Ganzen genommen des Cicero,  
de Thou und Grotius werth ist. Ihr wollt eine Stelle der vor-  
trefflichen Vorrede des Herrn d'Allembert zur Encyklopädie ver-  
haft machen, und es ist kein Wort von dieser Stelle darin. Ihr  
bürdet Herrn Diderot auf, was in den Jüdischen Briefen steht.

Gewiß hat Euch irgend ein Abraham Chaumeix Auszüge mitgetheilt und Euch betrogen.

Ihr thut mehr: Ihr fügt zu Eurer Anklage der rechtschaffensten Männer Abscheulichkeiten aus irgend einer Brochüre, die den Titel führt: *La vie heureuse*. Ein Narr, Namens Lamettrie, schrieb sie einmal zu Berlin, da er trunken war, vor mehr als zwölf Jahren. Diese Abgeschmacktheit des Lamettrie, die auf immer vergessen war, und die Ihr wieder belebt, hat nicht mehr Verhältniß zur Philosophie und Encyklopädie als ein liederliches Buch mit der Kirchengeschichte; und doch verbindet Ihr alle diese Anklagen zusammen. Was entsteht daraus? Euer Angeben kann in die Hände eines Fürsten fallen, eines Ministers, einer wichtig beschäftigten Magistratsperson. Man hat wohl Zeit, flüchtig Eure Vorrede zu lesen, aber nicht die unendlichen Werke zu vergleichen.

### Piron.

Geb. 1689. Gest. 1773.

Piron war einer der besten, geistreichsten Gesellschafter, und auch in seinen Schriften zeigt sich der heitere, freie Ton anziehend und belebend.

Die Französischen Kritiker beklagen sich, daß man bei Sammlung seiner Werke nicht streng genug verfahren. Man hätte, meinen sie, manches davon der Vergessenheit übergeben sollen.

Diese Anmaßung der Kritik erscheint ganz lächerlich, wenn wir die große Masse unbedeutender Bücher aufgestellt sehen, die doch alle der Nachwelt angehören und die kein Bibliothekar zu verbannen das Recht hat; warum will man uns die Übungsstücke, die geistreichen und leichten Compositionen eines guten Kopfs vorenthalten?

Und gerade diese leichtern Arbeiten sind es, wodurch man Piron am ersten lieb gewinnt. Er war ein trefflicher, kraftvoller Kopf und hatte, in einer Provinzstadt geboren und erzogen, nachher in Paris bei kümmerlichem Unterhalt sich mehr

aus sich selbst entwickelt, als daß er die Vortheile, die ihm das Jahrhundert anbot, zu seiner Bildung hätte benutzen können. Daher findet sich bei seinen ersten Arbeiten immer etwas wegzuwünschen.

Wir läugnen nicht, daß er uns da fast am Meisten interessirt, wo er sein Talent zu äußern Zwecken gelegentlich zum Besten giebt. Wie Gozzi, obgleich nicht mit solcher Macht und in solcher Breite, nimmt er sich bedrängter oder beschränkter Theater an, arbeitet für sie, macht ihnen Ruf, und ist vergnügt, etwas Unerwartetes geleistet zu haben.

Man weiß, daß in Paris die Schauspiele scharf von einander gesondert waren: jedes Theater hatte ein bestimmtes, umschriebenes Privilegium auf diese oder jene Darstellungsart. So erlangte noch ein Künstler, da alle übrigen Formen schon vergeben waren, die Erlaubniß, Monodramen im strengsten Sinne aufzuführen. Andere Figuren durften wohl noch auf dem Theater erscheinen, er aber allein durfte handeln und reden. Für diesen Mann arbeitete Piron, und mit Glück. Dank sey es den Herausgebern, daß wir diese Kleinigkeiten noch besitzen, deren uns die pharisäischen und schriftgelehrten Kritiker wohl gern beraubt hätten!

Auch in den Vaudevillestücken zeigte sich Piron sehr geistreich. Das gelegentliche Ergreifen einer Melodie, deren erster Text mit dem neuen Text in einem neckischen Verhältnisse steht, gelang ihm vortrefflich, und seine Arbeiten dieser Art haben viel Vorzügliches.

So unglücklich es nun auch Piron im Anfange ging, daß er das ekle Publicum durch keines seiner für das regelmäßige Französische Theater geschriebenen Stücke befriedigen konnte, so glücklich war er mit seiner Metromanie. Er wußte in demselben seine Landsleute dergestalt von der schwachen Seite zu fassen, daß sein Stück, sogleich bei seiner Erscheinung und noch lange Jahre nachher, fortduernd überschätzt wurde. Man setzte es den Molièreschen an die Seite, mit denen es sich denn doch auf keine Weise messen kann. Doch kommt man freilich, nach und nach, auch in Frankreich auf die Spur, dieses Stück nach seinem wahren Werthe zu schätzen.

Überhaupt war nichts für die Franzosen schwerer als einen Mann wie Piron zu rangiren, der, bei einem vorzüglichen und gerade seiner Nation zusagenden Talent, in seinen meisten Arbeiten so viel zu wünschen übrig ließ. Seine Bahn war von Jugend auf excentrisch: ein gewaltsam unanständiges Gedicht nöthigte ihn, aus seiner Vaterstadt zu fliehen und sich neun Jahre in Paris kümmerlich zu behelfen. Sein ungebundenes Wesen verläugnete er nie ganz; seine lebhaften, oft egoistischen Ausfälle, seine treffenden Epigramme, Geist und Heiterkeit, die ihm durchaus zu Gebote standen, machten ihn allen Mitlebenden in dem Grade werth, daß er, ohne lächerlich zu scheinen, sich mit dem weit überlegenen Voltaire vergleichen und nicht nur als Gegner, sondern auch als Rival auftreten durste.

Was übrigens die ihren Piron genugsam schätzenden Franzosen von ihm auch immer Gutes sagen können, schließt sich immer mit dem Refrain, den Diderot schon hier als eine gewöhnliche Redensart aufführt: „Denn vom Geschmack ahnt Piron nicht das Mindeste.“ (Sieh Geschmack.)

### Poinsinet.

Geb. zu Fontainebleau 1735. Gest. 1769.

Es giebt in der Literatur wie in der Gesellschaft solche kleine, wunderliche, purzliche Figuren, die, mit einem gewissen Talent begabt, sehr zu- und vordringlich sind, und indem sie leicht von jedem übersehen werden, Gelegenheit zu allerlei Unterhaltung gewähren. Indessen gewinnen diese Personen doch immer genug dabei: sie leben, wirken, werden genannt, und es fehlt ihnen nicht an guter Aufnahme. Was ihnen mißglückt, bringt sie nicht aus der Fassung: sie sehen es als einen einzelnen Fall an und hoffen von der Zukunft die besten Erfolge.

Eine solche Figur ist Poinsinet in der Französischen literarischen Welt. Bis zum Unglaublichen geht, was man mit ihm vorgenommen, wozu man ihn verleitet, wie man ihn mißtificirt, und selbst sein trauriger Tod, indem er in Spanien

ertrank, nimmt nichts von dem lächerlichen Eindruck, den sein Leben machte, hinweg; so wie der Frosch des Feuerwerkers dadurch nicht zu einer Würde gelangt, daß er, nachdem er lange genug geplätsert hat, mit einem stärkeren Knalle endet.

---

### Nameau.

Geb. zu Dijon 1683. Gest. zu Paris 1764.

Nachstehendes Urtheil Rousseaus über die Nameauschen Verdienste trifft mit Diderots Neuherungen genau zusammen, und ist geschickt, unsren Lesern die Uebersicht der Haupfrage zu erleichtern.

„Die theoretischen Werke Nameaus haben das sonderbare Schicksal, daß sie ein großes Glück machten ohne daß man sie gelesen hatte; und man wird sie jetzt noch viel weniger lesen, seitdem Herr d'Allembert sich die Mühe gegeben, die Lehre dieses Verfassers im Auszuge mitzutheilen. Gewiß werden die Originale dadurch vernichtet werden, und wir werden uns dergestalt ent-schädigt finden, daß wir sie keineswegs vermissen. Diese ver-schiedenen Werke enthalten nichts Neues, noch Nützliches, als das Princip des Grundbasses; aber es ist kein kleiner Verdienst, einen Grundsatz, wär er auch willkürlich, in einer Kunst fest-zusehen, die sich dazu kaum zu bequemen schien, und die Regeln dergestalt erleichtert zu haben, daß man das Studium der Com-position, wozu man sonst zwanzig Jahre brauchte, gegenwärtig in einigen Monaten vollbringen kann. Die Musiker haben Herrn Nameaus Entdeckung begierig ergriffen, indem sie solche zu verachten scheinen wollten. Die Schüler haben sich mit unglaublicher Schnelligkeit vervielfältigt. Man sah von allen Seiten kleine zweitägige Componisten, die meisten ohne Talente welche nun, auf Unkosten ihres Meisters, die Lehrer spielten, und auf diese Weise haben die großen reellen und gründlichen Dienste, welche Herr Nameau der Musik geleistet, zu gleicher Zeit die Unbequemlichkeit herbeigeführt, daß Frankreich sich von schlechter Musik und schlechten Musikern überschwemmt sah, weil

Jeder schon glaubte, alle Feinheiten der Kunst einzusehen, sobald er mit den Elementen bekannt war, und alle nun Harmonien erfinden wollten ehe die Erfahrung ihrem Ohr die gute zu unterscheiden gelehrt hatte.

Was die Opern des Herrn Rameau betrifft, so hat man ihnen zuerst die Verbindlichkeit, daß sie das lyrische Theater über die gemeinen Bretter erhuben. Er hat kühn den kleinen Cirkel der sehr kleinen Musik durchbrochen, innerhalb dessen unsere kleinen Musiker sich, seit dem Tode des großen Lulli, immer herumtrieben, daß, wenn man auch ungerecht genug seyn wollte, Herrn Rameau außerordentliche Talente abzusprechen, man doch gestehen müßte, daß er ihnen einigermaßen die Laufbahn eröffnet, daß er künftige Musiker in den Stand gesetzt, die ihrigen ungestraft zu entwickeln, welches fürwahr kein geringes Unternehmen ist. Er hat die Dornen gefühlt; seine Nachfolger pflücken die Rosen.

Man beschuldigt ihn sehr leichtsinnig, wie mir scheint, nur schlechte Texte componirt zu haben: denn wenn dieser Vorwurf einigen Sinn haben sollte, so müßte man zeigen, daß er sich in dem Fall befunden, wählen zu können. Wollte man denn lieber, daß er gar nichts gemacht hätte? Weit gegründeter ist der Vorwurf, daß er seinen Text nicht immer verstanden, daß er die Absicht des Poeten übel gefaßt, oder nicht etwas Schicklicheres an die Stelle gesetzt, daß er Vieles widerständig ausgedrückt. Es war nicht seine Schuld, daß er schlechte Texte bearbeitete; aber man kann zweifeln, daß er bessere genugsam ins Licht gestellt hätte. Gewiß steht er, von Seiten des Geists und der Einsicht, weit unter Lulli, ob er gleich ihm von Seiten des Ausdrucks fast vorzuziehen ist.

Man muß in Herrn Rameau ein sehr großes Talent erkennen, viel Feuer, einen wohlklingenden Kopf, eine große Kenntniß harmonischer Umkehrungen und aller Mittel, die Wirkung hervorbringen; man muß ihm die Kunst zugestehen, sich fremde Ideen zuzueignen, ihre Natur zu verändern, sie zu verzieren, zu verschönern und seine eigenen auf vielfältige Weise umzudrehen. Dagegen hatte er weniger Leichtigkeit, neue zu erfinden, mehr Geschicklichkeit als Fruchtbarkeit, mehr Wissen als Genie, oder

wenigstens ein Genie, erstickt durch zu vieles Wissen; aber immer Stärke, Zierlichkeit und sehr oft einen schönen Gesang.

Sein Recitativ ist nicht so natürlich, aber viel mannigfältiger als das des Lulli, in wenigen Scenen bewundernswert, übrigens schlecht fast durchaus. Vielleicht ist dieß eben so sehr der Fehler der Gattung als der seinige: denn sehr oft, weil er sich der Declamation zu sehr unterwarf, ward sein Gesang barock und seine Uebergänge hart. Hätte er die Kraft gehabt, das wahre Recitativ zu fassen und bis unter die Schafsheerde zu bringen, so glaube ich, er hätte das Vortreffliche leisten können.

Er ist der erste, der Symphonien und reiche Begleitungen gemacht hat; aber er ist darin zu weit gegangen. Das Orchester der Oper glich vor seiner Zeit einer Truppe blinder Musicanten, die von der fallenden Sucht ergriffen werden: er hat ihnen einige Freiheit gegeben, und sie versichern, daß sie jetzt etwas auszuführen wissen; aber ich sage, diese Leute werden niemals weder Geschmack noch Seele zeigen. Es ist immer noch nichts, beisammen zu seyn, stark oder leise zu spielen und dem Acteur zu folgen, die Töne stärker, sanfter, gehaltener, flüchtiger vortragen, wie es der gute Geschmack oder der Ausdruck verlangt: den Geist einer Begleitung fassen, die Stimmen tragen und heben, das ist die Kunst aller Orchester der Welt, nur nicht unseres Opernorchesters.

Und ich sage, Herr Nameau hat dieses Orchester, es sey wie es will, mißbraucht: er machte die Begleitungen so confus, so überladen, so häufig, daß einem der Kopf springen möchte bei dem unendlichen Gelärme der verschiedenen Instrumente während der Aufführung seiner Opern, die man mit Vergnügen hören würde, wenn sie die Ohren weniger betäubten. Daher kommt es, daß das Orchester, weil es immer im Spiel ist, nicht ergreift, nicht trifft und fast immer seine Wirkung verfehlt. Eigentlich muß nach einer recitirten Scene ein unerwarteter Bogenstrich den zerstreutesten Zuhörer aufwecken, ihn auf die Bilder aufmerksam machen, die ihm der Verfasser darstellen will, ihn zu den Gefühlen vorbereiten, die er in ihm erregen will; und das wird kein Orchester leisten, das nicht aufhört zu kratzen.

Ein anderer noch stärkerer Grund gegen die überladenen

Begleitungen ist, daß sie gerade das Gegentheil von dem bewirken, was sie hervorbringen sollten. Anstatt die Aufmerksamkeit des Zuschauers angenehmer festzuhalten, so theilen sie solche, um sie zu zerstören. Ehe man mich beredet, daß drei oder vier Motive, durch drei oder vier Instrumente über einander gehäuft, etwas Lobenswürdiges seyen, so muß man mir erst beweisen, daß drei oder vier Handlungen in einer Komödie nöthig sind. Alle diese beliebten Feinheiten der Kunst, diese Nachahmungen, diese Doppelmotive, diese gezwungenen Bässe, diese Gegenfugen sind nur ungestalte Ungeheuer, Denkmale des schlechten Geschmacks, die man in die Klöster verweisen soll: dort mag ihre letzte Zuflucht seyn!

Um schließlich nochmals auf Herrn Nameau zu kommen, so denke ich, Niemand hat besser als er den Geist des Einzelnen gefaßt, Niemand hat besser die Kunst der Contraste verbunden; aber zu gleicher Zeit hat er seinen Opern jene glückliche und so sehr gewünschte Einheit nicht zu geben gewußt, und er konnte nicht dazu gelangen, ein gutes Werk aus vielen guten, wohl arrangirten Stücken zusammenzusetzen."

### Nameaus Neffe.

Das bedeutende Werk, welches wir unter diesem Titel dem Deutschen Publicum übergeben, ist wohl unter die vorzüglichsten Arbeiten Diderots zu rechnen. Seine Nation, ja sogar seine Freunde warfen ihm vor, er könne wohl vortreffliche Seiten, aber kein vortreffliches Ganzes schreiben. Dergleichen Redensarten sagen sich nach, pflanzen sich fort, und das Verdienst eines trefflichen Mannes bleibt ohne weitere Untersuchung geshmälert. Diejenigen, die also urtheilen, hatten wohl den Jacques le Fataliste nicht gelesen; und auch gegenwärtige Schrift giebt ein Zeugniß, wie glücklich er die heterogensten Elemente der Wirklichkeit in ein ideales Ganzes zu vereinigen wußte. Man möchte übrigens als Schriftsteller von ihm denken wie man wollte, so waren doch Freunde und Feinde darin einverstanden, daß Niemand

ihn, bei mündlicher Unterhaltung, an Lebhaftigkeit, Kraft, Geist, Mannigfaltigkeit und Anmut übertragen habe.

Indem er also für die gegenwärtige Schrift eine Gesprächsform wählte, setzte er sich selbst in seinen Vortheil, brachte ein Meisterwerk hervor, das man immer mehr bewundert, je mehr man damit bekannt wird. Die rednerische und moralische Absicht desselben ist mannigfaltig. Erst bietet er alle Kräfte des Geistes auf, um Schmeichler und Schmarotzer in dem ganzen Umfang ihrer Schlechtigkeit zu schildern, wobei denn ihre Patrone keineswegs geschont werden. Zugleich bemüht sich der Verfasser, seine literarischen Feinde als eben dergleichen Heuchler- und Schmeichlervölk zusammenzustellen, und nimmt ferner Gelegenheit, seine Meinung und Gesinnung über Französische Musik auszusprechen.

So heterogen dieses letzte Ingredienz zu den vorigen scheinen mag, so ist es doch der Theil, der dem Ganzen Halt und Würde giebt: denn indem sich in der Person von Rameaus Neffen eine entschieden abhängige, zu allem Schlechten auf äußern Anlaß fähige Natur ausspricht, und also unsere Verachtung, ja sogar unsern Haß erregt, so werden doch diese Empfindungen dadurch gemildert, daß er sich als ein nicht ganz talentloser, phantastisch-praktischer Musicus manifestirt. Auch in Absicht der poetischen Composition gewährt dieses der Hauptfigur angeborene Talent einen großen Vortheil, indem der als Repräsentant aller Schmeichler und Abhänglinge geschilderte, ein ganzes Geschlecht darstellende Mensch nunmehr als Individuum, als besonders bezeichnetes Wesen, als ein Nameau, als ein Neffe des großen Nameau lebt und handelt.

Wie vortrefflich diese von Anfang angelegten Fäden in einander geschlungen sind, welche kostliche Abwechselung der Unterhaltung aus diesem Gewebe hervorgeht, wie das Ganze, trotz jener Allgemeinheit, womit ein Schuft einem ehrlichen Mann entgegengestellt ist, doch aus lauter wirklichen Pariser Elementen zusammengesetzt erscheint, mag der verständige Leser und Wiederleser selbst entdecken. Denn das Werk ist so glücklich aus- und durchgedacht als erfunden. Ja selbst die äußersten Gipfel der Frechheit, wohin wir ihm nicht folgen durften, erreicht es mit

zweckmäßigerem Bewußtseyn. Möge dem Besitzer des Französischen Originals gefallen, dem Publicum auch dieses baldigst mitzu-theilen: als das classische Werk eines abgeschiedenen bedeutenden Mannes mag alsdann sein Ganzes in völliger unberührter Ge-stalt hervortreten.

Eine Untersuchung, zu welcher Zeit das Werk wahrscheinlich geschrieben worden, möchte wohl hier nicht am unrechten Platze stehen. Von dem Lustspiele *Palissots: Die Philosophen*, wird als von einem erst erschienenen oder erscheinenden Werke gesprochen. Dieses Stück wurde zum erstenmal den 2. Mai 1760 in Paris aufgeführt. Die Wirkung einer solchen öffentlichen persönlichen Satire mag auf Freunde und Feinde in der so leb-haften Stadt groß genug gewesen seyn.

In Deutschland haben wir auch Fälle, wo Misswollende, theils durch Flugschriften, theils vom Theater herab, Andern zu schaden gedenken. Allein wer nicht von augenblicklicher Empfind-llichkeit gereizt wird, darf die Sache nur ganz geruhig abwarten, und so ist in kurzer Zeit alles wieder im Gleise als wäre nichts geschehen. In Deutschland haben sich vor der persönlichen Satire nur die Unmaßlichkeit und das Scheinverdienst zu fürchten. Alles Echte, es mag angefochten werden wie es will, bleibt der Nation im Durchschnitt werth, und man wird den gesetzten Mann, wenn sich die Staubwolken verzogen haben, nach wie vor auf seinem Wege gewahr.

Hat also der Deutsche nur mit Ernst und Redlichkeit sein Verdienst zu steigern, wenn er von der Nation früher oder später begriffen sein will, so kann er dieß auch um so gelassener ab-warten, weil bei dem unzusammenhängenden Zustande unseres Vaterlandes, jeder in seiner Stadt, in seinem Kreise, seinem Hause, seinem Zimmer ungestört fortleben und arbeiten kann, es mag draußen übrigens stürmen wie es will. Jedoch 'n Frank-reich war es ganz anders. Der Franzose ist ein geselliger Mensch, er lebt und wirkt, er steht und fällt in Gesellschaft. Wie sollte es sich eine Französische bedeutende Societät in Paris, an die sich so viele angeschlossen hatten, die von so wichtigem Einfluß war, wie sollte sie sich gefallen lassen, daß mehrere ihrer Glieder, ja sie selbst schimpflich ausgestellt, und an dem Orte ihres Lebens

und Wirkens lächerlich, verdächtig, verächtlich gemacht würde? Eine gewalthame Gegenwirkung war von ihrer Seite zu erwarten.

Das Publicum, im Ganzen genommen, ist nicht fähig, irgend ein Talent zu heurtheilen: denn die Grundsätze, wonach es geschehen kann, werden nicht mit uns geboren, der Zufall überliefert sie nicht, durch Uebung und Studium allein können wir dazu gelangen; aber sittliche Handlungen zu heurtheilen, dazu giebt Jeder sein eigenes Gewissen den vollständigsten Maßstab, und Jeder findet es behaglich, diesen nicht an sich selbst, sondern an einem Andern anzulegen. Deshalb sieht man besonders Literatoren, die ihren Gegnern vor dem Publicum schaden wollen, ihnen moralische Mängel, Vergehungen, mutmaßliche Absichten und wahrscheinliche Folgen ihrer Handlungen vorwerfen. Der eigentliche Gesichtspunkt, was Einer als talentvoller Mann dichtet oder sonst leistet, wird verrückt, und man zieht diesen zum Vortheile der Welt und der Menschen besonders Begabten vor den allgemeinen Richterstuhl der Sittlichkeit, vor welchen ihn eigentlich nur seine Frau und Kinder, seine Haußgenossen, allenfalls Mitbürger und Obrigkeit zu fordern hätten. Niemand gehört als sittlicher Mensch der Welt an. Diese schönen, allgemeinen Forderungen mache Jeder an sich selbst; was daran fehlt, berichtige er mit Gott und seinem Herzen, und von dem, was an ihm wahr und gut ist, überzeuge er seine Nächsten. Hingegen als das, wozu ihn die Natur besonders gebildet, als Mann von Kraft, Thätigkeit, Geist und Talent, gehört er der Welt. Alles Vorzügliche kann nur für einen unendlichen Kreis arbeiten, und das nehme denn auch die Welt mit Dank an, und bilde sich nicht ein, daß sie befugt sey, in irgend einem andern Sinne zu Gericht zu sitzen.

Indessen kann man nicht läugnen, daß sich Niemand gern des läblichen Wunsches erwehrt, zu großen Vorzügen des Geistes und Körpers auch Vorzüge der Seele und des Herzens gesellt zu finden; und dieser durchgängige Wunsch, wenn er auch so selten erfüllt wird, ist ein klarer Beweis von dem unablässigen Streben zu einem untheilbaren Ganzen, welches der menschlichen Natur, als ihr schönstes Erbtheil, angeboren ist.

Dem sey nun, wie ihm wolle, so finden wir, indem wir

zu unsern Französischen Streitern zurückkehren, daß wenn Palissot nichts versäumte, seine Gegner im moralischen Sinne herabzusezzen, Diderot in vorliegender Schrift Alles anwendet, was Genie und Haß, was Kunst und Galle vermögen, um diesen Gegner als den verworfensten Sterblichen darzustellen.

Die Lebhaftigkeit, womit dieses geschieht, würde vermuthen lassen, daß der Dialog in der ersten Hitze, nicht lange nach der Erscheinung des Lustspiels: *Die Philosophen*, geschrieben worden, um so mehr als noch von dem ältern Nameau darin, als von einem lebenden, wirkenden Manne gesprochen wird, welcher 1764 gestorben ist. Hiermit trifft überein, daß der *Faux généreux des Bret*, dessen als eines mißrathenen Stücks gedacht wird, im Jahre 1758 herausgekommen.

Spottschriften, wie die gegenwärtige, mögen damals vielfach erschienen seyn, wie aus des Abbé Morellet *Vision de Charles Palissot und andern* erhellt. Sie sind nicht alle gedruckt worden, und auch das bedeutende Diderotsche Werk ist lange im Verborgenen geblieben.

Wir sind weit entfernt, Palissot für den Bösewicht zu halten, als der er im Dialog aufgestellt wird. Er hat sich als ein ganz wackerer Mann, selbst durch die Revolution durch, erhalten, lebt wahrscheinlich noch und scherzt in seinen kritischen Schriften, in denen sich der gute, durch eine lange Reihe von Jahren ausgebildete Kopf nicht erkennen läßt, selbst über das schreckliche Fraßenbild, das seine Widersacher von ihm aufzustellen bemüht gewesen.

### Tencin (Madame de).

Bei der geselligen Natur der Franzosen mußten die Frauen bald ein großes Übergewicht in der Societät erhalten, indem sie doch immer als Präsidentinnen anzusehen sind, die, bei der Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit der Männer, durch einen gewissen allgemeinen Ton des Anstandes und der Duldung einer Zusammenkunft von bedeutenden Menschen Haltung und Dauer zu geben wissen.

Madame de Tencin ist eigentlich die Stifterin der neuern Pariser Gesellschaften, welche sich unter den Augen merkwürdiger Frauen versammelten. Im geselligen und thätigen Leben entwickelte sie die größten Vorzüge; sie verbarg unter der äußern, unscheinbaren Hülle einer gutmütigen Gevatterin die tiefste Menschenkenntniß und das größte Geschick, in weltlichen Dingen zu wirken. Diderot legt kein geringes Zeugniß ihrer Verdienste ab, indem er sie unter den größten Geistern mit aufzählt.

Eine genauere Schilderung ihrer und ihrer Nachfolgerinnen, Madame Geoffrin, Desessarts, Dudevant, Mademoiselle de l'Espionne, würde einen schönen Beitrag zur Menschen- und besonders zur Franzosenkenntniß geben. Marmontel hat in seinen Mémoires hierzu sehr viel geleistet.

### Tencin (Cardinal).

Geb. 1679. Gest. 1758.

Er stand mit Law in Verbindung, ward Minister, wie man behauptet durch die Geschicklichkeit seiner Schwester, und ließ seine Geistesfähigkeiten in zweideutigem Rufe, als er sich zurückzog. Diderot scheint unter die zu gehören, die günstig von ihm urtheilen.

### Trublet (Abbé).

Geb. zu St. Malo 1697. Gest. 1770.

Fontenelle und la Motte, zwei Männer von Talent und Geist, jedoch mehr zur Prosa als zur Poesie geneigt, gedachten die erstere auf Kosten der letztern zu erheben, und konnten doch immer eine Zeit lang den Theil des Publicums, der sich selbst äußerst prosaisch fühlt, so wenig er auch die Poesie entbehren kann, für ihre Meinung gewinnen.

Der Abbé Trublet, ein Mann von einigen literarischen Verdiensten, schlug sich auf ihre Seite, und brachte überhaupt sein Leben in Beschauung und Anbetung dieser beiden Männer zu. Er hatte viel von Voltaires feindseligem Muthwillen zu leiden, gelangte aber doch nach fünfundzwanzigjährigem Harren, obgleich anerkannt mittelmäßig, zu dem Glück, durch Begünstigung des Hofes in die Akademie aufgenommen zu werden.

---

### Boltaire.

Geb. 1694. Gest. 1778.

Wenn Familien sich lange erhalten, so kann man bemerken, daß die Natur endlich ein Individuum hervorbringt, das die Eigenschaften seiner sämmtlichen Ahnherrn in sich begreift, und alle bisher vereinzelten und angedeuteten Anlagen vereinigt und vollkommen ausspricht. Eben so geht es mit Nationen, deren sämmtliche Verdienste sich wohl einmal, wenn es glückt, in einem Individuum aussprechen. So entstand in Ludwig XIV. ein Französischer König im höchsten Sinne, und eben so in Voltaire der höchste unter den Franzosen denkbare, der Nation gemäßeste Schriftsteller.

Die Eigenschaften sind mannigfaltig, die man von einem geistvollen Manne fordert, die man an ihm bewundert, und die Forderungen der Franzosen sind hierin, wo nicht größer, doch mannigfaltiger als die anderer Nationen.

Wir setzen den bezeichneten Maßstab, vielleicht nicht ganz vollständig und freilich nicht methodisch genug gereiht, zu heiterer Übersicht hierher.

Tiefe, Genie, Anschauung, Erhabenheit, Naturell, Talent, Verdienst, Adel, Geist, schöner Geist, guter Geist, Gefühl, Sensibilität, Geschmac, guter Geschmac, Verstand, Richtigkeit, Schickliches, Ton, guter Ton, Hofton, Mannigfaltigkeit, Fülle, Reichtum, Fruchtbarkeit, Wärme, Magie, Anmuth, Grazie, Gefälligkeit, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Feinheit, Brillantes, Saillantes,

Petillantes, Pikantes, Delicates, Ingenioses, Styl, Versification, Harmonie, Reinheit, Correction, Eleganz, Vollendung.

Von allen diesen Eigenschaften und Geistesäußerungen kann man vielleicht Voltaires nur die erste und die letzte, die Tiefe in der Anlage und die Vollendung in der Ausführung, streitig machen. Alles, was übrigens von Fähigkeiten und Fertigkeiten auf eine glänzende Weise die Breite der Welt ausfüllt, hat er besessen, und dadurch seinen Ruhm über die Erde ausgedehnt.

Es ist sehr merkwürdig zu beobachten, bei welcher Gelegenheit die Franzosen in ihrer Sprache, statt jener von uns verzeichneten Worte, ähnliche oder gleichbedeutende gebrauchen, und in diesem oder jenem Falle anwenden. Eine historische Darstellung der Französischen Aesthetik von einem Deutschen wäre daher höchst interessant, und wir würden auf diesem Wege vielleicht einige Standpunkte gewinnen, um gewisse Regionen Deutscher Art und Kunst, in welchen noch viel Verwirrung herrscht, zu übersehen und zu heurtheilen, und eine allgemeine Deutsche Aesthetik, die jetzt noch so sehr an Einseitigkeiten leidet, vorzubereiten.

## Nachträgliches zu Rameaus Neffe.

Zu Ende des Jahres 1804 vertraute mir Schiller, es sey ein Manuscript in seinen Händen, ein Dialog Diderots, Rameaus Neffe betitelt, noch ungedruckt und unbekannt: Herr Göschen sey geneigt, dasselbe abdrucken zu lassen, vorher aber wünsche er, zu Erregung lebhafter Aufmerksamkeit, eine Deutsche Uebersezung ins Publicum zu senden. Man trug mir die Arbeit an, und ich, seit langer Zeit vor dem Verfasser große Achtung hegend, übernahm sie gern, nachdem ich das Original durchgesehen hatte.

Meiner Arbeit wird man hoffentlich ansehen, daß ich mit ganzer Seele dabei war; der Abdruck erfolgte, konnte aber eigentlich im Deutschen Publicum nicht greifen. Die kriegerischen Aspecten verbreiteten überall eine hängliche Sorge, wie denn auch die intentionirte Herausgabe des Originals durch die Französische Invasion unräthlich, ja unthulich gemacht wurde. Der aufgeregte Haß gegen die Eindringenden und ihre Sprache, die lange Dauer einer traurigen Epoche verhinderten das Vorhaben; Schiller verließ uns, und ich erfuhr nicht, wohin das zurückgegebene Manuscript gekommen war.

Als man aber im Jahre 1818 die sämmtlichen Werke Diderots an die Sammlung Französischer Prosaisten anzuschließen gedachte, und deshalb eine vorläufige Anzeige herausgab, erwähnte man auch dieses verborgenen Manuscripts, nach dessen Deutscher Uebersezung man den Inhalt dieses wunderlichen Werkes umständlich angeigte, und zugleich nicht unglücklich einige Stellen wieder ins Französische zurücktrug. Man wollte zwar den Dialog nicht als ein Meisterwerk gelten lassen, fand ihn aber doch der originellen Feder Diderots würdig, wodurch man es denn doch für ein solches erklärte.

Die Sache kam noch einigermal in Anregung, aber ohne weitern Erfolg. Endlich erschien im Jahr 1821 in Paris: *Le Neveu de Rameau, dialogue, ouvrage posthume et inédit par Diderot*, und machte, wie billig, großes Aufsehen. Das Nähere davon verdient wohl die Aufmerksamkeit auch künftiger Zeiten. Es verhielt sich aber damit folgendermaßen.

Jene öffentlich wiederholten Erfundigungen nach dem Original veranlaßten einige junge Männer zu dem Versuch einer Rückübersetzung. Der Vicomte de Saur, maître des requêts au Conseil du Roi, wie er sich in einer Sendung an mich unterschreibt, übernahm die Arbeit mit einem Freunde, de Saint Génies, welche dergestalt gelang, daß sie wagen durften, sie für das Original auszugeben. Einige Abweichungen und Mißverständnisse, so wie eingeschaltete, den Übersetzern eigene Stellen konnten nicht leicht entdeckt werden. Genug, man glaubte eine Zeit lang das Original zu besitzen bis endlich durch das entstandene Aufsehen, durch die Bemühung des Herausgebers der Werke Diderots in der Familie desselben das wirkliche Original gefunden wurde.

Jene geistreichen jungen Männer aber wollten sich eines literarischen Frevels nicht bezüglichen lassen, und erklärten das wahre Original für untergeschoben, welches denn zu mancherlei Contestationen Gelegenheit gab. Der Herausgeber, Herr Brière, wendete sich an mich in einem Schreiben vom 27. Juli 1823, aus welchem ich folgende Stelle mittheile.

„Als Herausgeber der vollständigen Werke Diderots habe ich auch einen von Ew. ic. selbst ausgesprochenen Wunsch zu erfüllen gesucht, indem ich den Neffen Rameaus in meine Ausgabe mit aufnahm. Dieses Werk ist noch nicht öffentlich erschienen, aber Ihre Deutsche Übersetzung dieser merkwürdigen Production ist so treu, wie der Sohn des Colmarschen Pfessel mir noch vor einigen Tagen versicherte, um danach Diderots Arbeit originalmäßig wiederherstellen zu können.“

Indessen aber habe ich, um der Französischen Literatur Diderots Werke zu überliefern, keinen Gebrauch von Ihrer Übersetzung gemacht, sondern den Abdruck nach einer Copie veranstaltet, welche 1760 unter den Augen des Verfassers ververtigt

war, und welche ich von der Frau Marquise Vandeuil, Diderots einziger Tochter empfing, welche noch lebt, und gegenwärtig in Paris wohnt, Neue Straße Luxembourg No. 18."

Weiter klagt nun Herr Brière über die Unvollkommenheiten jener Rückübersetzung, davon er mir ein Exemplar mit Randglossen zusendet, und indem er mir auch das echte Original nunmehr abgedruckt zuschickt, gar bedeutende Beweise von Französischer Leichtbehandlung vor Augen legt. Zunächst aber zeigt sich erst die Wichtigkeit seiner Klage, indem, weil einmal das Publicum durch eine Uebersetzung hintergangen worden, man nun auch das echte Original für eine gleiche Spiegelfechterei erklärt. An die innern Gründe denkt Niemand, man verlangt äußere, man will Diderots Original vorgewiesen haben, und eine würdige Dame so gut als der Herausgeber werden für Betrüger erklärt. Er wendet sich daher an mich, als den einzigen, welcher hierin Recht sprechen könne: denn was das Hauptoriginal betrifft, sey es noch ungewiß, ob es an den Herzog von Gotha oder an den Prinzen Heinrich von Preußen gesendet worden.

Was ich jedoch hierbei gleich zwischendurch erinnern muß, ist dies, daß das Manuscript nicht nach Gotha gekommen sein kann, weil ich bei meinen dortigen, besonders literarisch vertrauten Verhältnissen niemals etwas davon vernommen. Soll ich eine Vermuthung aussprechen, so ist das Manuscript nach Petersburg an Thro Majestät die Kaiserin Katharina gelangt; die Copie, nach der ich übersetzte, schien dort genommen, und für mich hatte diese Filiation die höchste Wahrscheinlichkeit.

Dem wirklich wohl- und gutdenkenden Verleger antwortete ich nun folgendermaßen.

"Hochgeehrtester Herr! Sie haben mir durch die bedeutende zutrauliche Sendung sehr viel Vergnügen gemacht: denn ob ich gleich vor so viel Jahren den Diderotschen trefflichen Dialog mit Neigung, ja mit Leidenschaft übersetzte, so konnte ich demselben doch nur eine flüchtige Zeit widmen, darauf aber meine Arbeit mit dem Original niemals wieder vergleichen.

Nun geben Sie mir Gelegenheit es zu thun, und ich trage kein Bedenken, hiermit meine Ueberzeugung auszusprechen, daß der von Ihnen gedruckte Neveu de Rameau gleichbedeutend mit

der Copie sey, wonach ich übersetzt. Schon empfand ich dieß gleich beim ersten Lesen, was nun zur größern Gewißheit wird, indem ich, nach einer so langen Pause das Französische Werk mit meiner Uebersetzung zusammenhaltend, gar manche Stelle finde, welche mich befähigt, meiner Arbeit einen größern Werth zu geben, wenn ich sie weiter darnach ausbilde.

Eine solche Erklärung scheint hinreichend zu Ihren Zwecken, die ich gern fördern mag, weil, wie gesagt, durch die Entdeckung und Publication des Originals mir selbst ein bedeutender Dienst geschehen.

Weimar, den 16. October 1823."

Aus Vorstehendem erkennt man den großen und unersehblichen Schaden, welchen falsche, ganz oder halb erlogene Schriften im Publicum anrichten: er besteht darin, daß das Urtheil der Menge, welches immer einer hohen, reinen Leitung bedarf, sich durchaus an solchen Schriften verwirrt, die durch Annäherung an gewisse Originalitäten gerade das Bessere zu sich herabziehen, so daß das Mittelmäßige vom Vortrefflichen, das Schwache vom Starken, das Absurde vom Erhabenen nicht mehr zu scheiden ist.

Wer indessen Freude an der Französischen Literatur hat, auch an den Einwirkungen der Literaturen in einander einsichtigen Theil nimmt, mag mit uns das Glück preisen, daß ein solches Juwel, als das schon anerkannte und noch allgemeiner anzuerkennende, sich doch endlich wiedergefunden hat.

Nunmehr aber halte ich für nöthig, etwas über die Noten zu äußern, welche ich meiner Uebersetzung jenes Dialogs zugefügt hatte.

Das große Interesse, das ich diesem Dialog bei der ersten Lesung zuwendete, entsprang wohl aus der früheren Bekanntschaft mit Diderots Werken in dem Augenblick, da sie erschienen. Die oft genannte und noch jetzt respectable Correspondenz, womit Herr von Grimm sein Paris in Verbindung mit der übrigen Welt zu erhalten wußte, ward durch die neu entstandenen und entstehenden Werke höchst gesteigert. Stückweise kamen La Religieuse

so wie Jacques le Fataliste in ununterbrochener Folge nach Gotha, wo denn diese sich einander folgenden Abschnitte jener bedeutenden Werke gleich in besondere Hefte abgeschrieben, und in jenem Kreise, zu dem ich auch zu gehören das Glück hatte, mitgetheilt wurden.

Unsere Tagblätter bedienen sich desselben Kunststücks, ihre Leser von Blatt zu Blatt fortzuziehen, und wenn es auch nur der Neugierde wegen geschehe. Uns aber wurden jene gehalts schweren Abtheilungen nach und nach zugezählt, und wir hatten während der gewöhnlichen Pausen immer genug zu thun, den Gehalt dieser successiven Trefflichkeiten zu bedenken und durchzusprechen; wodurch wir sie uns auf eine Weise eigen machten, von welcher man in der späteren Zeit kaum einen Begriff haben möchte.

Ich aber hatte von diesen Dingen desto größere Förderniß und Belehrung, als ich von Kindheit auf, wie ich in meinen biographischen Heften schon gestanden habe, mit der Französischen Literatur durchaus befreundet worden; weshalb mir denn alle in dem gedachten Dialog vorkommenden gerühmten und gescholtenen Personen nicht fremd waren, und mir dadurch diese sehr complirte Production in heiterer Klarheit vor der Seele stand.

Betrachtete ich nun aber meine lieben Landsleute in dieser späten Zeit, so konnte ich nicht erwarten, daß jene Tage nur irgend einem Deutschen wie mir könnten gegenwärtig seyn. Die Regierungsjahre Ludwigs XV. waren schon völlig in den Hintergrund getreten; die Revolution hatte ganz andere Zustände und Ansichten hervorgebracht: von solchen Frechheiten eines müßigen, beschaulich humoristischen Lebens, wie solches in dem Element der ersten sechziger Jahre nur zu denken war, konnte die Rede nicht mehr seyn.

Da man doch aber ältere literarische Bezüge in solchen Fällen durch Noten mit Vergnügen aufgellärt sieht, so dachte ich das Entschwundene dem Deutschen Leser wieder entgegenzuheben; allein auch diese Bemühung war für den Augenblick vergebens, die Kriegstage und Jahre verschlangen alles Interesse, und auch ohne dieß konnte ein solches Werk an keine augenblickliche Theilnahme einzigen Anspruch machen.

Gleicherweise unterließ der Verleger den Abdruck des Originals, wodurch denn jene Verwirrung für die Folgezeit eingeleitet wurde.

Die oben genannten jungen Männer mußten, indem sie heimlich an ihrer Rückübersetzung arbeiteten, auch von den Noten Kenntniß nehmen, welche ich meiner Arbeit hatte folgen lassen. Sie scheinen dieselben wohl durchgedacht zu haben, und faßten den Entschluß, eine Uebersetzung davon als eines eigenen Werkes, und dadurch dem Französischen Publicum angemessener, zu liefern. Sie gaben daher nun das Werk in dem Jahre 1823 unter folgendem Titel heraus: *Des hommes célèbres de France au dix-huitième siècle, et de l'état de la littérature et des arts à la même époque; par Mr. Goethe: Traduit de l'Allemand, par M. M. de Saur et de Saint Géniés, et suivi de notes des traducteurs, destinées à développer et à compléter sur plusieurs points importans les idées de l'auteur.* Paris, chez Antoine Augustin Renouard. 1823.

Dieses Buch, mit einiger Gunst angesehen, kann man wirklich als wohl zusammengestellt gelten lassen. In einer kurzen Vorrede geben sie einen allgemeinen Begriff von meinen dichterischen und literarischen Bemühungen, dem sie einen leichten Abriß meines Lebens folgen lassen. Meine Noten zu Name aus Neffen, die ich in alphabetischer Ordnung gestellt, haben sie umgesetzt, um dem Titel ihres Werkes einigermaßen nachzukommen. Voltaire steht oben an, Diderot und andere interessante Menschen folgen. Uebersetzungsweise, Geschmack, Musik kommen zur Sprache.

Die Uebersetzung selbst ist sehr frei, theils auslassend, theils paraphrastisch, jedoch ungeachtet einer solchen Behandlung völlig im Sinne des Originals, in welchen sie genugsam eingedrungen sind; deswegen sich auch auf diese Weise der Text, als zusammenhängend und übereinstimmend, ganz bequem lesen läßt.

Dagegen haben sie sich in den hinzugefügten Noten ihrer Freiheit bedient, und bald im Einklang, bald in einem Widerspruch sich zu vernehmen gegeben. Bald lassen sie gelten, bald bestimmen, bald berichtigen sie, wo denn ihre Erweiterungen und die fernere genauere Kenntniß dieser Gegenstände ganz willkommen

find; deswegen auch dieses Buch, wie es liegt, als ein brauchbarer Beitrag zur Französischen Literatur, wie sie sich in der Hälfte des vorigen Jahrhunderts gebildet hatte, gar wohl angesehen werden kann. Noch verdient bemerkt zu werden, wie angenehm ihnen die Billigkeit gewesen, womit ein Ausländer ihre Literatur betrachtet und behandelt. So wird es auch einen Jeden bei Durchlesung dieses Bandes interessiren, den Brief Voltaires an Palissot wiederzufinden, worin er diesen wegen des Schauspiels: Die Philosophen, bestrafst, ein bewundernswertes Beispiel, wie man mit gerechter Schärfe und Strenge zugleich sich aufs Unmuthigste und Heiterste benehmen kann. Eine Art jedoch, die vielleicht Niemand als Voltaire gelang, vielleicht auch keine andere Nation so gut hätte kleiden können.

Nachdem die Französische Uebersetzung des Diderotschen Dialogs erschienen war, fing man an zu zweifeln, ob dieser Neffe Rameaus jemals existirt habe. Glücklicherweise fand man in Merciers Tableau de Paris eine Stelle, welche sein Daseyn außer Zweifel setzt, und sowohl vom Oheim als vom Neffen charakteristische Züge mittheilt. Auch diese fügen wir überzeugt hier bei; es ist Mercier, der spricht.

„Ich habe,“ sagt er, indem er vom Oheim zu reden beginnt, „in meiner Jugend Rameau, den Musicus, gekannt. Es war ein langer Mann, dürr und hager, eingeschrumpften Unterleibes, der, gebückt, wie er war, im Palais Royal stets spazieren ging, die Hände auf dem Rücken verschränkt, um sich einiges Gleichgewicht zu geben. Er hatte eine lange Nase, ein spitzes Kinn, Stecken statt der Beine und eine schnarrende Stimme. Er schien unzugänglichen Humors, und nach Art der Poeten sprach er unsinnig über seine Kunst.“

Man sagte damals, die ganze musicalische Harmonie sey in seinem Kopfe. Ich ging in die Oper, aber Rameaus Opern entzückten mich äußerst. Doch wurden sie mir von Federmann als das non plus ultra der Musik vordemonstriert, so daß ich, an mir selber irre werdend, mich für diese Kunst verloren hielt

und mich innerlich betrühte bis Glück, Piccini, Sachini meine schlummernden oder betäubten Fähigkeiten im Grunde meiner Seele erweckten. Von Rameaus großem Ruhme begriff ich nichts, und es wollte mich später bedünken als hätte ich nicht so ganz unrecht gehabt.

Er konnte Voltaire nie eine Note begreiflich machen und dieser jenem nie die Schönheit eines seiner Verse, so daß, als sie einst gemeinsam an einer Oper arbeiteten, sie fast handgemein wurden, indem sie über die Harmonie sprachen.

Derselbe Rameau, eines Tags eine schöne Dame besuchend, erhebt sich plötzlich von seinem Stuhle, nimmt einen kleinen Hund von ihrem Schoß und wirft ihn aus dem dritten Stockwerk zum Fenster hinaus. Die erschrockene Dame ruft: Was macht Ihr, mein Herr! Er bellt falsch, sagt Rameau, indem er mit dem Unwillen eines Mannes auf und ab geht, dessen Ohr höchst beleidigt worden.

Ich habe auch seinen Neffen gekannt, der halb ein Abbé, halb ein Laie war, der in den Kaffeehäusern lebte, und alle Wunder der Tapferkeit, alle Wirkungen des Genies, alle edle Selbstverläugnung, kurz alles Große und Gute, was je in der Welt geschehen, auf das Kauen reducirte. Nach ihm hatte alles das keinen andern Zweck und keinen andern Erfolg gehabt, als um etwas zwischen die Zähne zu bekommen.

Er predigte diese Lehre mit einer sehr ausdrücklichen Gebärde und einer höchst malerischen Bewegung der Kinnladen. Sprach man von einem schönen Gedicht, von einer edlen That, von einem guten Gesetze, so sagte er: Alles dieses, vom Marshall von Frankreich bis zum Schuhflicker und von Voltaire bis zu Chaban oder Chabanon, geschieht bloß, um etwas zu bekommen, das man in den Mund thue, und woran man die Gesetze der Masturbation erfülle.

Eines Tags im Gespräch sagte er mir: Mein Onkel, der Musicus, ist ein großer Mann, aber mein Vater, erst Soldat, dann Geiger, dann Kaufmann, war ein noch größerer. Ihr sollt urtheilen! Er war es, der etwas zwischen die Zähne zu bringen verstand!

Ich lebte im väterlichen Hause mit vieler Sorglosigkeit:

denn es war immer meine Art, wegen der Zukunft wenig neugierig zu seyn. Ich hatte mein zweiundzwanzigstes Jahr zurückgelegt, als mein Vater eines Tags in mein Zimmer trat und mir sagte: Wie lange willst du noch so in deiner faulen Art hinleben? Seit zwei Jahren erwarte ich Werke von dir. Weißt du, daß ich in meinem zwanzigsten Jahre gehangen war und einen Zustand hatte?

Da ich sehr guter Dinge war, antwortete ich meinem Vater: Das nenne ich einen Zustand, gehangen zu seyn! Aber wie geschah es, daß ihr gehangen und doch mein Vater wurdet?

Höre! sagte er. Ich war Soldat und marodirte; der Profoß fasste mich und ließ mich an einen Baum knüpfen. Ein kleiner Regen verhinderte den Strick zu gleiten, wie er sollte, oder vielmehr, wie er nicht sollte. Der Henker hatte mir mein Hemd gelassen, weil es löcherig war. Husaren ritten vorüber und nahmen mir mein Hemd auch nicht, weil es nichts taugte; aber mit einem Säbelhieb durchschnitten sie den Strick, und ich fiel auf die Erde. Sie war feucht; die Frische brachte mich wieder zu mir, und ich lief auf einen Markt flecken zu, der nicht weit war. Ich trete in eine Weinschenke; ich sage zur Frau: Erschreckt euch nicht, mich im Hemde zu sehen! mein Gepäck folgt hinter mir. Doch davon hernach! Jetzt bitte ich um nichts als eine Feder, Dinte, vier Bogen Papier, ein Brot für einen Sou und einen Schoppen Wein.

Ohne Zweifel hat mein durchlöchertes Hemde die gute Frau zum Mitleid bewogen. Ich schrieb auf die vier Bogen Papier: Heute großes Schauspiel, gegeben durch den berühmten Italiäner, die ersten Plätze zu sechs Sous, die zweiten zu drei. Federmann tritt herein, wenn er bezahlt.

Ich verschanzte mich hinter eine Tapete, borgte eine Geige, schnitt mein Hemde in Stücke und machte daraus fünf Marionetten, die ich mit Dinte und ein wenig von meinem Blute bemalte; und so war ich fertig, um wechselseitig meine Puppen reden zu lassen und hinter meiner Tapete zu singen und zu geigen.

Ich hatte im Präludiren meinem Instrument einen außerordentlichen Ton gegeben; die Zuschauer strömten herzu, der Saal

wurde voll. Der Geruch der nahen Küche gab mir neue Kräfte, und der Hunger, der einst Horaz begeisterte, inspirirte auch deinen Vater. Während einer ganzen Woche gab ich täglich zwei Vorstellungen, und auf dem Zettel nichts von Herabsetzung der Preise. Ich wanderte aus der Schenke mit einem Reiserock, drei Hemden, Schuhen und Strümpfen und hinreichendem Gelde bis zur Gränze. Eine kleine Heiserkeit, durch das Hängen verursacht, war ganz verschwunden, so daß der Fremde meine sonore Stimme bewunderte.

Du siehst also, daß ich im zwanzigsten Jahre berühmt war und meinen Zustand hatte. Du bist zweiundzwanzig, hast ein neues Hemd auf dem Leibe, hier sind zwölf Franken, und nun packe dich!

So verabschiedete mich mein Vater. Ihr werdet gestehen, daß es von dort ein zu weiter Weg war, als daß man hätte zu Dardanus oder Castor und Pollux gelangen sollen. Seitdem sehe ich alle Menschen ihre Hemden nach dem Grad ihrer Fähigkeit schneiden, und öffentlich Marionetten spielen, und alles dieß um ihren Mund zu füllen. Die Mastification ist nach meiner Überzeugung der wahre Endzweck aller seltensten Dinge dieser Welt.

Dieser Nameaus Neffe hatte am Tage seiner Hochzeit, für einen Thaler den Kopf, alle Leiermädchen von Paris gemietet, und er ging in ihrer Mitte durch die Straßen, indem er seine Frau am Arme führte. Du bist die Tugend, sagte er, aber ich habe dir einen noch größern Glanz geben wollen durch diese Schatten, die dich umringen."

So weit Mercier, dessen Unterredung mit Nameaus Neffen denselbigen Ton hat wie Diderots Dialog, und welche große Aehnlichkeit hinreichend beweisen möchte, daß es kein erdichteter Charakter, sondern ein wirklicher Mensch gewesen sey, wonach beide Maler, ohne von einander zu wissen, ihr Porträt mit so großer Wahrheit entwarfen.

---

Alles Vorhergehende nochmals übersehend, scheint es mir dem allgemeinen Interesse gemäß, jenen oben ange deuteten Brief

des Französischen Verlegers im Original beizufügen; er versetzt uns lebhafter in jene Tage, wo diese Angelegenheit mit Leidenschaft behandelt wurde.

Pardonnez-moi, Monsieur, si je viens Vous dérober quelques-uns de ces instants précieux que pour les plaisirs de notre âge, et ceux des siècles futures vous avez consacrés au culte des Muses; mais c'est au nom des manes de Diderot que je vous invoque, et le rang distingué que cet illustre écrivain me paraît tenir dans votre estime m'est un gage assuré, que je ne me serai point vainement adressé à vous. Je me sens encore soutenu dans ma témérité à solliciter de vous une réponse par ce profond caractère de vérité et de droiture que je trouve empreint dans tous vos écrits.

Il s'agit, Monsieur, de prononcer dans un procès purement littéraire, votre sentence sera sans appel, et votre réponse me donnera une victoire éclatante sur un imposteur qui n'a pas craint de me présenter au public Français comme un fourbe capable d'en imposer au point de donner pour un original une traduction d'un ouvrage de Diderot. Voici le fait:

Éditeur des *Oeuvres complètes de Diderot*, j'ai rempli le voeu formé par vous-même en comprenant dans mon édition le *Neveu de Rameau*. Cet ouvrage n'est pas encore publié. La traduction Allemande que vous avez donnée de cet ouvrage remarquable, est si fidèle, me disait encore, il y a quelques jours, le fils de Pfeffel de Colmar, qu'il serait très-facile de reproduire textuellement Diderot.

Cependant pour rendre aux lettres Françaises l'ouvrage de Diderot, je n'ai point fait usage de votre traduction; j'ai imprimé mon édition sur une copie faite en 1760 sous les yeux de l'auteur; cette copie m'a été donné par madame la Marquise de Vandeuil, fille unique de Diderot, vivant et demeurant aujourd'hui à Paris, rue Neuve de Luxembourg No. 18.

D'un autre côté un Monsieur de Saur a retraduit en 1821 votre traduction, il l'a défigurée en beaucoup d'endroits; s'est permis beaucoup d'amplification et n'en a pas moins présenté son livre comme un ouvrage posthume et inédit de

Diderot. Aujourd'hui qu'il se voit forcé d'avouer qu'il n'est que traducteur, il me dénonce comme un fourbe semblable à lui et prêche dans tous nos journaux que mon édition, pretendue originale, n'est comme la sienne qu'une traduction de votre traduction. Prouvez le contraire, me dit-il, en me présentant l'autographe de Diderot, et je me retracte à l'instant! Le méchant sait bien que cet autographe envoyé au prince de Saxe-Gotha, ou au prince Henri de Prusse a été détruit; et comme je n'ai à lui opposer que la copie faite par un secrétaire de Diderot, il persiste à taxer d'imposture la famille de Diderot et moi-même. C'est à vous seul qu'il est réservé, Monsieur, c'est à vous seul qu'il est possible de faire voir quels sont les trompeurs de M. de Saur ou de l'estimable Marquise de Vandeuil, avec laquelle je m'honore de faire cause commune dans cette affaire. La France attend votre arrêt.

J'ai l'honneur de vous envoyer, Monsieur, un exemplaire de mon édition du *Neveu de Rameau*. Vous reconnaîtrez, je n'en doute point, le même texte qui a servi à votre élégante traduction. Après avoir reconnu la vérité de mes assertions, serez-vous assez bon pour me donner, par la réponse dont j'ose me flatter d'être honoré, le moyen de confondre mes accusateurs et ceux de la famille de Diderot lui-même? Je me vois, à mon début dans le monde, compromis dans ce que j'ai de plus cher auprès de mes concitoyens; dans mon honneur même, puisque ces Messieurs n'ont pas craint de me présenter comme capable d'abuser de la confiance publique.

Je vous envoie aussi, Monsieur, un journal dans lequel vous verrez que ces Messieurs traitent Diderot avec aussi peu de pudeur que de bonne foi.

Vous recevez enfin un exemplaire de la traduction de M. M. de Saur et de Saint Génies, dans lequel j'ai souligné ou indiqué une faible partie des contre-sens qu'ils ont faits et des additions qu'ils se sont permises. Les numéros inscrits à la marge indiquent les pages correspondantes de mon édition.

Si vous daignez m'honorer d'une réponse, je ne doute

pas de voir contester par mes détracteurs l'authenticité de votre signature; mais l'Europe savante la connaît et l'Institut de France est là pour me venger.

C'est beaucoup vous demander, Monsieur, que de solliciter de vous de pareils soins; mais je suis sûr que quand il dépend de vous d'assurer le triomphe de la vérité et de confondre l'imposture, vous oubliez promptement toutes les peines que vous avez pu prendre.

Je suis, Monsieur, avec les sentimens du plus profond respect, et de la plus haute considération

de Votre Excellence,  
le très humble et très obéissant serviteur

Brière

Libraire-éditeur des Oeuvres de Diderot, rue St. André des arts Nro. 68.  
Paris, le 27. Juillet 1823.

Diderots

Versuch über die Malerei.

Uebersetzt und mit Anmerkungen begleitet.

### Geständniß des Uebersetzers.

Woher kommt es wohl, daß man, obgleich dringend aufgefordert, sich doch so ungern entschließt, über eine Materie, die uns geläufig ist, eine zusammenhangende Abhandlung zu schreiben, eine Vorlesung zu entwerfen? Man hat alles wohl überlegt, den Stoff sich vergegenwärtigt, ihn, so gut man nur konnte, geordnet, man hat sich aus allen Zerstreuungen zurückgezogen, man nimmt die Feder in die Hand, und noch zaudert man anzufangen.

In demselbigen Augenblick tritt ein Freund, vielleicht ein Fremder, unerwartet herein, wir glauben uns gestört, und von unserm Gegenstande hinweggeführt; aber unvermuthet lenkt sich das Gespräch auf denselben, der Unkömmling läßt entweder gleiche Gefinnungen merken, oder er drückt das Gegenheil unserer Ueberzeugung aus, vielleicht trägt er etwas nur halb und unvollständig vor, das wir besser zu übersehen glauben, oder erhöht unsere eigene Vorstellung, unser eigenes Gefühl durch tiefere Einsicht, durch Leidenschaft für die Sache. Schnell sind alle Stockungen gehoben, wir lassen uns lebhaft ein, wir vernehmen, wir erwiedern. Bald gehen die Meinungen gleichen Schrittes, bald durchkreuzen sie sich; das Gespräch schwankt so lange hin und her, kehrt so lange in sich selbst zurück bis der Kreis durchlaufen und vollendet ist. Man scheidet endlich von einander, mit dem Gefühl, daß man sich für dießmal nichts weiter zu sagen habe.

Aber dadurch wird die Abhandlung, die Vorlesung nicht gefördert. Die Stimmung ist erschöpft; man wünscht, daß ein

Geschwindschreiber das vorüberraushende Gespräch aufgefaßt haben möchte. Man erinnert sich mit Vergnügen der sonderbaren Wendungen des Dialogs, wie durch Widerspruch und Einstimmung, durch Zweiseitigkeit und Vereinigung, durch Rückwege so wie durch Umwege das Ganze zuletzt umschrieben und beschränkt worden, und jeder einseitige Vortrag, er sey noch so vollständig, noch so methodisch gefaßt, kommt uns traurig und steif vor.

Da her mag es kommen! Der Mensch ist kein lehrendes, er ist ein lebendes, handelndes und wirkendes Wesen. Nur in Wirkung und Gegenwirkung erfreuen wir uns! Und so ist auch diese Uebersetzung mit ihren fortdauernden Anmerkungen in guten Tagen entstanden.

Eben als ich in Begriff war, eine allgemeine Einleitung in die bildende Kunst nach unserer Ueberzeugung zu entwerfen, fällt mir Diderots Versuch über die Malerei zufällig wieder in die Hände. Ich unterhalte mich mit ihm aufs Neue, ich tadle ihn, wenn er sich von dem Wege entfernt, den ich für den rechten halte, ich freue mich, wenn wir wieder zusammentreffen, ich eifere über seine Paradoxen, ich ergeße mich an der Lebhaftigkeit seiner Ueberblicke, sein Vortrag reißt mich hin, der Streit wird heftig, und ich behalte freilich das letzte Wort, da ich mit einem abgeschiedenen Gegner zu thun habe.

Ich komme wieder zu mir selbst. Ich bemerke, daß diese Schrift schon vor dreißig Jahren geschrieben ist, daß die paradoxen Behauptungen vorsätzlich gegen pedantische Manieristen der Französischen Schule gerichtet sind, daß ihr Zweck nicht mehr stattfindet, und daß diese kleine Schrift mehr einen historischen Ausleger verlangt, als einen Gegner auffordert.

Werde ich aber bald darauf wieder gewahr, daß seine Grundsätze, die er mit eben so viel Geist als rhetorisch-sophistischer Kühnheit und Gewandtheit geltend macht, mehr um die Inhaber und Freunde der alten Form zu beunruhigen und eine Revolution zu veranlassen als ein neues Kunstgebäude zu errichten, daß seine Gesinnungen, die nur zu einem Übergang vom Manierirten, Conventionellen, Habituellen, Pedantischen zum Gefühlten, Begründeten, Wohlgeübten und Liberalen einzuladen sollten, in der neuern Zeit als theoretische Grundmaximen

fortspuken, und sehr willkommen sind, indem sie eine leichtsinnige Praktik begünstigen: dann finde ich meinen Eifer wieder am Platz, ich habe nicht mehr mit dem abgeschiedenen Diderot, nicht mit seiner in gewissem Sinne schon veralteten Schrift, sondern mit denen zu thun, die jene Revolution der Künste, welche er hauptsächlich mitbewirken half, an ihrem wahren Fortgange hindern, indem sie sich auf der breiten Fläche des Dilettantismus und der Pfuscherei, zwischen Kunst und Natur hinschleifen, und eben so wenig geneigt sind, eine gründliche Kenntniß der Natur als eine gegründete Thätigkeit der Kunst zu befördern.

Möge denn also dieses Gespräch, das auf der Gränze zwischen dem Reiche der Todten und Lebendigen geführt wird, auf seine Weise wirken, und die Gesinnungen und Grundsätze, denen wir ergeben sind, bei allen, denen es Ernst ist, festigen helfen!

## Erstes Capitel.

### Meine wunderlichen Gedanken über die Zeichnung.

„Die Natur macht nichts Incorrectes. Jede Gestalt, sie mag schön oder häßlich seyn, hat ihre Ursache, und unter allen existirenden Wesen ist keins, das nicht wäre wie es seyn soll.“

Die Natur macht nichts Inconsequentes. Jede Gestalt, sie sey schön oder häßlich, hat ihre Ursache, von der sie bestimmt wird, und unter allen organischen Naturen, die wir kennen, ist keine, die nicht wäre wie sie seyn kann.

So müßte man allenfalls den ersten Paragraphen ändern, wenn er etwas heißen sollte. Diderot fängt gleich von Anfang an, die Begriffe zu verwirren, damit er künftig, nach seiner Art, Recht behalte. Die Natur ist niemals correct! dürfte man eher sagen. Correction setzt Regeln voraus, und zwar Regeln, die der Mensch selbst bestimmt, nach Gefühl, Erfahrung, Ueberzeugung und Wohlgefallen, und danach mehr den äußern Schein als das innere Daseyn eines Geschöpfes beurtheilt; die Gesetze hingegen, nach denen die Natur wirkt, fordern den strengsten

innern organischen Zusammenhang. Hier sind Wirkungen und Gegenwirkungen, wo man immer die Ursache als Folge, und die Folge als Ursache betrachten kann. Wenn eins gegeben ist, so ist das andere unausbleiblich. Die Natur arbeitet auf Leben und Daseyn, auf Erhaltung und Fortpflanzung ihres Geschöpfes, unbekümmert, ob es schön oder häßlich erscheine. Eine Gestalt, die von Geburt an schön zu seyn bestimmt war, kann, durch irgend einen Zufall, in einem Theile verletzt werden: sogleich leiden andere Theile mit. Denn nun braucht die Natur Kräfte, den verletzten Theil wieder herzustellen, und so wird den übrigen etwas entzogen, wodurch ihre Entwicklung durchaus gestört werden muß. Das Geschöpf wird nicht mehr, was es seyn sollte, sondern was e seyn kann. Nimmt man in diesem Sinne den folgenden Paragraphen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden.

„Seht diese Frau an, die in der Jugend ihre Augen verloren hat. Das allmähliche Wachsthum der Augenhöhle hat die Lieder nicht ausgedehnt, sie sind in die Tiefe zurückgetreten, die durch das fehlende Organ entstanden ist, sie haben sich zusammengezogen. Die obern haben die Augenbrauen mit fortgerissen, die untern haben die Wangen ein wenig hinaufgehoben. Die Oberlippe, indem sie dieser Bewegung nachgab, hat sich gleichfalls in die Höhe gezogen; und so sind alle Theile des Gesichtes gestört worden, je nachdem sie näher oder weiter von dem Hauptorte des Zufalls entfernt waren. Glaubt ihr aber, daß diese Entstellung sich bloß in das Oval eingeschlossen habe? Glaubt ihr, daß der Hals völlig frei geblieben sey? und die Schultern und die Brust? Ja freilich für eure Augen und für die meinen! Aber ruft die Natur herbei, zeigt ihr diesen Hals, diese Schultern, diese Brust, und sie wird sagen: Dieß sind Glieder eines Weibes, die ihre Augen in der Jugend verloren hat.

„Wendet einen Blick auf diesen Mann, dessen Rücken und Schultern eine erhobene Gestalt angenommen haben. Indessen die Knorpel des Halses vorn aus einander gingen, drückten sich hinten die Wirbelbeine nieder; der Kopf ist zurückgeworfen, die Hände haben sich an den Gelenken des Arms verschoben, die Ellenbogen sich zurückgezogen; alle Glieder haben den gemein-

schäftlichen Schwerpunkt gesucht, der einem so verschobenen System zufiel; das Gesicht hat darüber einen Zug von Zwang und Mühseligkeit angenommen. Bedeckt diese Gestalt, zeigt der Natur ihre Füße, und die Natur, ohne zu stocken, wird euch antworten: Es sind die Füße eines Bucklichten."

Vielleicht scheint Manchem die vorstehende Behauptung übertrieben, und doch ist es im schärfsten Sinne wahr, daß die Consequenz der organisirenden Natur, im gesunden Zustande sowohl als im franken, über alle unsere Begriffe geht. Wahrscheinlich hätte ein Meister der Semiotik die beiden Fälle, welche Diderot nur als Dilettant beschreibt, besser dargestellt; doch haben wir ihm hierüber den Krieg nicht zu machen, wir müssen sehen, wo zu er seine Beispiele brauchen will.

„Wenn die Ursachen und Wirkungen uns völlig anschaulich wären, so hätten wir nichts Besseres zu thun als die Geschöpfe darzustellen wie sie sind; je vollkommener die Nachahmung wäre, je gemäßer den Ursachen, desto zufriedener würden wir seyn.“

Hier kommen die Grundsätze Diderots, die wir bestreiten werden, schon einigermaßen zum Vorschein. Die Neigung aller seiner theoretischen Neuherungen geht dahin, Natur und Kunst zu confundiren, Natur und Kunst völlig zu amalgamiren; unsere Sorge muß seyn, beide in ihren Wirkungen getrennt darzustellen. Die Natur organisiert ein lebendiges, gleichgültiges Wesen, der Künstler ein todtes, aber ein bedeutendes, die Natur ein wirkliches, der Künstler ein scheinbares. In den Werken der Natur muß der Beschauer erst Bedeutsamkeit, Gefühl, Gedanken, Effect, Wirkung auf das Gemüth selbst hinbringen; im Künstlerwerk will und muß er das alles schon finden. Eine vollkommene Nachahmung der Natur ist in keinem Sinne möglich; der Künstler ist nur zur Darstellung der Oberfläche einer Erscheinung berufen. Das Neußere des Gefäßes, das lebendige Ganze, das zu allen unsern geistigen und sinnlichen Kräften spricht, unser Verlangen reizt, unsern Geist erhebt, dessen Besitz uns glücklich macht, das Lebensvolle, Kräftige, Ausgebildete, Schöne, dahin ist der Künstler angewiesen.

Auf einem ganz andern Wege muß der Naturbetrachter

gehen: er muß das Ganze trennen, die Oberfläche durchdringen, die Schönheit zerstören, das Nothwendige kennen lernen, und wenn er es fähig ist, die Labyrinth des organischen Baues, wie den Grundriß eines Irrgartens, in dessen Krümmungen sich so viele Spaziergänger abmüden, vor seiner Seele festhalten.

Der lebendig genießende Mensch so wie der Künstler fühlt, wie billig, ein Grauen, wenn er in die Tiefen blickt, in welchen der Naturforscher als in seinem Vaterlande herumwandelt; dagegen hat der reine Naturforscher wenig Respect vor dem Künstler: er sieht ihn nur als Werkzeug an, um Beobachtungen zu fixiren und der Welt mitzutheilen; den genießenden Menschen hingegen betrachtet er gar als ein Kind, das mit Wonne das schmackhafte Fleisch des Pfirsichs verzehrt, und den Schatz der Frucht, den Zweck der Natur, den fruchtbaren Kern nicht achtet und hinwegwirft. So stehen Natur und Kunst, Kenntniß und Genuß gegen einander, ohne sich wechselseitig aufzuheben, aber ohne sonderliches Verhältniß.

Sehen wir nun die Worte unseres Autors genau an, so verlangt er eigentlich vom Künstler, daß er für Physiologie und Pathologie arbeiten solle, eine Aufgabe, die das Genie wohl schwerlich übernehmen würde.

Nicht besser ist der folgende Perioden, ja noch schlimmer: denn diese leidige, groß- und schwerköpfige, kurzbeinige, grobfüßige Figur würde man wohl schwerlich in einem Kunstwerke dulden, wenn sie auch noch so organisch-consequent wäre. Uebertieß kann sie auch der Physiolog nicht brauchen; denn sie stellt die menschliche Gestalt nicht im Durchschnitte vor; der Patholog eben so wenig; denn sie ist nicht frankhaft noch monströs, sondern nur schlecht und abgeschmackt.

Wunderlicher, trefflicher Diderot, warum wolltest du deine großen Geisteskräfte lieber brauchen, um durch einander zu werfen als zurechtzustellen? Sind denn die Menschen, die sich, ohne Grundsätze, in der Erfahrung abmüden, nicht ohnehin schon übel genug dran?

„Ob wir nun gleich die Wirkungen und Ursachen des organischen Baues nicht kennen, und aus eben dieser Unwissenheit uns an conventionelle Regeln gebunden haben, so würde doch

ein Künstler, der diese Regeln vernachlässigte, und sich an eine genaue Nachahmung der Natur hielte, oft wegen zu großer Füße, kurzer Beine, geschwollener Kniee, lästiger und schwerer Köpfe entschuldigt werden müssen."

Zu Anfang des vorstehenden Perioden legt der Verfasser schon seine sophistischen Schlingen, die er hinterher fester zugiehen will. Er sagt: Wir kennen die Art nicht, wie die Natur bei der Organisation verfährt, und wir sind deswegen über gewisse Regeln übereingekommen, mit denen wir uns behelfen, und nach denen wir uns, in Ermangelung einer bessern Einsicht, zu richten pflegen. Hier ist es, wo sich gleich unser Widerspruch laut erheben muß.

Ob wir die Gesetze der organisirenden Natur kennen oder nicht, ob wir sie besser kennen als vor dreißig Jahren, da unser Gegner schrieb, ob wir sie künftig besser kennen werden, wie tief wir in ihre Geheimnisse dringen können? darnach hat der bildende Künstler kaum zu fragen. Seine Kraft besteht im Anschauen, im Auffassen eines bedeutenden Ganzen, im Gewahrwerden der Theile, im Gefühl, daß eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig sey, und besonders im Gefühl, was denn eigentlich für eine Kenntniß, die durchs Studium erlangt wird, nöthig sey, damit er sich nicht zu weit aus seinem Kreise entferne, damit er das Unnöthige nicht aufnehme und das Nöthige versäume.

Ein solcher Künstler, eine Nation, ein Jahrhundert solcher Künstler bilden durch Beispiel und Lehre, nachdem die Kunst sich lange empirisch fortgeholfen hat, endlich die Regeln der Kunst. Aus ihrem Geiste und ihrer Hand entstehen Proportionen, Formen, Gestalten, wozu ihnen die bildende Natur den Stoff darreichte; sie convenieren nicht über dieselb und jenes, das aber anders seyn könnte, sie reden nicht mit einander ab, etwas Ungeschicktes für das Rechte gelten zu lassen, sondern sie bilden zuletzt die Regeln aus sich selbst, nach Kunstgesetzen, die eben so wahr in der Natur des bildenden Genius liegen als die große allgemeine Natur die organischen Gesetze ewig thätig bewahrt.

Es ist hier gar die Frage nicht, auf welchem Raum der

Erde, unter welcher Nation, zu welcher Zeit man diese Regeln entdeckt und befolgt habe. Es ist die Frage nicht, ob man an andern Orten, zu andern Zeiten, unter andern Umständen davon abgewichen sey? ob man hie und da etwas Conventionelles dem Gesetzmäßigen substituirt habe? Ja es ist nicht einmal die Frage, ob die echten Regeln jemals gefunden oder befolgt worden sind? sondern man muß fühn behaupten, daß sie gefunden werden müssen, und daß, wenn wir sie dem Genie nicht vorschreiben können, wir sie von dem Genie zu empfangen haben, das sich selbst in seiner höchsten Ausbildung fühlt, und seinen Wirkungskreis nicht verkennt.

Was sollen wir aber zu dem folgenden Perioden sagen? Er enthält eine Wahrheit, aber eine überflüssige; sie ist paradox hingestellt, um uns auf Paradoxe vorzubereiten.

„Eine krumme Nase beleidigt nicht in der Natur, weil alles zusammenhängt; man wird auf diesen Uebelstand durch kleine nachbarliche Veränderungen geführt, die ihn einleiten und erträglich machen. Verdrehte man dem Antinous die Nase, indem das übrige an seinem Platze bliebe, so würde es übel aussehen. Warum? Antinous hat alsdann keine krumme, er hat eine zerbrochene Nase.“

Wir dürfen wohl nochmals fragen: Was soll das hier bedeuten? was beweisen? und warum wird hier Antinous gebraucht? Jedes wohlgebildete Gesicht wird entstellt, wenn man die Nase auf die Seite biegt. Und warum? Weil die Symmetrie gestört wird, auf welcher die gute Bildung des Menschen beruht. Von einem Gesichte, das im Ganzen verschoben ist, dergestalt daß man gar keine Forderung einer symmetrischen Stellung der Theile an dasselbe macht, sollte gar nicht die Rede seyn, wenn man auch von Kunst nur zum Scherz spräche.

Bedeutender ist folgender Periode; hier geht der Sophist schon mit vollen Segeln.

„Wir sagen von einem Menschen, den wir vorbeigehen sehen, er sey übel gemacht. Ja nach unsern armen Regeln! aber nach der Natur beurtheilt, wird es anders klingen. Wir sagen von einer Statue, sie habe die schönsten Proportionen. Ja nach unsern armen Regeln, aber was würde die Natur sagen?“

Mannigfaltig ist die Complication des Halben, Schiefen und Falschen in diesen wenigen Worten. Hier ist wieder die Lebenswirkung der organischen Natur, die sich in allen Störungsfällen, obgleich oft kümmerlich genug, in ein gewisses Gleichgewicht zu setzen weiß, und dadurch ihre lebendige, productive Realität auf das Kräftigste beweist, der vollendeten Kunst entgegengesetzt, die auf ihrem höchsten Gipfel keine Ansprüche auf lebendige, productive und reproductive Realität macht, sondern die Natur auf dem würdigsten Punkte ihrer Erscheinung ergreift, ihr die Schönheit der Proportionen ablernt, um sie ihr selbst wieder vorzuschreiben.

Die Kunst übernimmt nicht mit der Natur, in ihrer Breite und Tiefe, zu wetteifern, sie hält sich an die Oberfläche der natürlichen Erscheinungen; aber sie hat ihre eigene Tiefe, ihre eigene Gewalt: sie fixirt die höchsten Momente dieser oberflächlichen Erscheinungen, indem sie das Gesetzliche darin anerkennt, die Vollkommenheit der zweckmäßigen Proportion, den Gipfel der Schönheit, die Würde der Bedeutung, die Höhe der Leidenschaft.

Die Natur scheint um ihrer selbst willen zu wirken; der Künstler wirkt als Mensch, um des Menschen willen. Aus dem, was uns die Natur darbietet, lesen wir uns im Leben das Wünschenswerthe, das Genießbare nur kümmerlich aus; was der Künstler dem Menschen entgegenbringt, soll alles den Sinnen fühllich und angenehm, alles aufreizend und anlockend, alles genießbar und befriedigend, alles für den Geist nährend, bildend und erhebend seyn; und so giebt der Künstler, dankbar gegen die Natur, die auch ihn hervorbrachte, ihr eine zweite Natur, aber eine gefühlte, eine gedachte, eine menschlich vollendete zurück.

Soll dieses aber geschehen, so muß das Genie, der berufene Künstler nach Gesetzen, nach Regeln handeln, die ihm die Natur selbst vorschrieb, die ihr nicht widersprechen, die sein größter Reichthum sind, weil er dadurch sowohl den großen Reichthum der Natur als den Reichthum seines Gemüths beherrschen und brauchen lernt.

„Es sey mir erlaubt, den Schleier von meinem Bucklichten auf die Mediceische Venus überzutragen, so daß man nur die

Spitze ihres Fußes gewahr werde. Uebernähme nun die Natur, zu dieser Fußspitze eine Figur auszubilden, so würdet ihr vielleicht mit Verwunderung unter ihrem Griffel ein häßliches und verschobenes Ungeheuer entstehen sehen; mich aber würde es wundern, wenn das Gegentheil geschähe."

Der flache Weg, den unser Freund und Gegner mit den ersten Schritten eingeschlagen, vor dem wir bisher zu warnen suchten, zeigt sich nun hier in seiner völligen Ablenkung.

Was uns betrifft, so haben wir viel zu große Ehrfurcht vor der Natur, als daß wir ihre personificirte göttliche Gestalt für so täppisch halten sollten, in die Schlingen eines Sophisten einzugehen und, um seinen Scheingründen einiges Gewicht zu verschaffen, mit ihrer nie abirrenden Hand eine Frage zu entwerfen. Sie wird vielmehr, wie das Drakel jene verfängliche Frage, ob der Sperling lebendig oder todt sey? hier auch diese ungeschickte Zumuthung beschämen.

Sie tritt vor das verschleierte Bild, sieht die Fußspitze, und vernimmt, warum der Sophist sie aufgerufen hat. Streng, aber ohne Unwillen ruft sie ihm zu: Du versuchst mich vergebens durch eine verfängliche Zweideutigkeit! Läß den Schleier hängen, oder hebe ihn weg, ich weiß, was drunter verborgen ist. Ich habe diese Fußspitze selbst gemacht: denn ich lehrte den Künstler, der sie bildete; ich gab ihm den Begriff vom Charakter einer Gestalt, und aus diesem Begriff sind diese Proportionen, diese Formen entstanden; es ist genug, daß diese Fußspitze zu dieser und zu keiner andern Statue passe, daß dieses Kunstwerk, das du mir zum größten Theil zu verbergen glaubst, mit sich selbst in Uebereinstimmung sey. Ich sage dir, diese Fußspitze gehört einem schönen, zarten, schamhaften Weibe, die in der Blüthe ihrer Jugend steht! Auf einem andern Fuße würde die würdigste der Frauen, die Götterkönigin ruhen, auf einem andern eine leichtfinnige Bacchantin schwelen. Doch dieses merke: der Fuß ist von Marmor, er verlangt nicht zu gehen; und so ist der Körper auch, er verlangt nicht zu leben. Hatte dieser Künstler etwa die thörichte Forderung, seinen Fuß neben einen organischen zu stellen, dann verdient er die Demüthigung, die du ihm zudenfst; aber du hast ihn nicht gekannt, oder ihn missverstanden: kein echter

Künstler verlangt sein Werk neben ein Naturproduct oder gar an dessen Stelle zu setzen; der es thäte, wäre wie ein Mittelgeschöpf aus dem Reiche der Kunst zu verstossen, und im Reiche der Natur nicht aufzunehmen.

Dem Dichter kann man wohl verzeihen, wenn er, um eine interessante Situation in der Phantasie zu erregen, seinen Bildhauer in eine selbsterworbene Statue wirklich verliebt denkt, wenn er ihm Begierden zu derselben andichtet, wenn er sie endlich in seinen Armen erweichen lässt: das giebt wohl ein lusternes Geschichtchen, das sich ganz artig an hört; für den bildenden Künstler bleibt es ein unwürdiges Märchen. Die Tradition sagt, daß brutale Menschen gegen plastische Meisterwerke von sinnlichen Begierden entzündet wurden; die Liebe eines hohen Künstlers aber zu seinem trefflichen Werk ist ganz anderer Art, sie gleicht der frommen, heiligen Liebe unter Blutsverwandten und Freunden. Hätte Pygmalion seiner Statue begehn können, so wäre er ein Pfuscher gewesen, unfähig, eine Gestalt hervorzu bringen, die verdient hätte, als Kunstwerk oder als Naturwerk geschätz zu werden.

Verzeih, o Leser und Zuhörer, wenn unsere Göttin weitläufiger, als es einem Drakel geziemt, gesprochen hat! Einen verworrenen Knauß kann man dir bequem auf einmal in die Hand geben; um ihn zu entwirren aber, um ihn dir als einen reinen Faden in seiner Länge zu zeigen, braucht es Zeit und Raum.

„Eine menschliche Figur ist ein System, so mannigfaltig zusammengesetzt, daß die Folgen einer in ihren Anfängen unmerklichen Inconsequenz das vollkommenste Kunstwerk auf tausend Meilen von der Natur wegwerfen müssen.“

Ja, der Künstler verdiente diese Demuthigung, daß man ihm sein vollkommenstes Kunstwerk, die Frucht seines Geistes, seines Fleisches, seiner Mühe unendlich herabwürdigte, gegen ein Naturproduct herabsetzte, wenn er es neben oder an die Stelle eines Naturproducts hätte setzen wollen.

Mit Fleiß wiederholen wir die Worte unserer supponirten Göttin, weil unser Gegner sich auch wiederholt, und weil gerade dieses Vermischten von Natur und Kunst die Hauptkrankheit ist, an der unsere Zeit darniederliegt. Der Künstler muß den Kreis

seiner Kräfte kennen, er muß innerhalb der Natur sich ein Reich bilden; er hört aber auf, ein Künstler zu seyn, wenn er mit in die Natur versließen, sich in ihr auflösen will.

Wir wenden uns abermals zu unserm Autor, der eine geschickte Wendung nimmt, um von seinen seltsamen Seitenwegen zu dem Wahren und Richtigen allmählig zurückzuföhren.

„Wenn ich in die Geheimnisse der Kunst eingeweiht wäre, so würde ich vielleicht, wie weit der Künstler sich den angenommenen Proportionen unterwerfen soll; und ich würde es euch sagen.“

Wenn es der Fall seyn kann, daß der Künstler sich Proportionen unterwerfen soll, so müssen diese doch etwas Nöthigendes, etwas Gesetzliches haben, sie dürfen nicht willkürlich angenommen seyn, sondern die Masse der Künstler muß hinreichende Ursache, bei Beobachtung der natürlichen Gestalten und in Rücksicht auf Kunstbedürfniß, gefunden haben, sie anzunehmen. Das ist's, was wir behaupten, und wir sind schon zufrieden, daß unser Verfasser es einigermaßen zugestehet. Nur geht er leider zu geschwind über das, was gesetzlich seyn soll, hinaus, er lehnt es bei Seite, um uns auf einzelne Bedingungen und Bestimmungen, auf Ausnahmen zu leiten und aufmerksam zu machen. Denn er fährt fort:

„Aber das weiß ich, daß sie gegen den Despotismus der Natur sich nicht halten können, daß das Alter, der Zustand auf hunderterlei Art Aufopferungen bewirken.“

Dies ist keineswegs ein Gegensatz gegen das, was wir behauptet haben. Eben weil der Künstlergeist sich erhoben hat, den Menschen auf der Höhe seiner Gestalt und übrigens ohne Bedingung zu betrachten, dadurch sind ja die Proportionen entstanden. Niemand wird die Ausnahmen läugnen, wenn man sie gleich erst bei Seite setzen muß; wer würde eine Physiologie durch pathologische Noten zu entkräften glauben!

„Ich habe niemals gehört, daß man eine Figur übel gezeichnet nenne, wenn sie ihre äußere Organisation deutlich sehen läßt, wenn das Alter, die Gewohnheit und die Leichtigkeit, tägliche Beschäftigungen auszuüben, wohl ausgedrückt ist.“

Wenn eine Figur ihre äußere Organisation deutlich sehen

läßt, und die übrigen Bedingungen erfüllt, die hier gefordert werden, so hat sie gewiß, wo nicht schöne, doch charakteristische Proportionen, und kann in einem Kunstwerke gar wohl ihre Stelle finden.

„Diese Beschäftigungen bestimmen die vollkommene Größe der Figur, die Proportion jedes Gliedes und des Ganzen: daher sehe ich das Kind entspringen, den erwachsenen Mann und den Greis, den wilden so wie den gebildeten Menschen, den Geschäftsmann, den Soldaten und den Lastträger.“

Niemand wird läugnen, daß Functionen großen Einfluß auf die Ausbildung der Glieder haben, aber die Fähigkeit, zu diesem oder jenem Zweck ausgebildet zu werden, muß zum Grunde liegen. Alle Beschäftigung der Welt wird keinen Schwächling zu einem Lastträger machen. Die Natur muß das Ihrige gethan haben, wenn die Erziehung gelingen soll.

„Wenn eine Figur schwer zu erfinden wäre, so müßte es ein Mensch von fünfundzwanzig Jahren seyn, der schnell auf einmal aus der Erde entstanden wäre, und nichts gethan hätte; aber dieser Mensch ist eine Chimäre.“

Dieser Behauptung kann man nicht geradezu widersprechen, und doch muß man sich gegen das Captiose, das in ihr liegt, verwahren. Freilich lassen sich keine Glieder eines Erwachsenen denken, die sich ohne Uebung, in einer absoluten Ruhe ausgebildet hätten; und doch denkt sich der Künstler, indem er seinen Idealen nachstrebt, einen menschlichen Körper, welcher durch die mäßigste Uebung zu seiner größten Ausbildung gekommen ist; allen Begriff von Mühe, von Anstrengung, von Ausbildung zu einem gewissen Zweck und Charakter muß er ablenken. Eine solche Gestalt, die auf wahren Proportionen ruht, kann gar wohl von der Kunst hervorgebracht werden, und ist alsdann keineswegs eine Chimäre, sondern ein Ideal.

„Die Kindheit ist beinahe eine Caricatur, dasselbe kann man von dem Alter sagen: das Kind ist eine unsämliche, flüssige Masse, die sich zu entwickeln strebt, so wie der Greis eine ungestaltete und trockne Masse wird, die in sich selbst zurückkehrt, um sich nach und nach auf nichts zu reduciren.“

Wir stimmen mit dem Verfasser völlig überein, daß Kindheit

und hohes Alter aus dem Bezirk der schönen Kunst zu verbannen sind. Insofern der Künstler auf Charakter arbeitet, mag er auch einen Versuch machen, diese zu wenig oder zu viel entwickelten Naturen in den Cyclus schöner und bedeutender Kunst aufzunehmen.

„Nur in dem Zwischenraum der beiden Alter, vom Anfang der vollkommenen Jugend bis zum Ende der Mannheit, unterwirft der Künstler seine Gestalten der Reinheit, der strengen Genauigkeit der Zeichnung; da ist es, wo das poco più und poco meno eine Abweichung hinein- oder heraus-, Fehler oder Schönheiten hervorbringen.“

Nur äußerst kurze Zeit kann der menschliche Körper schön genannt werden, und wir würden, im strengen Sinne, die Epoche noch viel enger als unser Verfasser begrenzen. Der Augenblick der Pubertät ist für beide Geschlechter der Augenblick, in welchem die Gestalt der höchsten Schönheit fähig ist; aber man darf wohl sagen, es ist nur ein Augenblick! die Begattung und Fortpflanzung kostet dem Schmetterlinge das Leben, dem Menschen die Schönheit: und hier liegt einer der größten Vortheile der Kunst, daß sie dasjenige dichterisch bilden darf, was der Natur unmöglich ist wirklich aufzustellen. So wie die Kunst Centauren erschafft, so kann sie uns auch jungfräuliche Mütter vorlügen; ja es ist ihre Pflicht. Die Matrone Niobe, Mutter von vielen erwachsenen Kindern, ist mit dem ersten Reiz jungfräulicher Brüste gebildet. Ja in der weisen Vereinigung dieser Widersprüche ruht die ewige Jugend, welche die Alten ihren Gottheiten zu geben wußten.

Hier sind wir also mit unserm Verfasser völlig einig. Bei schönen Proportionen, bei schönen Formen ist allein das zarte Mehr oder Weniger bedeutend. Das Schöne ist ein enger Kreis, in dem man sich nur bescheiden regen darf.

Wir lassen uns von unserem Autor weiter führen; er bringt uns durch einen leichten Übergang auf eine bedeutende Stelle.

„Aber, werdet ihr sagen, wie sich auch das Alter und die Functionen verhalten mögen, indem sie die Formen verändern, zerstören sie doch die Organe nicht. — Das gebe ich zu. — So muß man sie also kennen? — Das will ich nicht läugnen. Ja, hier ist die Ursache, warum man die Anatomie zu studiren hat.

„Das Studium des Muskelmanns hat ohne Zweifel seine Vortheile; aber sollte nicht zu fürchten seyn, daß dieser Geschundene beständig in der Einbildungskraft bleiben, daß der Künstler auf der Eitelkeit beharren werde, sich immer gelehrt zu zeigen, daß ein verwöhntes Auge nicht mehr auf der Oberfläche verweilen könne, daß er, trotz der Haut und des Fettes, immer nur den Muskel sehe, seinen Ursprung, seine Befestigung, sein Einschmiegen! Wird er nicht alles zu stark ausdrücken? wird er nicht hart und trocken arbeiten? werde ich nicht den verwünschten Geschundenen auch in Weiberfiguren wieder finden?

„Weil ich denn doch einmal nur das Neuhäre zu zeigen habe, so wünschte ich, man lehrte mich das Neuhäre nur recht gut sehen, und erließe mir eine gefährliche Kenntniß, die ich vergessen soll.“

Dergleichen Grundsätze darf man jungen und leichtsinnigen Künstlern nur merken lassen, sie werden sich über eine Autorität freuen, die völlig wie aus ihrer Seele spricht. Nein, werther Diderot, drücke dich, da dir die Sprache so zu Gewalt steht, bestimmter aus! Ja, das Neuhäre soll der Künstler darstellen! Aber was ist das Neuhäre einer organischen Natur anders als die ewig veränderte Erscheinung des Innern? Dieses Neuhäre, diese Oberfläche ist einem mannigfaltigen, verwickelten, zarten, innern Bau so genau angepaßt, daß sie dadurch selbst ein Interes wird, indem beide Bestimmungen, die äußere und die innere, im ruhigsten Daseyn so wie in der stärksten Bewegung, stets im unmittelbarsten Verhältnisse stehen.

Wie diese innere Kenntniß erreicht werde, nach welcher Methode der Künstler Anatomie studiren soll, damit sie ihm nicht den Schaden bringe, den Diderot richtig schildert, ist hier der Ort nicht auszumachen; aber so viel kann man im Allgemeinen sagen: Du sollst den Leichnam, an dem du die Muskeln kennest, beleben, nicht vergessen. Der musicalische Componist wird bei dem Enthusiasmus seiner melodischen Arbeiten den Generalbass, der Dichter das Sylbenmaß nicht vergessen.

Die Gesetze, nach denen der Künstler arbeitet, vergißt er so wenig als den Stoff, den er behandeln will. Dein Muskelmann ist Stoff und Gesetz: dieses mußt du mit Bequemlichkeit befolgen,

jenen mit Leichtigkeit zu beherrschen wissen! Und willst du wahrhaft wohlthätig gegen deine Schüler seyn, so hüte sie vor unnützen Kenntnissen und vor falschen Maximen: denn es hält schwer, das Unnütze wegzuwischen, so wie eine falsche Richtung zu verändern.

„Man studirt die Muskeln am Leichnam nur deshalb, sagt man, damit man lerne, wie man die Natur ansehen soll; aber die Erfahrung lehrt, daß man nach diesem Studium gar viele Mühe hat, die Natur nicht anders zu sehen als sie ist.“

Auch diese Behauptung beruht nur auf schwankend gebrauchten Worten. Der Künstler, der an der Oberfläche nur herumkrabbelt, wird dem geübten Auge immer leer, obgleich, bei schönem TALENT, immer angenehm erscheinen: der Künstler, der sich ums Innere bekümmert, wird freilich auch das sehen, was er weiß, er wird, wenn man will, sein Wissen auf die Oberfläche übertragen; und hier ist auch das geringe Mehr oder Weniger, welches entscheidet, ob er wohl oder übel thut.

Hat nun bisher unser Freund und Gegner das Studium der Anatomie verdächtig gemacht, so zieht er nun gleichfalls gegen das akademische Studium des Nackten zu Felde. Hier hat er es eigentlich mit den Pariser akademischen Anstalten und ihrer Pedanterei zu thun, die wir denn nicht in Schutz nehmen wollen. Auch zu diesem Punkte bewegt er sich durch einen raschen Uebergang.

„Ihr, mein Freund, werdet diesen Aufsatz allein lesen, und darum darf ich schreiben was mir beliebt. Die sieben Jahre, die man bei der Akademie zubringt, um nach dem Modell zu zeichnen, glaubt ihr die gut angewendet? Und wollt ihr wissen, was ich davon denke? Eben während diesen sieben mühseligen und grausamen Jahren nimmt man in der Zeichnung eine Manier an: alle diese akademischen Stellungen, gezwungen, zugerichtet, zurechtgerückt wie sie sind, alle die Handlungen, die kalt und schief durch einen armen Teufel ausgedrückt werden, und immer durch ebendenselben armen Teufel, der gedungen ist, dreimal die Woche zu kommen, sich auszukleiden, und sich durch den Professor wie eine Gliederpuppe behandeln zu lassen, was haben sie mit den Stellungen und Bewegungen der Natur gemein? Der Mann, der in euerm Hause Wasser aus dem Brunnen zieht, wird er

durch Zenen richtig vorgestellt, der nicht dieselbe Last zu bewegen hat und mit zwei Armen in der Höhe auf dem Schulgerüst diese Handlung ungeschickt simulirt? Wie verhält sich der Mensch, der vor der Schule zu sterben scheint, zu dem, der in seinem Bette stirbt, oder den man auf der Straße todtschlägt? Was für ein Verhältniß hat der Ringer in der Akademie zu dem auf einer Kreuzstraße? welches der Mann, der auf Erfordern bittet, bittelt, schläft, nachdenkt und in Ohnmacht fällt, zu dem Bauer, der vor Müdigkeit sich auf die Erde streckt, zu dem Philosophen, der neben seinem Feuer nachdenkt, zu dem gedrängten, erstickten Mann, der unter der Menge in Ohnmacht fällt? Gar keins, mein Freund, gar keins!"

Von dem Modelle gilt im Allgemeinen, was von dem Muskelförper vorhin gesagt worden. Das Studium des Modells und die Nachbildung desselben ist theils eine Stufe, die der Künstler zwar nicht überspringen kann, worauf er aber nicht zu lange verweilen sollte, theils ist es eine Beihilfe bei Ausführung seiner Werke, die er, selbst als vollendet Künstler, nicht entbehren kann. Das lebendige Modell ist für den Künstler nur ein roher Stoff, von dem er sich nicht muß einschränken lassen, sondern den er zu verarbeiten trachten muß.

Die übeln Wirkungen, die unser Freund von dem, freilich ewigen, Studium des Modells in der Akademie gesehen, verdriessen ihn so sehr, daß er fortfährt:

Eben so gut möchte man die Künstler, um ja das Abgeschmackte zu vollenden, wenn man sie dort entläßt, zu Vestris oder Gardel oder zu irgend einem andern Tanzmeister schicken, damit sie da die Grazie lernen. Denn wahrlich, die Natur wird ganz vergessen, die Einbildungskraft füllt sich mit Handlungen, Stellungen, mit Figuren, die nicht falscher, zugeschnittener, lächerlicher und kälter seyn könnten. Da stecken sie im Magazin, und nun kommen sie heraus, um sich ans Tuch zu hängen. So oft der Künstler seinen Stift oder seine Feder nimmt, erwachen diese verdrießlichen Gespenster, und treten vor ihn: er wird sie nicht los, und nur ein Wunder kann sie aus seinem Kopfe verjagen. Ich kannte einen jungen Menschen voll Geschmac, der, ehe er den mindesten Zug auf die Leinwand that, Gott auf seinen

Knieen anrief, und vom Modell befreit zu werden hat. Wie selten ist es gegenwärtig, ein Gemälde zu sehen, das aus einer gewissen Anzahl Figuren besteht, ohne hie und da einige dieser Figuren, Stellungen, Handlungen und Bewegungen zu finden, die akademisch sind, einem Mann von Geschmack unerträglich missfallen, und nur denen imponiren, welchen die Wahrheit fremd ist. Daran ist denn doch das ewige Studium des Schulmodells Schuld.

„Nicht in der Schule lernt man die allgemeine Uebereinstimmung der Bewegungen, die Uebereinstimmung, die man sieht und fühlt, die sich vom Haupt bis zu den Füßen ausbreitet und schlängelt. Wenn eine Frau nachdenklich den Kopf sinken läßt, so werden alle Glieder zugleich der Schwere gehorchen; sie hebe den Kopf wieder auf und halte ihn gerade: sogleich gehorcht die ganze übrige Maschine.“

Durch die Behandlung bei der Französischen Akademie, wobei man die Stellungen verbißfältigen mußte, entfernte man sich von dem ersten Zweck des Modells, den Körper physisch kennen zu lernen, und um der Mannigfaltigkeit willen wählte man auch Stellungen, die Gemüthsbewegungen auszudrücken. Da denn unser Freund freilich ganz im Vortheil steht, wenn er diese erzwungenen und falschen Darstellungen gegen den natürlichen Ausdruck hält, den man auf der Straße, in der Kirche, unter jeder Volksmenge beobachten kann: er kann sich des Spottens nicht enthalten.

„Freilich ist es eine Kunst, eine große Kunst, das Modell zu stellen; man darf nur sehen, was der Herr Professor sich darauf zu Gute thut. Fürchtet nicht, daß er etwa zu dem armen, gedungenen Teufel sagen könnte: Mein Freund, stelle dich selbst! mache, was du willst! viel lieber giebt er ihm eine sonderbare Bewegung als daß er ihn eine einfache und natürliche nehmen ließe. Indessen ist das nun einmal nicht anders!

„Hundertmal war ich versucht, den jungen Kunstschülern, die mir auf dem Weg zum Louvre, mit ihrem Portefeuille unter dem Arm, begegneten, gutherzig zuzurufen: Freunde, wie lange zeichnet ihr da? — Zwei Jahre. — Das ist mehr als zu viel! Laßt mir die Krambude der Manier, geht zu den Karthäusern: dort werdet ihr den wahren Ausdruck der Frömmigkeit und Innigkeit sehen. Heute ist Abend vor dem großen Feste; geht in

die Kirche, schleicht euch zu den Beichtstühlen: dort werdet ihr sehen, wie der Mensch sich sammelt, wie er bereut. Morgen geht in die Landschenke: dort werdet ihr wahrhaft erzürnte Menschen sehen. Mischt euch in die öffentlichen Auftritte, beobachtet auf den Straßen, in den Gärten, auf den Märkten, in Häusern, und ihr werdet richtige Begriffe fassen über die wahre Bewegung der Lebenshandlungen? Seht gleich hier zwei von euern Kameraden streiten! Schon dieser Wortstreit giebt, ohne ihr Wissen, allen Gliedern eine eigene Richtung. Betrachtet sie wohl, und wie erbärmlich wird euch die Lection eures geschmaclosen Professors und die Nachahmung eures geschmacleeren Modells vorkommen! Was werdet ihr nicht zu thun haben, wenn ihr künftig an den Platz aller dieser Falschheiten, die ihr eingelernt habt, die Einfalt und Wahrheit des Lesueur setzen wollt! Und das müßt ihr doch, wenn ihr etwas zu sehn verlangt."

Dieser Rath wäre an sich gut, und nicht genug kann sich ein Künstler unter den Volksmassen umsehen; allein unbedingt, wie Diderot ihn giebt, kann er zu nichts führen. Der Lehrling muß erst wissen, was er zu suchen hat, was der Künstler aus der Natur brauchen kann, wie er es zu Kunstzwecken brauchen soll. Sind ihm diese Vorübungen fremd, so helfen ihm alle Erfahrungen nichts, und er wird nur, wie viele unserer Zeitgenossen, das Gewöhnliche, Halbinteressante oder das auf sentimental Abwegen falsch Interessante darstellen.

"Etwas anders ist eine Attitüde, etwas anders eine Handlung. Alle Attitüde ist falsch und klein, jede Handlung ist schön und wahr."

Diderot braucht das Wort Attitüde schon einigemal, und ich habe es nach der Bedeutung übersetzt, die es mir an jenen Stellen zu haben schien; hier ist es aber nicht übersetzblich: denn es führt schon einen mißbilligenden Nebenbegriff bei sich. Ueberhaupt bedeutet Attitüde in der Französischen akademischen Kunstsprache eine Stellung, die eine Handlung oder Gesinnung ausdrückt, und infosfern bedeutend ist. Weil nun aber die Stellungen akademischer Modelle dieses, was von ihnen gefordert wird, nicht leisten, sondern, nach der Natur der Aufgaben und Umstände, gewöhnlich anmaßlich, leer, übertrieben, unzulänglich

bleiben müssen, so gebraucht Diderot das Wort Attitude hier im mißbilligenden Sinne, den wir auf kein Deutsches Wort übertragen können; wir müßten denn etwa akademische Stellung sagen wollen, wobei wir aber um nichts gebessert wären.

Von den Stellungen geht Diderot zum Contrast über, und mit Recht: denn aus der mannigfaltigen Richtung der Glieder an einer Figur, so wie aus mannigfaltigen Richtungen der Glieder zusammengestellter Figuren entsteht der Contrast. Wir wollen den Verfasser selbst hören.

„Der übel verstandene Contrast ist eine der traurigsten Ursachen des Manierirten. Es giebt keinen wahren Contrast als den, der aus dem Grunde der Handlung entspringt, aus der Mannigfaltigkeit der Organe oder des Interesses. Wie geht Raphael, Lefueur zu Werke? Manchmal stellen sie drei, vier, fünf Figuren gerade eine neben die andere, und die Wirkung ist herrlich. Bei den Karthäusern, in der Messe oder Vesper, sieht man in zwei langen parallelen Reihen vierzig bis funfzig Mönche; gleiche Stolen, gleiche Berrichtung, gleiche Bekleidung, und doch sieht keiner aus wie der andere. Sucht mir nur keinen andern Contrast als den, der diese Mönche unterscheidet! Hier ist das Wahre! alles Andere ist klein und falsch.“

Auch hier ist er, wie bei der Lehre von den Gebärden, ob er gleich im Ganzen recht hat, zu wegwerfend gegen die Kunstmittel und empirisch dilettantisch in seinem Rath. Aus ein paar symmetrischen Mönchsreihen hat Raphael gewiß manches Motiv zu seinen Compositionen genommen, aber es war Raphael, der es nahm, das Kunstgenie, der fortschreitende, sich immer mehr ausbildende und vollendende Künstler. Man vergesse nur nicht, daß man den Schüler, den man ohne Kunstanleitung zur Natur hinstößt, von Natur und Kunst zugleich entferne!

Nun geht Diderot, wie er schon oben gethan, durch eine unbedeutende Phrase zu einer fremden Materie über: er will den Kunstschüler, besonders den Maler, aufmerksam machen, daß eine Figur rund und vielseitig sey, daß der Maler die Seite, die er sehen läßt, so lebhaft darstellen müsse, daß sie die übrigen gleichsam in sich enthalte. Was er sagt, deutet seine Intention mehr an als daß an eine Ausführung zu denken wäre.

„Wenn unsere jungen Künstler ein wenig geneigt wären, meinen Rath zu nutzen, so würde ich ihnen ferner sagen: Ist es nicht lange genug, daß ihr nur die eine Seite des Gegenstandes seht, die ihr nachbildet? Versucht, meine Freunde, euch die Figur als durchsichtig zu denken, und euer Auge in den Mittelpunkt derselben zu bringen! Von da werdet ihr das ganze äußere Spiel der Maschine beobachten, ihr werdet sehen, wie gewisse Theile sich ausdehnen, indessen andere sich verkürzen, wie diese zusammensinken, jene sich aufblähen, und ihr werdet, immer von dem Ganzen durchdrungen, in der einen Seite des Gegenstandes, die euer Gemälde mir zeigt, die schickliche Uebereinstimmung mit der andern fühlen lassen, die ich nicht sehe; und ob ihr mir gleich nur Eine Ansicht darstellt, so werdet ihr doch meine Einbildungskraft zwingen, auch die entgegengesetzte zu sehen. Dann werde ich sagen, daß ihr ein erstaunlicher Zeichner seyd.“

Indem Diderot Künstlern den Rath giebt, sich in die Mitte der Figur in Gedanken zu versetzen, um sie nach allen Seiten wirkend und belebt zu sehen, ist seine Absicht, besonders den Maler zu erinnern, daß er nicht flach, und gleichsam nur von Einer Seite gefällig zu seyn suchen solle. Denn gewiß schon eine richtige Zeichnung, ohne Licht und Schatten, erscheint rund, so wie vor- und zurücktretend. Warum erscheint eine Silhouette so belebt? Weil der Umriß der Gestalt richtig ist, daß man sowohl die Vorder- als Rückseite der Figur hineinzeichnen könnte. Der junge Künstler, dem unseres Verfassers Rath nicht ganz deutlich seyn sollte, mache den eben angezeigten Versuch mit der Silhouette, und sein Auge, von zwei Seiten auf denselben Contour gerichtet, wird das ungefähr wirklich ausüben können, was Diderot durch Abstraction aus der Mitte der Figur herausgedacht haben will.

Wenn nun eine Figur im Ganzen gut zusammengezeichnet ist, so erinnert der Verfasser nunmehr an die Ausführung, die nicht dem Ganzen schaden, sondern dasselbe vollenden möge. Wir sind mit ihm überzeugt, daß die höchsten Geisteskräfte so wie der geübteste Mechanismus des Künstlers hierbei aufgerufen werden müssen.

„Aber es ist nicht genug, daß ihr das Ganze gut zusammenrichtet, nun habt ihr noch das Einzelne auszuführen ohne daß

die Masse zerstört werde. Das ist das Werk der Begeisterung, des Gefühls, des ausgerlesenen Gefühls.

„Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen eingerichtet wünschen. Wenn der Schüler mit Leichtigkeit nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademischen Modell des Manns und der Frau. Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der Gesellschaft genommen, genug, alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen: wenn ich sie gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Akademie melden; lebte ich in einem Sklavenlande, so hieße ich sie kommen.“

„Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche Verrichtung, Lebensart, Stand und Alter in den Formen Veränderung bewirken.“

„Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle vierzehn Tage, und diesem überläßt der Professor, sich selbst zu stellen. Nach der Zeichnungssitzung erklärt ein geschickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam, und wendet seine Lection auf das lebendige, belebte Nackende an. Höchstens zwölftmal des Jahrs zeichnet er nach der todtten Zergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleisch auf Knochen und freies Fleisch sich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund und dort gleichsam winkelig seyn müsse: er wird einsehen, daß, wenn man diese Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blase oder wie ein Wollsack aussieht.“

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unzähllich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiedenen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben seyen, fällt jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht, mit dem Verfasser zu hadern. Genug, daß er im Ganzen den einschränkenden Pedantismus verbannt, und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunsenen Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke wieder sehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike.“

Fürwahr, so schlimm du angefangen hast, endigst du, wackerner Diderot, und wir müssen zum Schlusse des Capitels in Unzufrieden von dir scheiden. Ist die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht schon aufgeblasen genug, schmeichelst sich nicht Jeder so gern, ein unbedingter, dem Individuum gemäßer, selbstergriffener Weg sey der beste und führe am Weitesten? Und du willst deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen? Vielleicht waren die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren werth, so gescholten und discreditirt zu werden: das kann ich nicht entscheiden; aber im Allgemeinen genommen ist in deinen Schlussworten keine wahre Sylbe.

Der Künstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst seyn. Durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk; aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen seyn, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeih, du abgeschiedener Geist, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch das wirst du im Ernst nicht läugnen, von dem Meister, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagst, daß sie das Manierirte veranlaßte, kann eben so gut, durch eine richtige Methode, ein echter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl sagen: Welches Genie der Welt wird auf einmal, durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Ueberlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die echten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit leereres Traumbild als oben dein Jüngling, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdenloß entstünde, und vollendete Glieder hätte ohne sie jemals gebraucht zu haben. Und so lebe wohl, ehrwürdiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßtest, zu streiten, zu schwatzen, uns zu erfeiern und wieder kühl zu werden. Die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche sehen wir uns wieder!

die Masse zerstört werde. Das ist das Werk der Begeisterung, des Gefühls, des auserlesenen Gefühls.

„Und so würde ich denn eine Zeichenschule folgendermaßen eingerichtet wünschen. Wenn der Schüler mit Leichtigkeit nach der Zeichnung und dem Runden zu arbeiten weiß, so halte ich ihn zwei Jahre vor dem akademischen Modell des Manns und der Frau. Dann stelle ich ihm Kinder vor, dann Erwachsene, ferner ausgebildete Männer, Greise, Personen von verschiedenem Alter und Geschlecht, aus allen Ständen der Gesellschaft genommen, genug, alle Arten von Naturen. Es kann mir daran nicht fehlen: wenn ich sie gut bezahle, so werden sie sich in Menge bei meiner Akademie melden; lebte ich in einem Sklavenlande, so hieße ich sie kommen.“

„Der Professor bemerkt bei den verschiedenen Modellen die Zufälligkeiten, welche, durch die tägliche Berrichtung, Lebensart, Stand und Alter in den Formen Veränderung bewirken.“

„Ein Schüler sieht das akademische Modell nur alle vierzehn Tage, und diesem überläßt der Professor, sich selbst zu stellen. Nach der Zeichnungssitzung erklärt ein geschickter Anatom meinem Lehrling den abgezogenen Leichnam, und wendet seine Lection auf das lebendige, belebte Nackende an. Höchstens zwölftmal des Jahrs zeichnet er nach der todtten Bergliederung; mehr braucht er nicht, um zu empfinden, daß Fleisch auf Knochen und freies Fleisch sich nicht überein zeichnen läßt, daß hier der Strich rund und dort gleichsam winkelig seyn müsse: er wird einsehen, daß, wenn man diese Feinheiten vernachlässigt, das Ganze wie eine aufgetriebene Blase oder wie ein Wollsack aussieht.“

Daß der Vorschlag zu einer Zeichenschule unzulänglich, die Intention des Verfassers nicht klar genug, die Epochen, wie die verschiedenen Abtheilungen des Unterrichts auf einander folgen sollen, nicht bestimmt genug angegeben seyen, fällt jedem in die Augen; doch ist hier der Ort nicht, mit dem Verfasser zu hadern. Genug, daß er im Ganzen den einschränkenden Pedantismus verbannt, und das bestimmende Studium anempfiehlt. Möchten wir doch von Künstlern unserer Zeit, sowohl an Körpern als Gewändern, keine aufgedunstenen Blasen und keine ausgestopften Wollsäcke wieder sehen!

„Es gäbe nichts Manierirtes, weder in der Zeichnung noch in der Farbe, wenn man die Natur gewissenhaft nachahmte. Die Manier kommt vom Meister, von der Akademie, von der Schule, ja sogar von der Antike.“

Fürwahr, so schlimm du angefangen hast, endigst du, wackerer Diderot, und wir müssen zum Schlusse des Capitels in Unzufrieden von dir scheiden. Ist die Jugend, bei einer mäßigen Portion Genie, nicht schon aufgeblasen genug, schmeichelt sich nicht Jeder so gern, ein unbedingter, dem Individuum gemäßer, selbstergriffener Weg sey der beste und führe am Weitesten? Und du willst deinen Jünglingen die Schule durchaus verdächtig machen? Vielleicht waren die Professoren der Pariser Akademie vor dreißig Jahren werth, so gescholten und discreditirt zu werden: das kann ich nicht entscheiden; aber im Allgemeinen genommen ist in deinen Schlussworten keine wahre Sylbe.

Der Künstler soll nicht so wahr, so gewissenhaft gegen die Natur, er soll gewissenhaft gegen die Kunst seyn. Durch die treueste Nachahmung der Natur entsteht noch kein Kunstwerk; aber in einem Kunstwerke kann fast alle Natur erloschen seyn, und es kann noch immer Lob verdienen. Verzeih, du abgeschiedener Geist, wenn deine Paradoxie mich auch paradox macht! Doch das wirst du im Ernst selbst nicht läugnen, von dem Meister, von der Akademie, von der Schule, von der Antike, die du anklagst, daß sie das Manierirte veranlasse, kann eben so gut, durch eine richtige Methode, ein echter Styl verbreitet werden, ja, man darf wohl sagen: Welches Genie der Welt wird auf einmal, durch das bloße Anschauen der Natur, ohne Ueberlieferung, sich zu Proportionen entscheiden, die echten Formen ergreifen, den wahren Styl erwählen und sich selbst eine alles umfassende Methode erschaffen? Ein solches Kunstgenie ist ein weit leereres Traumbild als oben dein Jüngling, der, als ein Geschöpf von zwanzig Jahren, aus einem Erdloß entstünde, und vollendete Glieder hätte ohne sie jemals gebraucht zu haben. Und so lebe wohl, ehrländiger Schatten, habe Dank, daß du uns veranlaßtest, zu streiten, zu schwatzen, uns zu erfeiern und wieder fühl zu werden. Die höchste Wirkung des Geistes ist, den Geist hervorzurufen. Nochmals lebe wohl! Im Farbenreiche sehen wir uns wieder!

## Zweites Capitel.

### Meine kleinen Ideen über die Farbe.

Diderot, ein Mann von großem Geist und Verstand, geübt in allen Wendungen des Denkens, zeigt uns hier, daß er sich bei Behandlung dieser Materie seiner Stärke und seiner Schwäche bewußt sei. Schon in der Ueberschrift giebt er uns einen Wink, daß wir nicht zu viel von ihm erwarten sollen.

Wenn er in dem ersten Capitel uns mit wunderlichen Gedanken über die Zeichnung drohte, so war er sich seiner Uebersicht, seiner Kraft und Fertigkeit bewußt; und wirklich fanden wir an ihm einen gewandten und rüstigen Streiter, gegen den wir Ursache hatten alle unsere Kräfte aufzubieten: hier aber kündigt er selbst, mit einer bescheidenen Gebärde, nur kleine Ideen über die Farbe an. Jedoch näher betrachtet thut er sich Unrecht: sie sind nicht klein, sondern meistentheils richtig, den Gegenständen angemessen und seine Bemerkungen treffend; aber er steht in einem engen Kreise beschränkt, und diesen kennt er nicht vollkommen, er blickt nicht weit genug, und selbst das Naheliegende ist ihm nicht alles deutlich.

Aus dieser Vergleichung der beiden Capitel folgt nun von selbst, daß ich, um auch dieses mit Anmerkungen zu begleiten, mich einer ganz andern Behandlungsart bekleidigen muß. Dort hatte ich nur Sophismen zu entwickeln, das Scheinbare von dem Wahren zu sondern: ich konnte mich auf etwas anerkannt Gesetzliches in der Natur berufen, ich fand manchen wissenschaftlichen Rückhalt, an den ich mich anlehnen konnte; hier aber wäre die Aufgabe, einen engen Kreis zu erweitern, seinen Umfang zu bezeichnen, Lücken auszufüllen und eine Arbeit selbst zu vollenden, deren Bedürfniß von wahren Künstlern, von wahren Freunden der Wissenschaften längst empfunden worden.

Da man aber, gesetzt auch, man wäre fähig dazu, eine solche Darstellung bei Gelegenheit eines fremden, unvollständigen Aufsatzes wohl schwerlich bequem finden würde, so habe ich einen andern Weg eingeschlagen, um meine Arbeit bei diesem Capitel Freunden der Kunst nützlich zu machen.

Diderot wirft auch hier, nach seiner bekannten sophistischen Tücke, die verschiedenen Theile seiner kurzen Abhandlung durch einander, er führt uns wie in einem Irrgarten herum, um uns auf einem kleinen Raum eine lange Promenade vorzuspiegeln. Ich habe daher seine Perioden getrennt, und sie unter gewisse Rubriken, in eine andere Ordnung zusammengestellt. Es war dieses um so mehr möglich, da sein ganzes Capitel keinen innern Zusammenhang hat, und vielmehr dessen aphoristische Unzulänglichkeit nur durch eine desultorische Bewegung versteckt wird.

Indem ich nun auch in dieser neuen Ordnung meine Anmerkungen hinzufüge, so mag eine gewisse Uebersicht desjenigen, was geleistet ist, und desjenigen, was zu leisten übrig bleibt, möglich werden.

#### Einiges Allgemeine.

*„Höhe Wirkung des Colorits.* Die Zeichnung giebt den Dingen die Gestalt, die Farbe das Leben; sie ist der göttliche Hauch, der alles belebt.“

Die erfreuliche Wirkung, welche die Farbe auf das Auge macht, ist die Folge einer Eigenschaft, die wir an körperlichen und unkörperlichen Erscheinungen nur durch das Gesicht gewahr werden. Man muß die Farbe gesehen haben, ja man muß sie sehen, um sich von der Herrlichkeit dieses kraftvollen Phänomens einen Begriff zu machen.

*„Seltenheit guter Coloristen.* Wenn es mehrere treffliche Zeichner giebt, so giebt es wenig große Coloristen. Eben so verhält sichs in der Literatur: hundert kalte Logiker gegen Einen großen Redner, zehn große Redner gegen Einen vortrefflichen Poeten. Ein großes Interesse kann einen bereitden Menschen schnell entwickeln, und Helvetius mag sagen was er will, man macht keine zehn gute Verse ohne Stimmung, und wenn der Kopf darauf stünde.“

Hier spielt Diderot nach seiner Art, um das Mangelhafte seiner besondern Kenntnisse zu verborgen, die Frage, über die man unterrichtet werden möchte, ins Allgemeine, und blendet mit einem falsch angewendeten Beispiel aus den redenden Künsten. Immer wird alles dem guten Genie zugeschoben, immer soll die

Stimmung alles leisten. Freilich sind Genie und Stimmung zwei unerlässliche Bedingungen, wenn ein Kunstwerk hervorgebracht werden soll; aber beide sind, um nur von der Malerei zu reden, zur Erfindung und Anordnung, zur Beleuchtung wie zur Färbung und zum Ausdruck, so wie zur letzten Ausführung nöthig. Wenn die Farbe die Oberfläche des Bildes belebt, so muß man das genialische Leben in allen seinen Theilen gewahr werden.

Auch könnte man überhaupt jenen Satz gerade umwenden und sagen: Es giebt mehr gute Coloristen als Zeichner oder, wenn wir anders billig sehn wollen: Es ist in einem Fall so schwer als in dem andern, vortrefflich zu sehn. Stelle man übrigens den Punkt, auf welchem einer für einen guten Zeichner oder Coloristen gelten soll, so hoch oder so tief als man will, so wird man immer zum Wenigsten gleiche Zahl der Meister finden, wenn man nicht etwa gar mehr Coloristen antrifft. Man darf nur an die Niederländische Schule und überhaupt an alle diejenigen denken, welche Naturalisten genannt werden.

Hat es damit seine Richtigkeit und giebt es wirklich eben so viel gute Coloristen als Zeichner, so führt uns dieß zu einer andern wichtigen Betrachtung. Bei der Zeichnung hat man in den Schulen, wenn auch keine vollkommene Theorie, doch wenigstens gewisse Grundsätze, gewisse Regeln und Maße, die sich überliefern lassen; bei dem Colorit hingegen weder Theorie noch Grundsätze, noch irgend etwas, was sich überliefern läßt. Der Schüler wird auf Natur, auf Beispiele, er wird auf seinen eigenen Geschmack verwiesen. Und warum ist es denn doch eben so schwer gut zu zeichnen, als gut zu coloriren? Darum dünkt uns, weil die Zeichnung sehr viel Kenntnisse erfordert, viel Studium vorausezt, weil die Ausübung derselben sehr verwickelt ist, ein anhaltendes Nachdenken und eine gewisse Strenge fordert; das Colorit hingegen ist eine Erscheinung, die nur ans Gefühl Anspruch macht, und also auch durchs Gefühl instinctmäßig hervorgebracht werden kann.

Ein Glück, daß es sich also verhält! Denn sonst würden wir, bei dem Mangel von Theorie und Grundsätzen, noch weniger gut colorirte Bilder haben. Daß es ihrer nicht mehr giebt,

hat mancherlei Ursachen. Diderot bringt in der Folge Verschiedenes hierüber zur Sprache.

Wie traurig es aber mit dieser Rubrik in unsren Lehrbüchern ausschehe, kann man sich überzeugen, wenn man zum Beispiel den Artikel Colorit in Sulzers allgemeiner Theorie der schönen Künste mit den Augen eines Künstlers betrachtet, der etwas lernen, eine Anleitung finden, einem Fingerzeig folgen will! Wo ist da nur eine theoretische Spur? wo ist da nur eine Spur, daß der Verfasser auf das, worauf es eigentlich ankommt, wenigstens hindeute? Der Lernbegierige wird an die Natur zurückgewiesen: er wird aus einer Schule, zu der er ein Zutrauen setzt, hinaus auf die Berge und Ebenen, in die weite Welt gestoßen: dort soll er die Sonne, den Duft, die Wolken, und wer weiß was alles betrachten, da soll er beobachten, da soll er lernen, da soll er wie ein Kind das man aussetzt sich in der Fremde durch eigene Kräfte forthelfen. Schlägt man deswegen das Buch eines Theoristen auf, um wieder in die Breite und Länge der Erfahrung, um in die Unsicherheit einzelner zerstreuter Beobachtungen, in die Verirrungen einer ungeübten Denkkraft zurückgewiesen zu werden? Freilich ist das Genie im Allgemeinen zur Kunst, so wie im Besondern zu einem bestimmten Theile der Kunst unentbehrlich; wohl ist eine glückliche Disposition des Auges zur Empfänglichkeit für die Farben, ein gewisses Gefühl für die Harmonie derselben von Natur erforderlich; freilich muß das Genie sehen, beobachten, ausüben und durch sich selbst bestehen: dagegen hat es Stunden genug, in denen es ein Bedürfniß fühlt, durch den Gedanken über die Erfahrung, ja wenn man will, über sich selbst erhoben zu werden. Dann nähert es sich gern dem Theoretiker, von dem es die Verkürzung seines Wegs, die Erleichterung der Behandlung in jedem Sinne erwarten darf.

„Urtheil über die Farbengebung. Nur die Meister der Kunst sind die wahren Richter der Zeichnung; die ganze Welt kann über die Farbe urtheilen.“

Hierin können wir keineswegs einstimmen. Zwar ist die Farbe in doppeltem Sinne, sowohl in Absicht auf Harmonie im Ganzen als auf Wahrheit des Dargestellten im Einzelnen, leichter

zu fühlen, insofern sie unmittelbar an gesunde Sinne spricht; aber von dem Colorit, als eigentlichem Kunstprodukte, kann doch nur der Meister, so wie von allen übrigen Rubriken urtheilen. Ein buntes, ein heiteres, ein durch eine gewisse Allgemeinheit oder ein im Besondern harmonisches Bild kann die Menge anlocken, den Liebhaber erfreuen; jedoch urtheilen darüber kann nur der Meister oder ein entschiedener Kenner. Entdecken doch auch ganz ungeübte Menschen Fehler in der Zeichnung; Kinder werden durch Nehnlichkeit eines Bildnisses frappirt, es giebt gar Vieles, was ein gesundes Auge im Einzelnen richtig bemerkst, ohne im Ganzen zulänglich, in Hauptpunkten zuverlässig zu seyn. Hat man nicht die Erfahrung, daß Ungeübte Tizians Colorit selbst nicht natürlich finden? Und vielleicht war Diderot auch in demselben Falle, da er nur immer Bernet und Chardin als Muster des Colorits anführt.

„Ein Halbkennner übersieht wohl in der Eile ein Meisterstück der Zeichnung, des Ausdrucks, der Zusammensetzung; das Auge hat niemals den Coloristen vernachlässigt.“

Von Halbkennern sollte eigentlich gar die Rede nicht seyn! Ja wenn man es streng nimmt, giebt es gar keine Halbkennner. Die Menge, die von einem Kunstwerke angezogen oder abgestossen wird, macht auf Kenerschaft keinen Anspruch; der echte Liebhaber wächst täglich und erhält sich immerfort bildsam. Es giebt halbe Töne, aber auch diese sind harmonisch im Ganzen: der Halbkennner ist eine falsche Saite, die nie einen richtigen Ton angiebt, und gerade beharrt er auf diesem falschen Ton, da selbst echte Meister und Kenner sich nie für vollendet halten.

„Seltenheit guter Coloristen. Aber warum giebt es so wenig Künstler, die das hervorbringen könnten, was Federmann begreift?“

Hier liegt wieder der Irrthum in dem falschen Sinne, der dem Worte begreifen gegeben ist. Die Menge begreift die Harmonie und die Wahrheit der Farben eben so wenig als die Ordnung einer schönen Zusammensetzung. Freilich werden beide nur desto leichter gefaßt, je vollkommener sie sind, und diese Fasslichkeit ist eine Eigenschaft alles Vollkommenen in der Natur und der Kunst, diese Fasslichkeit muß es mit dem Alltäglichen

gemein haben; nur daß dieses reizlos, ja abgeschmackt seyn kann, Langeweile und Verdruß erregt, jenes aber reizt, unterhält, den Menschen auf die höchsten Stufen seiner Existenz erhöht, ihn dort gleichsam schwelend erhält und um das Gefühl seines Da-seyns so wie um die verfließende Zeit betrügt.

Homers Gesänge werden schon seit Jahrtausenden gefaßt, ja mitunter begriffen; und wer bringt etwas Ähnliches hervor? Was ist faßlicher, was ist begreiflicher als die Erscheinung eines trefflichen Schauspielers? Er wird von tausenden und aber tausenden gesehen und bewundert, und wer vermag, ihn nachzuhmnen?

#### Eigenschaften eines echten Coloristen.

„Wahrheit und Harmonie. Wer ist denn für mich der wahre, der große Colorist? Derjenige, der den Ton der Natur und wohlerleuchteter Gegenstände gefaßt hat und der zugleich sein Gemälde in Harmonie zu bringen wußte.“

Ich würde lieber sagen: Derjenige, welcher die Farben der Gegenstände am richtigsten und reinsten, unter allen Umständen der Beleuchtung, der Entfernung u. s. w., lebhaft faßt und darstellt und sie in ein harmonisches Verhältniß zu sehen weiß.

An wenig Gegenständen erscheint die Farbe in ihrer ursprünglichen Reinheit, selbst im vollsten Lichte; sie wird mehr oder minder durch die Natur der Körper, an denen sie erscheint, schon modifizirt, und überdies sehen wir sie noch durch stärkeres oder schwächeres Licht, durch Beschattung, durch Entfernung, ja endlich sogar durch mancherlei Trug, auf tausenderlei Weise, bestimmt und verändert. Alles das zusammen kann man Wahrheit der Farbe nennen: denn es ist diejenige Wahrheit, die einem gesunden, kräftigen, geübten Künstlerauge erscheint. Aber dieses Wahre wird in der Natur selten harmonisch angetroffen; die Harmonie ist in dem Auge des Menschen zu suchen; sie ruht auf einer innern Wirkung und Gegentwirkung des Organs, nach welchem eine gewisse Farbe eine andere fordert, und man kann eben so gut sagen: Wenn das Auge eine Farbe sieht, so fordert es die harmonische, als man sagen kann: Die Farbe, welche das Auge neben einer andern fordert, ist die harmonische. Diese

Farben, auf welchen alle Harmonie und also der wichtigste Theil des Colorits ruht, wurden bisher von den Physikern zufällige Farben genannt.

„Leichte Vergleichung. Nichts in einem Bilde spricht uns mehr an als die wahre Farbe; sie ist dem Unwissenden wie dem Unterrichteten verständlich.“

Dieses ist in jedem Sinne wahr, doch ist es nöthig zu untersuchen, was denn diese wenigen Worte eigentlich sagen wollen? Bei Allem, was nicht menschlicher Körper ist, bedeutet die Farbe fast mehr als die Gestalt und die Farbe ist es also, wodurch wir viele Gegenstände eigentlich erkennen, oder wodurch sie uns interessiren. Der einfarbige, der unfarbige Stein will nichts sagen; das Holz wird durch die Mannigfaltigkeit seiner Farbe nur bedeutend; die Gestalt des Vogels ist uns durch ein Gewand verhüllt, das uns durch einen regelmäßigen Farbenwechsel vorzüglich anlockt. Alle Körper haben gewissermaßen eine individuelle Farbe, wenigstens eine Farbe der Geschlechter und Arten; selbst die Farben künstlicher Stoffe sind nach Verschiedenheit derselben verschieden: anders erscheint Cochenille auf Leinwand, anders auf Wolle, anders auf Seide. Taffet, Atlaf, Samt, obgleich alle von seidenem Ursprung, bezeichnen sich anders dem Auge, und was kann uns mehr reizen, mehr ergehen, mehr täuschen und bezaubern als wenn wir auf einem Gemälde das Bestimmte, Lebhafte, Individuelle eines Gegenstandes, wodurch er uns zeitlebens angesprochen, wodurch er uns allein bekannt ist, wieder erblicken? Alle Darstellung der Form ohne Farbe ist symbolisch; die Farbe allein macht das Kunstwerk wahr, nähert es der Wirklichkeit.

#### Farben der Gegenstände.

„Farbe des Fleisches. Man hat behauptet, die schönste Farbe in der Welt sey die liebenswürdige Röthe, womit Unschuld, Jugend, Gesundheit, Bescheidenheit und Scham die Wangen eines Mädchens zieren, und man hat nicht nur etwas Feines, Rührendes, Bartes, sondern auch etwas Wahres gesagt: denn das Fleisch ist schwer nachzubilden; dieses saftige Weiß, überein, ohne blaß, ohne matt zu seyn, diese Mischung von Roth

und Blau, die unmerklich durch das Gelbliche dringt, das Blut, das Leben bringen den Coloristen in Verzweiflung. Wer das Gefühl des Fleisches erreicht hat, ist schon weit gekommen, das Uebrige ist nichts dagegen. Tausend Maler sind gestorben ohne das Fleisch gefühlt zu haben, tausend andere werden sterben ohne es zu fühlen."

Diderot stellt sich mit Recht hier auf den Gipfel der Farbe, die wir an Körpern erblicken. Die Elementarfarben, welche wir bei physiologischen, physischen und chemischen Phänomenen bemerken und abgesondert erblicken, werden, wie alle andern Stoffe der Natur, veredelt, indem sie organisch angewendet werden. Das höchste organisierte Wesen ist der Mensch; und man erlaube uns, die wir für Künstler schreiben, anzunehmen, daß es unter den Menschenrassen innerlich und äußerlich vollkommener organisierte gebe, deren Haut, als die Oberfläche der vollkommenen Organisation, die schönste Farbenharmonie zeigt, über die unsere Begriffe nicht hinausgehen. Das Gefühl dieser Farbe des gesunden Fleisches, ein thätiges Anschauen derselben, wodurch der Künstler sich zum Hervorbringen von etwas Ähnlichem geschickt zu machen strebt, erfordert so mannigfaltige und zarte Operationen, des Auges sowohl als des Geistes und der Hand, ein frisches jugendliches Naturgefühl und ein gereiftes Geistesvermögen, daß alles Andere dagegen nur Scherz und Spielwerk, wenigstens alles Andere in dieser höchsten Fähigkeit begriffen zu seyn scheint. Eben so ist es mit der Form. Wer sich zu der Idee von der bedeutenden und schönen menschlichen Form gehoben hat, wird alles Uebrige bedeutend und schön hervorbringen. Was für herrliche Werke entstanden nicht, wenn die großen so genannten Historienmaler sich herabließen, Landschaften, Thiere und unorganische Beiwerke zu malen!

Da wir übrigens mit unserm Autor ganz in Einstimmung sind, so lassen wir ihn selbst reden.

"Ihr könnetet glauben, daß, um sich im Colorit zu verstärken, ein wenig Studium der Vögel und der Blumen nicht schaden könnte. Nein mein Freund! niemals wird euch diese Nachahmung das Gefühl des Fleisches geben. Was wird aus Bachelier, wenn er seine Rose, seine Jonquille, seine Nelle aus den Augen

verliert? Laßt Madame Bien ein Porträt malen und tragt es nachher zu Latour. Aber nein, bringt es ihm nicht! Der Verräther ehrt keinen seiner Mitbrüder so sehr, um ihm die Wahrheit zu sagen: aber bewegt ihn, der Fleisch zu malen versteht, ein Gewand, einen Himmel, eine Nelke, eine duftige Pfaueme, eine zartwollige Pfirsche zu malen, ihr werdet sehen wie herrlich er sich herauszieht. Und Chardin! warum nimmt man seine Nachahmung unbelebter Wesen für die Natur selbst? Eben deswegen, weil er das Fleisch hervorbringt, wann er will."

Man kann sich nicht munterer, feiner, artiger ausdrücken; der Grundsatz ist auch wohl wahr. Nur steht Latour nicht als glückliches Beispiel eines großen Farbenkünstlers; er ist ein bunt übertriebener oder vielmehr manierirter Maler aus Richauds Schule, oder ein Nachahmer dieses Meisters.

In dem Folgenden geht Diderot zu der neuen Schwierigkeit über, die der Maler findet, indem das Fleisch an und für sich nicht allein so schwer nachzuahmen ist, sondern die Schwierigkeit noch dadurch vermehrt wird, daß diese Oberfläche einem denkenden, sinnenden, fühlenden Wesen angehört, dessen innerste, geheimste, leichteste Veränderungen sich blitzschnell über das Neuhäre verbreiten. Er übertreibt ein wenig die Schwierigkeit, doch mit besonderer Anmut und ohne sich von der Wahrheit zu entfernen.

"Aber was dem großen Coloristen noch endlich ganz den Kopf verrückt, das ist der Wechsel dieses Fleisches, das sich von einem Augenblick zum andern belebt und verfärbt. Indessen der Künstler sich an sein Tuch heftet, indem sein Pinsel mich darzustellen beschäftigt ist, habe ich mich verändert, und er findet mich nicht wieder. Ist mir der Abbé Leblanc in die Gedanken gekommen, so mußte ich vor Langerweile gähnen; zeigte sich der Abbé Trublet meiner Einbildungskraft, so sehe ich ironisch aus. Erscheint mir mein Freund Grimm oder meine Sophie, dann klopft mein Herz, die Zärtlichkeit und Heiterkeit verbreitet sich über mein Gesicht, die Freude scheint mir durch die Haut zu dringen, die kleinsten Blutgefäße werden erschüttert und die unmerkliche Farbe des lebendigen Flüssigen hat über alle meine Büge die Farbe des Lebens verbreitet. Blumen und Früchte schon verändern sich vor dem aufmerksamen Blick des Latour und

Bachelier. Welche Qual ist nicht für sie das Gesicht des Menschen! Diese Leinwand, die sich röhrt, sich bewegt, sich ausdehnt und so bald erschlafft, sich färbt und missfärbt, nach unendlichen Abwechselungen dieses leichten und beweglichen Hauchs, den man die Seele nennt."

Wir sagten vorhin, daß Diderot die Schwierigkeit einigermaßen übertreibe; und gewiß, sie wär unüberwindlich, wenn der Maler nicht das besäße, was ihn zum Künstler macht, wenn er von dem Hin- und Wiederblicken zwischen Körper und Leinwand allein abhinge, wenn er nichts zu machen verstände als was er sieht. Aber das ist ja eben das Künstlergenie, das ist das Künstlertalent, daß es anzuschauen, festzuhalten, zu verallgemeinen, zu symbolisiren, zu charakterisiren weiß, und zwar in jedem Theile der Kunst, in Form Form sowohl als Farbe. Dadurch ist es eben ein Künstlertalent, daß es eine Methode besitzt, nach welcher es die Gegenstände behandelt, eine sowohl geistige als praktisch mechanische Methode, wodurch es den beweglichsten Gegenstand fest zu halten, zu determiniren und ihm eine Einheit und Wahrheit der künstlichen Existenz zu geben weiß.

„Aber bald hätte ich vergessen, euch von der Farbe der Leidenschaft zu reden; und doch war ich ganz nahe daran. Hat nicht jede Leidenschaft ihre eigene Farbe? verändert sie sich nicht auf jeder Stufe der Leidenschaft? Die Farbe hat ihre Abstufungen im Zorn: entflammst er das Gesicht, so brennen die Augen; ist er auf dem höchsten Grad, so verengt er das Herz, anstatt es auszudehnen; dann verwirren sich die Augen, die Blässe verbreitet sich über die Stirn, über die Wangen, die Lippen zittern und verbleichen. Liebe und Verlangen, süsser Genuss, glückliche Befriedigung, färbt nicht jeder dieser Momente mit andern Farben eine geliebte Schönheit?“

Von diesem Perioden gilt, was von dem vorigen gesagt worden; auch hier ist Diderot zu loben, daß er dem Künstler die großen Forderungen zeigt, die man an ihn zu machen berechtigt ist, wenn er ihn auf die Mannigfaltigkeit der Naturerscheinungen aufmerksam macht, und ihn dadurch vor dem Mänierten zu hüten sucht. Ein Gleiches hat er im Folgenden zur Absicht.

„Die Mannigfaltigkeit unserer gewirkten Stoffe, unserer Gewänder hat nicht wenig beigetragen, das Colorit vollkommener zu machen.“

Schon oben ist in einer Anmerkung hierüber etwas gesagt worden.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach seyn, ohne falsch zu seyn.“

Daz die Localfarbe, sowohl in einem ganzen Bilde als durch die verschiedenen Gründe eines Bildes, gemäßigt werden, und doch noch immer wahr und den Gegenständen gemäß bleiben kann, daran ist nicht der mindeste Zweifel.

#### Von der Harmonie der Farben.

Wir kommen nunmehr an einen wichtigen Punkt, über den wir schon oben Einiges geäußert, der aber nicht hier, sondern in der Folge der ganzen Farbenlehre nur vorgetragen und erörtert werden kann.

„Man sagt, daß es freundliche und feindliche Farben gebe, und man hat Recht, wenn man darunter versteht, daß es solche giebt, die sich schwer verbinden, die dergestalt neben einander absetzen, daß Licht und Luft, diese beiden allgemeinen Harmonisten, uns kaum die unmittelbare Nachbarschaft erträglich machen können.“

Da man auf den Grund der Farbenharmonie nicht gelangen konnte, und doch harmonische und disharmonische Farben eingestehen mußte, zugleich aber bemerkte, daß stärkeres oder schwächeres Licht den Farben etwas zu geben oder zu nehmen und dadurch eine gewisse Vermittlung zu machen schien, da man bemerkte, daß die Luft, indem sie die Körper umgibt, gewisse mildernde und sogar harmonische Veränderungen hervorbringt, so sah man beide als die allgemeinen Harmonisten an, man vermischte das von dem Colorit kaum getrennte Helldunkel auf eine unzulässige Weise wieder mit demselben, man brachte die Massen herbei, man redete von Luftperspective, nur um einer Erklärung über die Harmonie der Farben auszuweichen. Man sehe das Sulzer'sche Capitel vom Colorit und wie dort die Frage, was Harmonie der Farben sey? nicht herausgehoben, sondern unter

fremden und verwandten Dingen vergraben und verschüttet wird. Diese Arbeit ist also noch zu thun, und vielleicht zeigt es sich, daß eine solche Harmonie, wie sie unabhängig und ursprünglich im Auge, im Gefühl des Menschen existirt, auch durch Zusammenstellung von gefärbten Gegenständen äußerlich hervorgebracht werden kann.

„Ich zweifle, daß irgend ein Maler diese Partie besser verstehe als eine Frau, die ein wenig eitel ist, oder ein Sträußermädchen, die ihr Handwerk versteht.“

Also ein reizbares Weib, ein lebhaftes Sträußermädchen verstehen sich auf die Harmonie der Farben! die eine weiß, was ihr wohl ansteht, die andere, wie sie ihre Waare gefällig machen soll. Und warum begiebt sich der Philosoph, der Physiolog nicht in diese Schule? warum nimmt er sich nicht die kleine Mühe zu beobachten, wie ein liebenswürdiges Geschöpf versahrt, um diesen Elementarkreis zu ihren Gunsten zu ordnen? warum beobachtet er nicht, was sie sich zueignet und was sie verschmäht? Die Harmonie und Disharmonie der Farben ist zugestanden, der Maler ist darauf hingewiesen, jeder fordert sie von ihm, und Niemand sagt ihm, was sie sey. Was geschieht? Sein natürliches Gefühl führt ihn in manchen Fällen recht, in andern weiß er sich nicht zu helfen. Und wie benimmt er sich? Er weicht der Farbe selbst aus, er schwächt sie und glaubt sie dadurch zu harmoniren, indem er ihr die Kraft nimmt, ihre Widerwärtigkeit gegen eine andere recht lebhaft an den Tag zu legen.

„Der allgemeine Ton der Farbe kann schwach seyn ohne daß die Harmonie zerstört werde, im Gegentheil läßt sich die Stärke des Colorits mit der Harmonie schwer verbinden.“

Man giebt keineswegs zu, daß es leichter sey, ein schwaches Colorit harmonischer zu machen als ein starkes; aber freilich wenn das Colorit stark ist, wenn Farben lebhaft erscheinen, dann empfindet auch das Auge Harmonie und Disharmonie viel lebhafter: wenn man aber die Farben schwächt, einige hell, andere gemischt, andere beschmutzt im Bilde braucht, dann weiß freilich Niemand, ob er ein harmonisches oder disharmonisches Bild sieht; das weiß man aber allenfalls zu sagen, daß es unwirksam, daß es unbedeutend sey.

„Weiß malen und hell malen sind zwei sehr verschiedene Dinge. Wenn unter zwei verschiedenen Compositionen übrigens alles gleich ist, so wird euch die lichteste gewiß am besten gefallen; es ist wie der Unterschied zwischen Tag und Nacht.“

Ein Gemälde kann allen Anforderungen ans Colorit genugthun, und doch vollkommen hell und licht seyn. Die helle Farbe erfreut das Auge, und eben dieselben Farben, in ihrer ganzen Stärke, in ihrem dunkelsten Zustande genommen, werden einen ernsten, ahnungsvollen Effect hervorbringen; aber freilich ist es ein anderes hell malen als ein weißes, freidenhaftes Bild darstellen.

Noch eins! Die Erfahrung lehrt, daß helle, heitere Bilder nicht immer den starken, kraftvollen Effectbildern vorgezogen werden. Wie hätte sonst Spagnoletto zu seiner Zeit den Guido überwiegen können?

„Es giebt eine Zaubererei, vor der man sich schwer verwahren kann: es ist die, welche der Maler ausübt, der seinem Bilde eine gewisse Stimmung zu geben versteht. Ich weiß nicht, wie ich euch deutlich meine Gedanken ausdrücken soll! Hier auf dem Gemälde steht eine Frau, in weißen Atlaß gekleidet. Deckt das übrige Bild zu und seht das Kleid allein! vielleicht erscheint euch dieser Atlaß schmutzig, matt und nicht sonderlich wahr. Aber seht diese Figur wieder in der Mitte der Gegenstände, von denen sie umgeben ist, und alsbald wird der Atlaß und seine Farbe ihre Wirkung wieder leisten. Das macht, daß das Ganze gemäßigt ist, und indem jeder Gegenstand verhältnismäßig verliert, so ist nicht zu bemerken, was jedem Einzelnen gebracht; die Uebereinstimmung rettet das Werk. Es ist die Natur, bei Sonnenuntergang gesehen.“

Niemand wird zweifeln, daß ein solches Bild Wahrheit und Uebereinstimmung, besonders aber große Verdienste in der Behandlung haben könne.

„Fundament der Harmonie. Ich werde mich wohl hüten, in der Kunst die Ordnung des Regenbogens umzustoßen. Der Regenbogen ist in der Malerei, was der Grundbaß in der Musik ist.“

Endlich deutet Diderot auf ein Fundament der Harmonie:

er will es im Regenbogen finden und beruhigt sich dabei, was die Französische Malerschule darüber ausgesprochen haben mag. Indem der Physiker die ganze Farbentheorie auf die prismatischen Erscheinungen und also gewissermaßen auf den Regenbogen gründete, so nahm man wohl hie und da diese Erscheinungen gleichfalls bei der Malerei als Fundament der harmonischen Gesetze an, die man bei der Farbengebung vor Augen haben müsse, um so mehr als man eine auffallende Harmonie in dieser Erscheinung nicht läugnen konnte. Allein der Fehler, den der Physiker beging, verfolgte mit seinen schädlichen Einflüssen auch den Maler. Der Regenbogen, so wie die prismatischen Erscheinungen sind nur einzelne Fälle der viel weiter ausgebreiteten, mehr umfassenden, tiefer zu begründenden harmonischen Farbenerscheinungen. Es giebt nicht eine Harmonie, weil der Regenbogen, weil das Prisma sie uns zeigen, sondern diese genannten Phänomene sind harmonisch, weil es eine höhere, allgemeine Harmonie giebt, unter deren Gesetzen auch sie stehen.

Der Regenbogen kann keineswegs dem Grundbaß in der Musik verglichen werden: jener umfaßt sogar nicht einmal alle Erscheinungen, die wir bei der Refraction gewahr werden; er ist so wenig der Generalbaß der Farben, als ein Duraccord der Generalbaß der Musik ist; aber weil es eine Harmonie der Töne giebt, so ist ein Duraccord harmonisch. Forschen wir aber weiter, so finden wir auch einen Mollaccord, der keineswegs in dem Duraccord, wohl aber in dem ganzen Kreise musicalischer Harmonie begriffen ist.

So lange nun in der Farbenlehre nicht auch klar wird, daß die Totalität der Phänomene nicht unter ein beschränktes Phänomen und dessen allenfallsige Erklärung gezwängt werden kann, sondern daß jedes Einzelne sich in den Kreis mit allen übrigen stellen, sich ordnen, sich unterordnen muß, so wird auch diese Unbestimmtheit, diese Verwirrung in der Kunst dauern, wo man im Praktischen das Bedürfniß weit lebhafter fühlt, anstatt daß der Theoretiker die Frage nur stille bei Seite lehnen und eigenfinnig behaupten darf, alles sey ja schon erklärt.

„Aber ich fürchte, daß kleinmütige Maler davon ausgegangen sind, um auf eine armselige Weise die Gränzen der Kunst

zu verengen und sich eine leichte und beschränkte Manier zu bereiten, das, was wir so unter uns ein Protokoll nennen.

Diderot rügt hier eine kleine Manier, in welche verschiedene Maler verfallen seyn mögen, welche sich an die beschränkte Lehre des Physikers zu nahe anschlossen. Sie stellten, so scheint es, auf ihrer Palette die Farben in der Ordnung, wie sie im Regenbogen vorkommen, und es entstand daraus eine unleugbare harmonische Folge; sie nannten es ein Protokoll, weil hier nun gleichsam alles verzeichnet war, was geschehen konnte und sollte. Allein da sie die Farben nur in der Folge des Regenbogens und des prismatischen Gespenstes kannten, so wagten sie es nicht, bei der Arbeit diese Reihe zu zerstören, oder sie dergestalt zu behandeln, daß man jenen Elementarbegriff dabei verloren hätte, sondern man konnte das Protokoll durchs ganze Bild wiederfinden; die Farbe blieb auf dem Gemälde, wie auf der Palette, nur Stoff, Materie, Element, und ward nicht durch eine wahre genialische Behandlung in ein harmonisches Ganzes organisch verwebt. Diderot greift diese Künstler mit Heftigkeit an. Ich kenne ihre Namen nicht, und habe keine solche Gemälde gesehen, aber ich glaube mir nach Diderots Worten wohl vorzustellen, was er meint.

„Fürwahr, es giebt solche Protokollisten in der Malerei, solche unterthänige Diener des Regenbogens, daß man beständig errathen kann, was sie machen werden. Wenn ein Gegenstand diese oder jene Farbe hat, so kann man gewiß seyn, diese oder jene Farbe ganz nahe daran zu finden. Ist nun die Farbe der einen Ecke auf ihrem Gemälde gegeben, so weiß man alles Uebrige. Ihr ganzes Leben lang thun sie nichts weiter als diese Ecke versetzen; es ist ein beweglicher Punkt, der auf einer Fläche herumspaziert, der sich aufhält und bleibt, wo es ihm beliebt, der aber immer dasselbe Gefolge hat. Er gleicht einem großen Herrn, der mit seinem Hof immer in einerlei Kleidern erschiene.“

„Echte s Colorit. So handelt nicht Vernet, nicht Chardin. Ihr unerschrockener Pinsel weiß mit der größten Rühmheit die größte Mannigfaltigkeit und die vollkommenste Harmonie zu verbinden, und so alle Farben der Natur mit allen ihren Abstufungen darzustellen.“

Hier fängt Diderot an, die Behandlung mit dem Colorit zu vermengen. Durch eine solche Behandlung verliert sich freilich alles Stoffartige, Elementare, Rohe, Materielle, indem der Künstler die mannigfaltige Wahrheit des Einzelnen, in einer schön verbundenen Harmonie des Ganzen verborgen, vorzustellen weiß, und so wären wir zu den Hauptpunkten, von denen wir ausgingen, zu Wahrheit in Uebereinstimmung zurückgekehrt.

Sehr wichtig ist der folgende Punkt, über den wir erst Diderot hören, und dann unsere Gedanken gleichfalls eröffnen wollen.

„Und dessen ungeachtet haben Vernet und Chardin eine eigene und beschränkte Art der Farbenbehandlung! Ich zweifle nicht daran und würde sie wohl entdecken, wenn ich mir Mühe geben wollte. Das macht, daß der Mensch kein Gott ist, und daß die Werkstatt des Künstlers nicht die Natur ist.“

Nachdem Diderot gegen die Manieristen lebhaft gestritten, ihre Mängel aufgedeckt und ihnen seine Lieblingskünstler, Vernet und Chardin, entgegengesetzt, so kommt er an den zarten Punkt, daß denn doch auch diese mit einer gewissen bestimmten Behandlungsart zu Werke gehen, der man wohl etwas Eigenes, etwas Beschränktes Schuld geben könnte, so daß er kaum sieht, wie er sie von den Manieristen unterscheiden soll. Hätte er von den größten Künstlern gesprochen, so würde er doch in Versuchung gerathen seyn, eben dasselbe zu sagen; aber er wird billig, er will den Künstler nicht mit Gott, das Kunstwerk nicht mit einem Naturproducte vergleichen.

Wodurch unterscheidet sich denn also der Künstler, der auf dem rechten Wege geht, von demjenigen, der den falschen eingeschlagen hat? Dadurch, daß er einer Methode bedächtig folgt, anstatt daß jener leichtsinnig einer Manier nachhängt.

Der Künstler, der immer anschaut, empfindet, denkt, wird die Gegenstände in ihrer höchsten Würde, in ihrer lebhaftesten Wirkung, in ihren reinsten Verhältnissen erblicken, bei der Nachahmung wird ihm eine selbstgedachte, eine überlieferte, selbstdurchdachte Methode die Arbeit erleichtern, und wenn gleich bei Ausübung dieser Methode seine Individualität mit ins Spiel kommt, so wird er doch durch dieselbe so wie durch die reinst

Anwendung seiner höchsten Sinnes- und Geisteskräfte immer wieder ins Allgemeine gehoben, und kann so bis an die Gränzen der möglichen Production geführt werden. Auf diesem Wege erhoben sich die Griechen bis zu der Höhe, auf der wir besonders ihre plastische Kunst kennen; und warum haben ihre Werke aus den verschiedenen Zeiten und von verschiedenem Werthe einen gewissen gemeinsamen Eindruck? Doch wohl nur daher, weil sie der Einen, wahren Methode im Vorschreiten folgten, welche sie selbst beim Rückschritt nicht ganz verlassen konnten.

Das Resultat einer echten Methode nennt man Styl, im Gegensatz der Manier. Der Styl erhebt das Individuum zum höchsten Punkt, den die Gattung zu erreichen fähig ist; deswegen nähern sich alle großen Künstler einander in ihren besten Werken. So hat Raphael wie Tizian colorirt, da wo ihm die Arbeit am Glücklichsten gerieth. Die Manier hingegen individualisirt, wenn man so sagen darf, noch das Individuum. Der Mensch, der seinen Trieben und Neigungen unaufhaltsam nachhängt, entfernt sich immer mehr von der Einheit des Ganzen, ja sogar von denen, die ihm allenfalls noch ähnlich seyn könnten: er macht keine Ansprüche an die Menschheit, und so trennt er sich von den Menschen. Dieses gilt so gut vom Sittlichen als vom Künstlichen: denn da alle Handlungen des Menschen aus Einer Quelle kommen, so gleichen sie sich auch in allen ihren Ableitungen.

Und so, edler Diderot, wollen wir bei deinem Ausspruch beruhen, indem wir ihn verstärken: Der Mensch verlange nicht, Gott gleich zu seyn, aber er strebe, sich als Mensch zu vollenden! Der Künstler strebe, nicht ein Naturwerk, aber ein vollendetes Kunstwerk hervorzu bringen!

#### Irrthümer und Mängel.

„Caricatur. Es giebt Caricaturen der Farbe wie der Zeichnung, und alle Caricatur ist im bösen Geschmack.“

Wie eine solche Caricatur möglich sey, und worin sie sich von einer eigentlich disharmonischen Farbengebung unterscheide, läßt sich erst deutlich aus einander setzen, wenn wir über die Harmonie der Farben und den Grund, worauf sie beruht, einig geworden: denn es setzt voraus, daß das Auge eine Ueberein-

stimmung anerkenne, daß es eine Disharmonie fühle, und daß man, woher die beiden entstehen, unterrichtet sey. Alsdann sieht man erst ein, daß es eine dritte Art geben könne, die sich zwischen beide hineinsetzt. Man kann mit Verstand und Vorsatz von der Harmonie abweichen, und dann bringt man das Charakteristische hervor; geht man aber weiter, übertreibt man diese Abweichung, oder wagt man sie ohne richtiges Gefühl und bedächtige Ueberlegung, so entsteht die Caricatur, die endlich Fräze und völlige Disharmonie wird, und wovor sich jeder Künstler sorgfältig hüten sollte.

„*Individuelles Colorit.* Warum giebt es so vielerlei Coloristen, indessen es nur Eine Farbenmischung in der Natur giebt?“

Man kann nicht eigentlich sagen, daß es nur Ein Colorit in der Natur gebe: denn beim Worte Colorit denken wir uns immer zugleich den Menschen, der die Farbe sieht, im Auge aufnimmt und zusammenhält. Aber das kann und muß man annehmen, um nicht in Ungewißheit des Raisonnements zu gerathen, daß alle gesunden Augen alle Farben und ihr Verhältniß ungefähr überein sehen: denn auf diesem Glauben der Ueber-einstimmung solcher Apperceptionen beruht ja alle Mittheilung der Erfahrung.

Daß aber auch in den Organen eine große Abweichung und Verschiedenheit in Absicht auf Farben sich befindet, kann man am Besten bei dem Maler sehen, der etwas Nehnliches mit dem, was er sieht, hervorbringen soll. Wir können aus dem Hervorgebrachten auf das Gesehene schließen, und mit Diderot sagen:

„Die Anlage des Organs trägt gewiß viel dazu bei. Ein zartes und schwaches Auge wird sich mit lebhaften und starken Farben nicht befrieden, und ein Maler wird keine Wirkungen in sein Bild bringen wollen, die ihn in der Natur verlezen: er wird das lebhafte Roth, das volle Weiß nicht lieben, er wird die Tapeten, mit denen er die Wände seines Zimmers bedeckt, er wird seine Leinwand mit schwachen, sanften und zarten Tönen färben, und gewöhnlich durch eine gewisse Harmonie ersetzen, was er euch an Kraft entzog.“

Dieses schwache, sanfte Colorit, diese Flucht vor lebhaften

Farben kann sich, wie Diderot hier angiebt, von einer Schwäche der Nerven überhaupt herschreiben. Wir finden, daß gesunde, starke Nationen, daß das Volk überhaupt, daß Kinder und junge Leute sich an lebhaften Farben erfreuen; aber eben so finden wir auch, daß der gebildetere Theil die Farbe flieht, theils weil sein Organ geschwächt ist, theils weil er das Auszeichnende, das Charakteristische vermeidet.

Bei dem Künstler hingegen ist die Unsicherheit, der Mangel an Theorie oft Schuld, wenn sein Colorit unbedeutend ist. Die stärkste Farbe findet ihr Gleichgewicht, aber nur wieder in einer starken Farbe, und nur wer seiner Sache gewiß wäre, wagte sie neben einander zu setzen. Wer sich dabei der Empfindung, dem Ungefähr überläßt, bringt leicht eine Caricatur hervor, die er, insofern er Geschmack hat, vermeiden wird: daher also das Dämpfen, das Mischen, das Tödten der Farben, daher der Schein von Harmonie, die sich in ein Nichts auflöst, anstatt das Ganze zu umfassen.

„Warum sollte der Charakter, ja selbst die Lage des Malers nicht auf sein Colorit Einfluß haben? Wenn sein gewöhnlicher Gedanke traurig, düster und schwarz ist, wenn es in seinem melancholischen Kopf und in seiner düstern Werkstatt immer Nacht bleibt, wenn er den Tag aus seinem Zimmer vertreibt, wenn er Einsamkeit und Finsterniß sucht, werdet ihr nicht eine Darstellung zu erwarten haben, die wohl kräftig, aber zugleich dunkel, mißfarbig und düster ist? Ein Gelbsüchtiger, der alles gelb sieht, wie soll der nicht über sein Bild denselben Schleier werfen, den sein frisches Organ über die Gegenstände der Natur zieht, und der ihm selbst verdrießlich ist, wenn er den grünen Baum, den eine frühere Erfahrung in die Einbildungskraft drückte, mit dem gelben vergleicht, den er vor Augen sieht?

„Seyd gewiß, daß ein Maler sich in seinem Werke eben so sehr, ja noch mehr als ein Schriftsteller in dem seinigen zeige. Einmal tritt er wohl aus seinem Charakter, überwindet die Natur und den Hang seines Organs. Es ist wie ein verschlossener, schweigender Mann, der doch auch einmal seine Stimme erhebt; die Explosion ist vorüber, er fällt in seinen natürlichen Zustand, in das Stillschweigen zurück. Der traurige Künstler,

der mit einem schwachen Organ geboren ist, wird wohl einmal ein Gemälde von lebhafter Farbe hervorbringen; aber bald wird er wieder zu seinem natürlichen Colorit zurückkehren."

Unterdessen ist es schon äußerst erfreulich, wenn ein Künstler einen solchen Mangel bei sich gewahr wird, und äußerst beifalls-würdig, wenn er sich bemüht, ihm entgegen zu arbeiten. Sehr selten findet sich ein solcher, und wo er sich findet, wird seine Bemühung gewiß belohnt, und ich würde ihm nicht, wie Diderot thut, mit einem unvermeidlichen Rückfall drohen, vielmehr ihm, wo nicht einen völlig zu erreichenden Zweck, doch einen immer-währenden glücklichen Fortschritt versprechen.

"Auf alle Fälle wenn das Organ frankhaft ist, auf welche Weise es wolle, so wird es einen Dunst über alle Körper ver-breiten, wodurch die Natur und ihre Nachahmung äußerst lei-den muß."

Nachdem also Diderot den Künstler aufmerksam gemacht hat, was er an sich zu bekämpfen habe, so zeigt er ihm auch noch die Gefahren, die ihm in der Schule bevorstehen.

"Einfluß des Meisters. Was den wahren Coloristen selten macht, ist, daß der Künstler sich gewöhnlich Einem Meister ergiebt. Eine undenkliche Zeit copirt der Schüler die Gemälde des Einen Meister s ohne die Natur anzublicken; er gewöhnt sich, durch fremde Augen zu sehen, und verliert den Gebrauch der seinigen. Nach und nach macht er sich eine gewisse Kunstfertig-keit, die ihn fesselt, und von der er sich weder befreien noch ent-fernen kann: die Kette ist ihm ums Auge gelegt, wie dem Skla-ven um den Fuß, und das ist die Ursache, daß sich so manches falsche Colorit verbreitet. Einer der nach Lagrénee copirt, wird sich ans Glänzende und Solide gewöhnen; wer sich an Le Prince hält, wird roth und ziegelfarbig werden, nach Greuze grau und violett; wer Chardin studirt, ist wahr! Und daher kommt diese Verschiedenheit in den Urtheilen über Zeichnung und Farbe selbst unter Künstlern: der eine sagt, daß Poussin trocken, der andere, daß Rubens übertrieben ist, und ich, der Liliputianer, klopfe ihnen sanft auf die Schulter und bemerke, daß sie eine Albern-heit gesagt haben."

Es ist keine Frage, daß gewisse Fehler, gewisse falsche

Richtungen sich leicht mittheilen, wenn Alter und Ansehen besonders den Jüngling auf bequeme, unrechte Wege leiten. Alle Schulen und Secten beweisen, daß man lernen könne mit andern Augen sehen; aber so gut ein falscher Unterricht böse Früchte bringt und das Manierirte fortpflanzt, eben so gut wird auch durch diese Empfänglichkeit der jungen NATUREN die Wirkung einer echten Methode begünstigt. Wir rufen dir also, wackerer Diderot, abermals, so wie beim vorigen Capitel zu: Indem du deinen Jüngling vor den Afterschulen warnst, so mache ihm die echte Schule nicht verdächtig!

„Unsicherheit im Auftragen der Farben. Der Künstler, indem er seine Farbe von der Palette nimmt, weiß nicht immer, welche Wirkung sie in dem Gemälde hervorbringen wird. Und freilich, womit vergleicht er diese Farbe, diese Tinte auf seiner Palette? Mit andern einzelnen Tinten, mit ursprünglichen Farben! Er thut mehr, er betrachtet sie an dem Orte, wo er sie bereitet hat, und überträgt sie in Gedanken an den Platz, wo sie angewendet werden soll. Wie oft begegnet es ihm nicht, daß er sich bei dieser Schätzung betrügt! Indem er von der Palette auf die volle Scene seiner Zusammensetzung übergeht, wird die Farbe modifizirt, geschwächt, erhöht, sie verändert völlig ihren Effect. Dann tappt der Künstler herum, hantert seine Farbe hin und wieder, und quält sie auf alle Weise. Unter dieser Arbeit wird die Tinte eine Zusammensetzung verschiedener Substanzen, welche mehr oder weniger (chemisch) auf einander wirken, und früher oder später sich verstimmen.“

Diese Unsicherheit kommt daher, wenn der Künstler nicht deutlich weiß, was er machen soll und wie er es zu machen hat. Beides, besonders aber das letzte, läßt sich auf einen hohen Grad überliefern. Die Farbenkörper, welche zu brauchen sind, die Folge, in welcher sie zu brauchen sind, von der ersten Anlage bis zur letzten Vollendung, kann man wissenschaftlich, ja beinahe handwerksmäßig überliefern. Wenn der Emailmaler ganz falsche Tinten auftragen muß, und nur im Geiste die Wirkung sieht, die erst durchs Feuer hervorgebracht wird, so sollte doch der Oelmaler, von dem hauptsächlich hier die Rede ist, wohl eher wissen, was er vorzubereiten und wie er stufenweise sein Bild auszuführen habe.

Frazenhafte Genialität. Diderot mag uns verzeihen, daß wir unter dieser Rubrik das Betragen eines Künstlers, den er lobt und begünstigt, aufführen müssen.

„Wer das lebhafte Gefühl der Farbe hat, hestet seine Augen fest auf das Tuch, sein Mund ist halb geöffnet, er schnaubt (ächzt, lechzt), seine Palette ist ein Bild des Chaos. In dieses Chaos taucht er seinen Pinsel, und zieht das Werk seiner Schöpfung hervor. Er steht auf, entfernt sich, wirft einen Blick auf sein Werk; er setzt sich wieder, und ihr werdet so die Gegenstände der Natur lebendig auf seiner Tafel entstehen sehen.“

Vielleicht ist es nur der Deutschen Gesetztheit lächerlich, einen braven Künstler hinter seinem Gegenstande, gleichsam als einen erhitzten Jagdhund hinter einem Wilde her, mit offenem Munde schnauben zu sehen. Vergebens suchte ich das Französische Wort haleter in seiner ganzen Bedeutung auszudrücken, selbst die mehrern gebrauchten Worte fassen es nicht ganz in die Mitte; aber so viel scheint mir doch höchst wahrscheinlich, daß weder Raphael bei der Messe von Bolsena, noch Correggio vor dem heiligen Hieronymus, noch Tizian vor dem heiligen Peter, noch Paul Veronese vor einer Hochzeit zu Cana mit offenem Munde gesessen, geschnaubt, geächzt, gestöhnt, haletirt habe. Das mag denn wohl so ein Französischer Frazensprung seyn, vor dem sich diese lebhafte Nation in den ernstesten Geschäften nicht immer hüten kann.

Nachfolgendes ist nicht viel besser.

„Mein Freund! geht in eine Werkstatt, und seht den Künstler arbeiten! Wenn er seine Tinten und Halbtinten recht symmetrisch rings um die Palette geordnet hat, oder wenn nicht wenigstens nach einer Viertelstunde Arbeit die ganze Ordnung durch einander gestrichen ist, so entscheidet kühn, daß der Künstler kalt ist, und daß er nichts Bedeutendes hervorbringen wird. Er gleicht einem unbehülflichen, schweren Gelehrten, der eben die Stelle eines Autors nöthig hat. Der steigt auf seine Leiter, nimmt und öffnet das Buch, kommt zum Schreibetisch, copirt die Zeile, die er braucht, steigt die Leiter wieder hinan, und stellt das Buch an den Platz zurück. Das ist fürwahr nicht der Gang des Genies.“

Wir selbst haben dem Künstler oben zur Pflicht gemacht, die materiellen Farbenercheinungen der abgesonderten Pigmente durch wohlverstandene Mischung zu tilgen, die Farbe, seinen Gegenständen gemäß, zu individualisiren und gleichsam zu organisiren; ob aber diese Operation so wild und tumultuarisch vorgenommen werden müsse, daran zweifelt, wie billig, ein bedächtiger Deutscher.

#### Rechte und reinliche Behandlung der Farben.

„Ueberhaupt wird die Harmonie eines Bildes desto dauerhafter seyn, je sicherer der Maler von der Wirkung seines Pinsels, je führner, je freier sein Auftrag war, je weniger er die Farbe hin und wieder gehantirt und gequält, je einfacher und lecker er sie angewendet hat. Man sieht moderne Gemälde in kurzer Zeit ihre Uebereinstimmung verlieren, man sieht alte, die sich, ungeachtet der Zeit, frisch, kräftig und in Harmonie erhalten haben. Dieser Vortheil scheint mir nicht sowohl eine Wirkung der bessern Eigenschaft ihrer Farben als eine Belohnung des guten Verfahrens bei der Arbeit zu seyn.“

Ein schönes und echtes Wort von einer wichtigen und schönen Sache. Warum stimmst du, alter Freund, nicht immer so mit dem Wahren und mit dir selbst überein? Warum nöthigst du uns, mit einer Halbwahrheit, mit einem paradoxen Perioden zu schließen?

„O mein Freund, welche Kunst ist die Malerei! Ich vollende mit einer Zeile, was der Künstler in einer Woche kaum entwirft, und zu seinem Unglück weiß er, sieht er, fühlt er wie ich, und kann sich durch seine Darstellung nicht genugthun. Die Empfindung, indem sie ihn vorwärts treibt, betrügt ihn über das, was er vermag, er verdikt ein Meisterstück: denn er war, ohne es gewahr zu werden, auf der letzten Gränze seiner Kunst.“

Freilich ist die Malerei sehr weit von der Redekunst entfernt, und wenn man auch annehmen könnte, der bildende Künstler sehe die Gegenstände wie der Redner, so wird doch bei jenem ein ganz anderer Trieb erweckt als bei diesem. Der Redner eilt von Gegenstand zu Gegenstand, von Kunstuwerk zu Kunstuwerk, um darüber zu denken, sie zu fassen, sie zu übersehen, sie

zu ordnen und ihre Eigenschaften auszusprechen. Der Künstler hingegen ruht auf dem Gegenstande, er vereinigt sich mit ihm in Liebe, er theilt ihm das Beste seines Geistes, seines Herzens mit, er bringt ihn wieder hervor. Bei der Handlung des Hervorbringens kommt die Zeit nicht in Anschlag, weil die Liebe das Werk verrichtet. Welcher Liebhaber fühlt die Zeit in der Nähe des geliebten Gegenstandes verfließen? Welcher echte Künstler weiß von Zeit, indem er arbeitet? Das, was dich, den Redner, ängstigt, das macht des Künstlers Glück; da, wo du ungeduldig eilen möchtest, fühlt er das schönste Behagen.

Und deinem andern Freunde, der ohne es zu wissen auf den Gipfel der Kunst geräth, und durch Fortarbeiten sein treffliches Werk wieder verdirbt, dem ist am Ende wohl auch noch zu helfen. Wenn er wirklich so weit in der Kunst, wenn er wirklich so brav ist, so wird es nicht schwer halten, ihm auch das Bewußtseyn seiner Geschicklichkeit zu geben, und ihn über die Methode aufzuklären, die er dunkel schon ausübt, die uns lehrt, wie das Beste zu machen sey, und uns zugleich warnt, nicht mehr als das Beste machen zu wollen.

Und so sey auch für dießmal diese Unterhaltung geschlossen! Einstweilen nehme der Leser das, was sich in dieser Form geben ließ, geneigt auf bis wir ihm sowohl über die Farbenlehre überhaupt als über das malerische Colorit im Besondern, das Beste, was wir haben und vermögen, in gehöriger Form und Ordnung mittheilen und überliefern können.

